S
<36626423030014
<36626423030014
Bayer. Staatsbibliothek

B. L. franç. pag. 88.
L. eleg. g. 28 m-4

L. eleg. g. 828 m
Batteux

Einleitung
in die
Schönen Wissenschaften.

Nach dem
Französischen des Herrn Batteux,
mit Zusätzen vermehret
von
Karl Wilhelm Ramler.

Vierter Band.

Dritte und verbesserte Auflage.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung
in die
schönen Wissenschaften.
Dritter Theil.
Von den Gattungen in Prose.

Vorerinnerung.

Es wäre leicht, den Grundsatz der Nachahmung, den wir in den vorhergehenden Theilen, die die Poesie zum Gegenstande hatten, festgesetzt und ausgeführet haben, auf die ganze schöne Litteratur auszudehnen, wofern dieses nöthig wäre. Die Gattungen in Prose können nichts anders seyn, als die wohl ausgedrückte Natur; und die Poesie ist nichts anders als die Nachahmung dieses Ausdruckes. Beide

sind einander was das Urbild dem Nachbilde, oder das Nachbild dem Urbilde ist. In beiden sind einerley Züge, einerley Farben, einerley Charakter enthalten. Und so wie die Künste nie schöner sind, als wenn sie dem Originale der Natur vollkommen ähnlich sind: eben so ist auch diese nie schöner und vollkommener, als wenn sie der ausgesuchten und durch die Künste verschönerten Natur gleicht. Alles was man dort findet, muß man auch hier finden, und zwar aus einer und eben derselben Ursache.

Wenn dieses wahr ist, wird man sagen, warum hat man denn nicht gleich anfangs in diesem Werke die Beredsamkeit und die Geschichte aufgeführt, die, ohne Zweifel, der Natur näher kommen, als alle übrigen Gattungen; und die gewissermaßen die Muster der Poesie gewesen zu seyn scheinen? Es wäre natürlicher gewesen, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten fortzuschreiten, und zuerst die gemeinesten Arbeiten des menschlichen Verstandes vorzulegen, ehe man die feinsten Kunstgriffe des Witzes untersucht hätte. Ueberdem ist die Sprache der Prose ehe gewesen, als die Sprache der Poesie; diese hat allezeit mit den Materialien von jener gearbeitet. Es heißt also die Ordnung umkehren, und von dem Giebel des Gebäudes anfangen,

gen, wenn man denen, die man in die Gesellschaft der Musen einführen will, zuerst die Bücher der Poesie vorlegt, mit welchen man hätte beschließen sollen.

Wir gestehen, daß, wenn wir uns in diesem Werke vorgesetzt hätten, den Weg zu zeigen, wie man zur Kenntniß einer Sprache gelangt, man den Anfang mit der Prose hätte machen müssen. Diese enthält, ohne Widerrede, den wahren Geist, den wesentlichen Charakter einer jeden Sprache. In der Poesie verändert der Zwang des Verses nothwendig die natürliche Verbindung der Wörter, ja bisweilen so gar ihre Bedeutung. Also hieße es widersinnig verfahren, wenn man eine Sprache zuerst aus den Poeten studieren wollte. Man mag immerhin den Horaz und den Virgil lesen: liest man nichts weiter als sie, so wird man nie reden lernen wie Cicero.

Allein unser Vorsatz ist nicht reden zu lernen, sondern lesen und urtheilen zu lernen. Um aber über Werke der Litteratur urtheilen zu lernen, muß man sich zuerst bey solchen Werken üben, worinn die Schönheiten und die Fehler sichtbarer und dem Verstande und Geschmacke faßlicher sind, worinn die Kunst sich offenbar und ohne Geheimniß zeigt; und wenn man diese Kunst

einmal kennt, und versichert ist, ihre wahren Grundsätze begriffen zu haben, so versucht man sie auch bey Werken kennen zu lernen, wo sie sich zu verstecken pflegt.

Die Ordnung, der wir gefolgt sind, ist also die Ordnung des menschlichen Verstandes selbst, der zuerst dasjenige faßt, was am meisten in die Sinne fällt, und sich dadurch den Weg zu demjenigen bahnt, was weniger in die Sinne fällt.

Dieser Weg ist so natürlich, daß, wenn man die Geschichte der Poesie und der Redekunst untersucht, man findet, daß diese allererst nach jener erschienen ist.

Es ist ein großer Unterschied unter der Sprache des bloßen Bedürfnisses und unter der Sprache der Beredsamkeit. Die erstere ist ohne Zweifel vor der Poesie vorhergegangen. Sie ist das nothwendigste Werkzeug der Gesellschaft; auf sie hat also das menschliche Geschlecht seine erste Sorge richten müssen. Die oratorische Sprache hingegen, wo man alle Hülfsmittel der Kunst zu einem glücklichen Naturelle hinzuthut, wo alle Maschinen angebracht, alle Springfedern aufgezogen, alle Kunstgriffe hervorgesucht werden, die zur Ueberredung etwas beytragen können, diese Sprache wurde allererst, nach dem großen Fortgange

gange der Poesie, bestimmten Regeln unterwürfig.

Die Poesie war die erste, die der einfältigen Natur ihre starken Züge und ihre naiven Reize mittheilte. Sie bekleidete sie mit allem Schmucke, den die Einbildungskraft und Harmonie hinzuthun konnten. Die Beredsamkeit, so bescheiden sie auch ihrem Stande nach ist, lernte bald darauf an dem Exempel der Poesie, daß es eine Kunst gäbe, die Gegenstände zu schildern, das Ohr zu täuschen, die Seele zu erhitzen. Sie wußte aus ihrer eigenen Erfahrung, daß, so mächtig auch die Wahrheit an sich selber ist, es doch nicht allemal sicher sey, die Vertheidigung derselben einem rohen Talente, einem gewissen Instinkte zu überlassen, der oft keinen allzuglücklichen Gebrauch von ihren Schätzen macht; sondern daß es weit klüger sey, dem Verhalten des Geistes nachzuspüren, der die Künste erfunden hat, und sich seiner Hülfsmittel mit Maße und mit Vorsicht zu bedienen.

Man zog also die Werke berühmter Skribenten zu Rathe. Dieses waren Poeten; denn man hatte zuerst in Versen geschrieben. Man beobachtete ihren Gang, man zergliederte ihr Verfahren; man versuchte, das in Ausübung zu bringen, was man bey ihnen angemerkt hatte.

te. Der gute Fortgang gab den Mustern, die man erwählet hatte, immer mehr und mehr Autorität. Homer ward nicht allein als der Fürst der Dichtkunst, sondern auch als der Vater der Redekunst, der Historie, der Philosophie, aller Künste angesehn. Er zeigte dem Herodotus, wie man die Thaten der Helden beschreiben, dem Isokrates, wie man den Sinnen schmeicheln müsse, um den Verstand zu überzeugen, dem Demosthenes, dem Aeschines, dem Sokrates, dem Plato, wie man schildern, rühren, beweisen, erzählen müsse. Die Sorgfalt, die er anwandte, der Natur mitten unter seinen Lügen und Erdichtungen getreu zu bleiben, gab ihnen zu verstehen, was sie selber, zumal bey Schilderung der Wahrheit, zu thun hätten. Sie hielten sich also beständig mit ihm an einerley Grundsatz; sie studierten die Natur, und bemüheten sich, sie überall so auszudrücken, als sie, nach dem Unterschiede der Gattungen, die sie erwählt hatten, und der Absichten, die sie sich vorsetzten, ausgedrückt werden konnte und mußte.

Die Dichtkunst hat also der Redekunst die Bahn gebrochen, sie ist ihr Wegweiser, ihre Fackel, ihr Vorbild geworden. Sie hat ihr ihren wahren Gegenstand, die Quelle und das Principium aller ihrer Regeln gezeigt. Von ihr hat

sie

sie gelernt, daß sie, gleich dieser ihrer Lehrmeisterinn, kein anderes Amt habe, als die Natur zu schildern, und kein anderes Verdienst, als sie stark und wahr zu schildern. Hiedurch sind die großen Redner, die alten sowohl als die neuern, zum Gipfel der Ehre gelangt: weil sie nehmlich, wenn ich mich so ausdrücken darf, Poeten in ihren Reden gewesen sind, so wie die Poeten Redner in ihren Poesien gewesen waren.

Aber wo bleibt der Unterschied unter diesen beiden Künsten? denn es ist gewiß, daß ein Unterschied darunter ist.

Hier ist er: Die Poesie hat das Gefallen zum Gegenstande, wie wir schon oft gesagt haben; und wenn sie zuweilen unterrichtet, so thut sie es, weil der Nutzen ein Mittel ist, desto leichter ihren Zweck zu erhalten. Die Redekunst hat den Unterricht zur Absicht; und wenn sie zu gefallen sucht, so geschieht es, weil sie weiß, daß der sicherste Weg zur Ueberredung zu gelangen, derjenige ist, den man mit Bluhmen überstreut.

Die Poesie gebraucht alles, wofern es nur zu ihren Absichten dient: Wahres, Falsches, Fabel, Historie, Wunderbares, Natürliches, Mögliches, Unmögliches, alles wird bey ihr wohl aufgenommen; ihre Vernunft heißt Raserey. Sie bauet, ohne einen Grund zu legen. Ein

Hirngespinst, welches ein bloßer Hauch zerstöret, beschäfftiget sie eben so ernstlich, als die Wohlfahrt eines Staats. Die Redekunst ist allezeit ernsthaft und behutsam: sie denkt auf nichts als auf einen wirklichen Dienst. Die Vernunft ist ihre Stütze, die Weisheit verläßt sie niemals.

Dieses sind die Rechte und die Gränzen beider Reiche. Sie erstrecken sich beide über die ganze Natur: aber bey der einen führt die Wahrheit den Zepter, und bey der andern der Geschmack. Und nach den Grundgesetzen dieser beiden richtet sich alles. Laßt uns zur Sache selber schreiten.

Dieser dritte Theil wird in drey Artikel eingetheilt werden. In dem ersten wird man von der Rede handeln; in dem zweyten von der Historie; in dem dritten von dem Briefstyl. Wir thun einen Anhang hinzu, von den Wortfügungen der lateinischen und deutschen Sprache, und von den Regeln, die daraus für die Uebersetzungskunst fließen.

Erster Artikel.

Von der Rede.

I.

Was ist die Rede?

Die Rhetorik, die Logik, die Grammatik sind drey Künste, die allezeit in Gesellschaft gehen sollten. Die Logik ist die Kunst wohl zu denken. Die Grammatik die Kunst wohl zu sprechen. Die Rhetorik die Kunst wohl zu reden. Wohl denken, heißt Genauigkeit und Bestimmung in seine Begriffe, Behutsamkeit in sein Urtheil, Verbindung und Richtigkeit in seine Schlüsse bringen. Wohl sprechen, heißt sich der angenommenen Ausdrücke und gesetzmäßiger Wortfügungen bedienen, die Barbarismen in den Wörtern, die Solöcismen in den Redensarten vermeiden. Wohl reden, heißt auf eine Art reden, daß man uns gern hört, und daß wir diejenigen bereden, die uns hören. Drey allgemeine Hülfsmittel, deren Nutzen sich über alle Gattungen der Wissenschaften und der Litteratur erstreckt; und welche bey denen, die sie in sich vereinigen, eine gute Erziehung, einen wohlgeordneten Verstand, und ein fruchtbares Naturell anzeigen.

Das Wort Rede kömmt von reden her und hat, bey uns, eben so wie das Wort Oration bey den Lateinern, eine weitläuftige Bedeutung, wenn man bloß auf seinen Ursprung sieht: es bedeutet einen jeden Gedanken, der durch die Rede ausgedrückt wird, *ore ratio expressa.* In diesem Verstande wird es von den Sprachlehrern genommen. Hier bedeutet es, eine Rede, die durch die Kunst eingerichtet ist Ueberredung zu wirken.

Es ist zu merken, daß ein großer Unterschied ist zwischen dem Talente eines Redners, und zwischen der Kunst, die einen Redner bilden hilft. Das Talent nennt man Beredsamkeit, die Kunst Rhetorik: jenes erschafft, diese beurtheilt; jenes macht einen Orator, diese einen Rhetor.

II.

Vier Verrichtungen eines Redners.

Bey einem jeden Stoffe, den der Redner behandelt, hat er zuerst drey Verrichtungen auf sich: die erste ist, die Sachen zu finden, die er sagen soll; die zweyte ist, sie in die gehörige Ordnung zu bringen; die dritte, sie anständig auszudrücken. Dieses nennt man Erfindung, Anordnung, Ausdruck: Quid dicat, et quo loco, et quo modo. *Cic.*

Um gleich Anfangs einen deutlichen Begriff von diesen drey Verrichtungen zu geben, die bey allen Künsten statt finden, wie man in dem ersten Theile dieses Werks gesehen hat: so wollen wir sie in einem kurzen und ganz leichten Exempel vorstellen. Es ist einerley, von welcher Gattung es sey: wir wollen es aus der Fabel hernehmen.

Ein junger Prinz verlangte vom La-Fontaine eine Fabel, und gab ihm folgenden Stoff dazu: die Katze und die Maus. Wie fieng es der Poet an, ihn zu behandeln?

Schon beym ersten Anblick sah er die Rollen, welche die Personen zu spielen hatten: die Katze ist gemacht zu fangen, und die Maus gefangen zu werden. Allein dieser erste Begriff führte ihn noch auf nichts.

Der Poet nahm an, daß die Maus jung und die Katze alt sey. Diese beiden hinzugedichteten Umstäude konnte man ihm nicht versagen; weil sie den Stoff gar nicht ändern. Gleichwohl sind sie die einzigen, welche die Handlung hervorbringen.

Wenn die Maus jung ist, so ist sie ohne Erfahrung; wenn die Katze alt ist, so wird sie nicht einfältig seyn. Itzt sind wir nahe bey dem, was wir suchen. Itzt haben wir die handelnden

delnden Personen und ihre Charakter. Aber wo ist die Handlung?

Hier ist sie: Eine junge Maus wird von einer alten Katze gefangen und sucht sie zur Barmherzigkeit zu bewegen: allein die alte Katze spottet ihrer Bitten und verschlingt ihren Raub.

Sehet da den Inhalt der Fabel, oder die Sachen! Dieses ist die erste und vornehmste Verrichtung des Geistes, diejenige, die man die Erfindung nennt.

Hierauf folgt die Entwickelung dieser erstern Stücke. Die Maus sucht die Katze zu erweichen, folglich hält sie ihr eine kleine Rede. Die Katze spottet darüber, folglich giebt sie ihr eine kleine Antwort. Wo soll man diese Reden hernehmen? Aus dem Lehrsatze des Horaz: dicat debentia dici. Die Maus muß nach ihrem Alter, ihrer Größe, ihren gegenwärtigen Umständen reden; die Katze desgleichen. Die Erfindung, wie man sieht, hat alle Theile zum Gebäude hergegeben. Laßt uns zur Anordnung schreiten.

Dieser zweyte Theil hängt fast ganz von dem ersten ab: weil der Geist, wenn er etwas hervorbringt, nach Anleitung der Natur selbst, von der einen Sache zu der nächstfolgenden fortgeht. Erstlich muß die Maus gefangen werden, hernach muß sie bitten; die Katze muß antworten; endlich muß die Maus ihr Schlachtopfer werden.

Hierauf

Hierauf kömmt der Ausdruck, der die Gedanken, woraus die Fabel zusammengesetzt ist, in Worte kleidet. Diese Worte sind von zweyerley Art: einige werden bloß gebraucht, die Sache selbst auszudrücken; andere, ihr Annehmlichkeiten mitzutheilen. Laßt uns die Kunst und den Geschmack des Poeten in diesem Theile seines Werkes untersuchen.

„Eine junge Maus von weniger Erfahrung „glaubte einen wohlbetagten Kater zu erweichen, „wenn sie ihn um Gnade bäte und den alten Murner mit Gründen abspeisete: Lieber! laß mich „leben: ist wohl ein Mäuschen von meiner Größe und von meinem Essen diesem Hause zur Last? „Meynst du wohl, daß ich den Wirth, die Frau „Wirthinn und ihre Leute auszehren werde? „Mein Futter ist ein Weizenkörnchen; eine einzige Nuß macht mich fett und rund. Itzo bin „ich mager. Warte noch ein wenig und spare „diese Mahlzeit für deine Herren Söhne. So „sprach die erhaschte Maus zum Kater. Dieser antwortete: Freund, du betriegst dich. „Bin ich einer, dem man solche Sachen vorschwatzen kann? Du predigst tauben Ohren. „Kater, und alt, soll verzeihen? das ist unerhört. Kraft dieser ewigen Gesetze, geh „stracks von hier zur Hölle, stirb! und halt

„deine

„deine Rede an die drey Spinnerinnen. Er „hielt Wort.“

Man sieht in dieser Fabel eine Folge von Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, die wahr, richtig, klar und in Ausdrücke von gleicher Beschaffenheit eingekleidet sind; ohne diese wäre das Werk fehlerhaft. Allein wenn keine andere Eigenschaften vorhanden wären: so fehlte das, was man Schönheiten nennt, und was die eigentliche Würze der Rede ausmacht. Der Verfasser mußte daher Annehmlichkeiten hinzufügen: bald etwas lustiges: den alten Murner mit Gründen abspeisen; spare diese Mahlzeit für deine Herren Söhne. Bald sprichwörtliche Redensarten: Du predigst tauben Ohren. Anzügliche Umstände: Kater, und alt, soll verzeihen? Groteske Ausdrücke: Kraft dieser ewigen Gesetze, geh stracks von hier zur Hölle. Halt deine Rede: ein spöttischer Ausdruck. Die Spinnerinnen: Anspielung auf die Fabel.

Dieses sind die drey ersten Verrichtungen, wovon wir die Kunstgriffe in den drey nachfolgenden Abschnitten entwickeln wollen. Wir thun einen vierten hinzu, welcher die Kunst der Aktion, oder der rednerischen Aussprache und der Rednergeberden enthalten wird.

Erster

Erster Abschnitt.

Von der rednerischen Erfindung.

Der Endzweck des Redners ist zu überreden. Um nun die Menschen zu überreden, muß man beweisen, gefallen, bewegen. Bisweilen ist eines von diesen Mitteln schon hinreichend; bisweilen ist es nicht zu viel sie alle drey zu vereinigen. Man beweist durch Gründe, man gefällt durch Sitten, man bewegt durch Leidenschaften.

Weil diese Mittel mehr oder weniger in einer Rede herrschen, nach der Verschiedenheit ihrer Gattung: so wollen wir zuerst diese Gattungen kennen lernen; hiernächst wollen wir von den Beweisgründen, den Sitten und den Leidenschaften reden.

I. Kapitel.

Verschiedene Gattungen der Rede.

Man schränkt sie gemeiniglich auf drey Gattungen ein: wovon die erste die Ehrenrede, die zweyte die Berathschlagungsrede, die dritte die gerichtliche Rede ist. Die erste hat, vornehmlich das Gegenwärtige zum Augenmerk,

die zweyte das Zukünftige, die dritte das Vergangene. In der Ehrenrede, die man ſonſt die demonſtrative Rede nennt, lobt oder tadelt man, verkleinert oder vergrößert man jemandes Ehre; in der Berathſchlagungsrede beredet man zu handeln oder nicht zu handeln; in der gerichtlichen verklagt man oder man vertheidigt.

I.

Ehrenrede.

Hierunter begreift man alſo die Lobreden, die Leichenreden, die akademiſchen Reden, die Glückwünſche, die man Königen und Prinzen ablegt u. ſ. w. Bey dieſen Gelegenheiten kömmt es darauf an, alles zuſammen zu ſammeln, was demjenigen, den man loben will, zur Ehre gereicht.

Man lobt ſeine Geburt: das großmüthige Blut ſeiner Väter wallt in ſeinen Adern; der muthige Adler zeugt keine fruchtſame Tauben.

Iſt ſeine Herkunft unbekannt; ſo iſt er ein Held, der keinem etwas zu verdanken hat, als ſich ſelber; ſeine Ehre iſt allein das Werk ſeiner eigenen Tugend.

Man lobt ſeine Erziehung: er iſt von einer ſo glücklichen Geburt, er iſt mit einer ſolchen Sorgfalt erzogen worden, daß einer von dieſen

beiden Vortheilen, ohne Hülfe des andern, schon hinreichend gewesen wäre, einen außerordentlichen Mann aus ihm zu machen.

Hat er keine Erziehung gehabt: so hat sein mehr als menschlicher Geist von selbst einen kühnen Flug genommen und alle Hindernisse überstiegen.

Eben so lobt man die Sitten, die merkwürdigen Handlungen, die äußerliche Aufführung, das Privatleben, den Verstand, die Anmuth, die Tugenden.

Doch muß der Redner auch bedenken, daß er sich selber verunehren kann, wenn er seinem Helden allzuviel Ehre anthut. Obgleich der Zuhörer zu der Zeit weder Richter noch Partey ist: so hat er doch seine Rechte, über die er eifersüchtig hält, und die er gemeiniglich nach aller Strenge ausübt. Wenn die Beweise schlecht gewählt sind, wenn sie mit vieler Mühe mehr aus den Schlupfwinkeln der Schmeicheley hergeholt, als aus den Quellen der Wahrheit geschöpft sind, so erzürnt er sich über den Schmeichler, der ihn zum Mitgenossen seiner Niederträchtigkeit machen will.

Es ist nicht schwer, sagte Sokrates, die Athenienser zu Athen zu loben: aber es glücklich vor einem Scythen zu thun, vor einem Lacedä-

monier, vor einem Philosophen, das ist der höchste Gipfel der Ehre, so wohl für den Helden, als für den Panegyristen. Ein Scythe, ein Philosoph ergiebt sich bloß der Wahrheit. Und bey dieser Gattung liegt die Wahrheit ganz allein in den Thaten. Will man also gut loben, so darf man nur die Thaten mit starken und lebhaften Zügen schildern. Lobeserhebungen, die sich durch nichts als durch Wörter und wohlklingende Redensarten erhalten, gleichen den Seifenblasen, die in der Luft schimmern und bey dem geringsten Hauche verschwinden.

Hingegen bekleide man die Thaten mit allem Schmucke der Beredsamkeit; man gebrauche edle und prächtige Ausdrücke, kühne Wendungen, numerose Perioden, wohl zubereitete Schlußfälle, glänzende Figuren; alles scheine gewählt, geordnet, mit Bluhmen und mit Kränzen behangen zu seyn: der Zuhörer ist sehr wohl damit zufrieden. Alle Panegyristen, vom Perikles an bis auf uns, haben sich in dem Besitze dieses Rechts erhalten. Man weiß, daß ein jeder Panegyrikus eine Art des Triumphs ist, den man der Tugend bewilliget. Anstatt es also übel zu empfinden, wenn man ihn prächtig und erhaben macht, findet unsre Eigenliebe vielmehr

in ihrem Beyfall ihre eigene Belohnung; aber es gehören Thaten dazu.

II.

Berathschlagungsrede.

In der Ehrenrede lobet man die Tugend; in der Berathschlagungsrede räth man sie an, und zeigt die Ursachen, warum man sich darum bewerben soll. Der Lehrsatz des Horaz, so wahr er in allen Fällen ist, so ist er es hier noch weit mehr *): Man muß seinen Stoff aus dem Grunde kennen, ihn auf allen seinen Seiten, auf den wirklichen so wohl als auf den möglichen, aufmerksam betrachtet haben.

Man schlägt eine Unternehmung vor. Ist sie nützlich? ist sie es nicht? Man soll einen Krieg ankündigen, ein erlittenes Unrecht zu rächen: hier muß man mit großem Fleiße die beiderseitigen Wahrscheinlichkeiten ausrechnen, so wohl die dafür, als die dawider sind; was zu fürchten und was zu hoffen ist; die Quellen des Staats und des Feindes; was für Folgen ein widriges Glück haben kann; durch welche Mittel es wieder herzustellen ist; ob endlich der

*) — — — Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

Schade, dem man sich aussetzt, nicht größer seyn wird, als der, den man erlitten hat.

Sind alle diese Sachen von einem Geiste, der gründlich denkt und uneigennützig handelt und auch zu handeln scheint, reiflich erwogen: so ist nichts mehr übrig, als sie mit Nachdruck und Simplicität vorzutragen. Hier ist der Ort nicht mehr, Annehmlichkeiten auszustreuen, das Ohr zu kützeln, der Einbildungskraft zu schmeicheln; diese Beredsamkeit ist eine Beredsamkeit zum Dienste, die alles verwirft, was mehr Glanz als Gründlichkeit hat. Man höre den Demosthenes, wenn er dem Volke zu Athen, welches sich berathschlagt, ob es dem Könige Philippus den Krieg ankündigen soll, seine Meynung eröffnet: dieser Redner ist reich, er ist prächtig; aber er ist es nur durch die Stärke seiner gesunden Vernunft.

III.

Gerichtliche Rede.

Der erste Schritt, den der Redner bey der gerichtlichen Gattung zu thun hat, ist, daß er die eigentliche Frage festsetze.

Die Frage hat entweder die That, oder das Recht zum Gegenstande.

Man

Man frägt, wer hat umgebracht? Der Kläger sagt, du hast es gethan. Der Beklagte antwortet: ich habe es nicht gethan. Es kömmt also darauf an, zu beweisen, daß er wirklich der Thäter sey: hast du es gethan, hast du es nicht gethan? Man muß die Umstände zusammen nehmen, welche die Wahrheit oder die Falschheit der That beweisen. Er war dein Feind, du hast ihm gedroht, du warst mit ihm an gleichem Orte, du hast es ohne Schwierigkeit thun können, du warst dabey interessirt, du bist entwichen, u. s. w. alles Umstände, die beweisen, daß du es gewesen bist. Man widerlegt sie durch andre Umstände, die sich mit der That nicht vereinigen lassen: ich war hundert Meilen weit entfernt an dem Tage, da der Mord geschahe, ꝛc.

Aber ich bekenne, daß ich ihn umgebracht habe; weil ich ein Recht dazu hatte. Dieses ist eine neue Frage. Man kann einen Menschen tödten, der uns das Leben nehmen will, wann wir kein anderes Mittel haben, das unsrige zu erhalten. Klodius fällt mich an, er will mich ermorden, ich vertheidige mich: er kömmt dabey um. Die Gesetze lassen mir Gnade wiederfahren, oder vielmehr sie erklären mich für unschuldig.

Bey der Streitfrage über den Namen einer Sache, kömmt es darauf an, die eigentliche Beschaffenheit dieser Sache zu bestimmen: ist diese bestimmt, so hat der Streit ein Ende. Ist ein gewisser Schritt eines Soldaten eine Verlassung seiner Fahnen zu nennen, oder nicht? Die Rede ist nur von einer Benennung; ist diese ausgemacht, so hat man nichts mehr zu sagen.

Bey der gerichtlichen Gattung ist allemal die Frage von einem wirklichen oder vermeyntlich wirklichen Unrechte. Man kann das Unrecht (iniuria) beschreiben, als eine freye Handlung, die dem rechtmäßigen Besitzer sein Eigenthum raubt.

Wenn keine Freyheit vorhanden wäre, so fände kein wirkliches Verbrechen statt. Wenn kein gesetzmäßiges Recht da wäre, so wäre kein Unrecht geschehen. Die Ungerechtigkeit setzt also ein Recht voraus, wider welches man freywillig gehandelt hat.

Nun giebt es zwo Arten des Rechts: das eine ist das natürliche, welches in aller Menschen Herzen geschrieben ist; das andre ist das bürgerliche Recht, welches alle Bürger einer Stadt, einer Republik, alle Unterthanen eines Königreichs verbindet, gewisse Dinge zur allgemeinen Ruhe und zum Besten der Gesellschaft zu thun

oder nicht zu thun. Man kann dieses Gesetz nicht verletzen, ohne ein böser Bürger zu seyn. Man kann das natürliche Gesetz nicht verletzen, ohne die Menschheit zu beleidigen.

Dem Redner kömmt es zu, das Ansehen dieser Gesetze geltend zu machen. Man wird ihn mit Aufmerksamkeit anhören, wenn er zeigt, daß das allgemeine Interesse, daß die Menschheit in der Handlung, worüber er die Gerechtigkeit anruft, verletzt und beleidiget worden ist. In diesem Falle nur macht das Privatinteresse einen Eindruck auf andere Menschen.

Nam mea res agitur paries cum proximus ardet.

Da es unser Endzweck nicht ist, einen Advokaten zu bilden, und wir überdem der Meynung sind, daß die zu sehr gehäuften Regeln mittelmäßige Köpfe nur verwirren, und glücklichen Köpfe vergebliche Mühe machen: so wird man uns eine weitere Ausführung erlassen. Wir wollen nur anmerken, daß man nicht glauben dürfe, daß diese drey Gattungen dergestalt von einander unterschieden wären, daß sie sich niemals vereinigten. Fast in allen Reden geschieht das Gegentheil. Was sind die meisten Arten von Lobreden? nichts als Ermahnungen zur Tugend. Man lobt die Heiligen und die Helden,

den, unsre Herzen zu entzünden, und unsrer Schwachheit einen Sporn geben. Man berathschlagt sich über die Wahl eines Feldherrn: das Lob des Pompejus ist genug die Stimmen zu seinem Vortheile zu lenken. Man beweist, daß man den Archias in die Zahl der Römischen Bürger aufnehmen müsse: warum? Weil er ein Talent besitzt, welches dem Reiche Ehre machen wird. Man muß dem Philippus den Krieg ankündigen: warum dieses? Weil er ein gefährlicher Nachbar ist, dessen Macht, falls man ihr nicht Schranken setzt, der allgemeinen Freyheit Griechenlandes verderblich seyn kann. Alles, so gar bis auf die gerichtliche Rede, fließt gewissermaßen in die Berathschlagungsrede hinein, weil die Richter zwischen dem Ja und Nein in der Mitte stehen, und weil die Vorträge der Advokaten nur dazu dienen, ihrer Ungewißheit abzuhelfen, und sie der gerechten Partey geneigt zu machen. Mit einem Wort, die Ehre, der Nutzen, die Gerechtigkeit, als die drey Gegenstände dieser drey Gattungen fließen in eins zusammen, weil alles was wahrhaftig nützlich ist, auch gerecht und ehrenwerth ist, und so auch umgekehrt. Daher sich einige neuere Lehrer der Redekunst mit Recht die Freyheit genommen haben, diese berühmte Eintheilung in der

Rhetorik der Alten für wenig gegründet zu halten.

II. Kapitel.

Von den rednerischen Schlüssen.

Zur Erklärung der Schlüsse ist zu wissen nöthig, daß es drey Arten von Gedanken giebt.

Die erste Art ist, eine bloße Vorstellung von einem Dinge in meiner Seele: wie wenn ich mir die Sonne oder die Ründe vorstelle. Dieses nennt man insgemein einen Begriff.

Die zweyte ist, die Vorstellung von der Verknüpfung zweyer Begriffe: wie wenn ich bey mir selbst sage: Die Sonne ist rund. Dieses ist ein Urtheil.

Die dritte ist, die Vorstellung von der Beziehung zweyer oder mehrerer Verknüpfungen unter einander: Wie wenn ich bey mir selbst sage: Die Sonne scheint der ganzen Welt rund zu seyn, folglich ist sie rund. Dieses ist der Vernunftschluß.

Begreifen, urtheilen, schließen, sind also die drey Verrichtungen des menschlichen Geistes.

Wenn diese drey Gattungen der Gedanken durch Worte ausgedrückt werden, so ändern sie den Namen: der Begriff heißet Ausdruck,

das

das Urtheil Satz, der Vernunftschluß eine Schlußrede.

Die Vernunftschlüsse, wie man sieht, setzen die Urtheile voraus, und die Urtheile die Begriffe; oder, welches einerley ist, die Schlußreden sind aus Sätzen, und die Sätze aus Ausdrücken zusammengesetzt.

Die Schlußrede hat bisweilen drey Sätze:

Man muß das lieben, was uns glücklich macht;
Nun macht uns die Tugend glücklich:
Also muß man die Tugend lieben.

Dieß ist ein Schluß in völliger Form. Den erstern dieser drey Sätze nennt man den Obersatz oder den Major, den zweyten den Untersatz oder den Minor, den dritten den Schlußsatz, oder die Konklusion.

Bisweilen hat der Schluß nur zwey Sätze, weil man den einen, der leicht zu ergänzen ist, im Sinne behält.

Die Tugend macht uns glücklich:
Also muß man die Tugend lieben.

Dieß ist ein Enthymema. Der erste Satz heißt das Antecedens; der zweyte das Konsequens.

Biswei-

Bisweilen folgert man aus Exempeln:

Man muß die Klugheit lieben:
Also muß man auch die Gerechtigkeit lieben.

Dieses nennt man Induktion.

Der Schluß nach der Form findet sich selten in einer Rede; das Enthymema besetzt seine Stelle. Oder, wenn er darinn zu finden ist, so sind seine Theile anders geordnet, als in der philosophischen Form.

In der Logik sagt man: die Tugend macht uns glücklich: also muß man die Tugend lieben. In einem Werke des Geschmacks, stellet man zuerst den Satz vor, der bewiesen werden soll; und die Ursache, die ihn beweist, kömmt nachher: Man muß die Tugend lieben: denn sie macht uns glücklich.

Cicero giebt uns ein Exempel von dieser Anordnung in dem Eingange seiner Rede für den Poeten Archias:

„Wofern ich einiges Talent besitze, ihr Richter, wovon ich selbst fühle wie schwach es ist; „oder einige Uebung in gerichtlichen Vorträgen, „womit ich nicht läugne mich einigermaßen bekannt gemacht zu haben; oder in Führung der „Sachen eine gewisse Art und Weise, die durch „Fleiß in den schönen Wissenschaften erworben

„wer-

„werden mag, gegen welche, wie ich gestehe, „keine Zeit meines Lebens in Unempfindlichkeit „vergangen ist: so wird die Früchte von allen „diesen Dingen vornehmlich dieser Aulus Lici„nius von mir zu erwarten berechtiget seyn. „Denn so weit ich mit meinen Gedanken in die „vergangenen Zeiten zurücke kehren und mich „der ersten Jahre meiner Jugend erinnern kann, „sehe ich keinen andern als ihn, der mich auf „den Weg dieser Wissenschaften geführet und „darauf erhalten hätte. Wenn nun dieser „Mund, durch dieses Mannes Rath und Lehre „gebildet, jemals einigen Bürgern Hülfe ge„schaffet hat: sollte ich nicht demjenigen, von „dem ich das empfangen habe, womit ich an„dern dienen und manchen erretten konnte, sollte „ich ihm nicht selbst, so viel an mir liegt, alle „Hülfe und allen Beystand leisten?“

Dieser Periodus in einen Schluß gebracht, enthält folgendes: Wenn ich mein Talent dem Archias zu danken habe, so muß er die Früchte davon genießen; nun habe ich ihm dieses Talent zu danken, welches er von meiner Kindheit an gebildet hat: also muß er die Früchte davon genießen. Der Obersatz ist: Wenn dieser Mund ꝛc.; der Untersatz; So weit ich mit meinen Gedanken ꝛc.; der Schlußsatz; So

muß

muß er die Früchte 2c.; und bey diesem fängt sich die Rede an.

Eine zweyte Anmerkung über den rednerischen Schluß ist diese, man erweitert ihn, indem man zwey andere Sätze hinzu thut, wovon der eine dem Obersatze, und der andere dem Untersatze zum Beweise dient, im Fall sie dergleichen nöthig haben sollten:

Man muß dasjenige lieben, was uns vollkommener macht;
Nun machen uns die schönen Wissenschaften vollkommener:
Also muß man die schönen Wissenschaften lieben.

Dieß ist die philosophische Schlußrede; wir wollen sie oratorisch machen:

Man muß dasjenige lieben, was uns vollkommener macht;

Dieses ist eine Wahrheit, die uns eingepräget ist, wovon uns Selbstliebe und gesunde Vernunft Beweise geben, die unwidersprechlich sind.

Nun machen uns die schönen Wissenschaften vollkommener;

Wer kann daran zweifeln? Sie bereichern den Verstand, sie machen die Sitten sanfter, sie breiten über die ganze Gestalt des Menschen

den

den Charakter der Rechtschaffenheit und Gefälligkeit aus:

Also muß man die schönen Wissenschaften lieben.

Allein da der Geschmack dergleichen abgezirkelte Ordnung nicht ertragen kann, die der Rede ein steifes Ansehen geben würde, so muß man sie umkehren und verstecken. „Wer wollte die schö„nen Wissenschaften nicht lieben? sie, die den „Verstand bereichern, die Sitten sanfter ma„chen? sie, die der menschlichen Natur ihre letz„te Schönheit, ihre letzte Vollkommenheit er„theilen? Selbstliebe und gesunde Vernunft sind „hinreichend, sie uns werth zu machen, und uns „zu ihrem Dienste zu bewegen.“

Zeno verglich die philosophische Schlußrede mit einer geballeten Faust, und die oratorische mit der offenen Hand.

Man gebraucht die Vernunftschlüsse nur dazu, eine Wahrheit, die sich versteckt oder die sich nicht genug entdeckt, entweder selbst zu finden oder sie andern zu zeigen. Zum Exempel: Wenn zwey Begriffe, die nicht mit einander verbunden zu seyn scheinen, mit einem dritten verbunden sind: so ist dieser das Band der beiden andern. Wenn ich also nicht weiß, daß man die Gerechtigkeit lieben muß, so frage ich mich selbst: Was

ist die Gerechtigkeit? sie ist eine Tugend. Das ist genug für mich. Ich weiß, daß man die Tugend lieben muß; ich weiß auch, daß die Gerechtigkeit eine Tugend ist: folglich weiß ich, daß man die Gerechtigkeit lieben muß. Dieses ist eine Folge von dem berühmten Grundsatze: Wenn zwey Dinge einem dritten gleich sind, so sind sie einander selber gleich.

In den übrigen Fällen herrscht der natürliche Vortrag der Begriffe fast ganz allein. Und in den Gedichten, in den Erzählungen, in den Reden kömmt es mehr darauf an, die Gegenstände vor Augen zu stellen, als ihr Daseyn zu beweisen.

III. Kapitel.

Loci kommunes einer Rede.

Die Alten, die alles in eine Kunst bringen wollten, hatten auch eine für die Erfindung gemacht. Sie stellten alle innerlichen und äußerlichen Aspekten einer Sache in Ordnung, und glaubten dadurch den Geist gleich als an einem Seile zu führen, und zu machen, daß er auf einen Blick alle mögliche Beweise an den verschiedenen Plätzen finden könnte, wohin sie solche gestellet hatten. Denn Plätze nannten

sie diese Arten von Fächern oder Magazinen, die alle Schätze der Erfindung enthalten sollten.

Der erste Lokus kommunis ist die Beschreibung; wodurch der Redner in der Eigenschaft der Sache selbst, wovon er redet, einen Grund zur Ueberredung findet. So beweist er, daß man die Beredsamkeit in Ehren halten muß: weil die Gabe wohl zu reden eine schätzbare Sache ist. Es erfodert viele Kunst ein Kriegesheer, anzuführen: „Denn was ist ein Kriegesheer, sagt Flechier? Es ist ein Körper, der „von einer unendlichen Menge verschiedener Leidenschaften beseelet wird, und den ein Mensch „zur Vertheidigung seines Vaterlandes in Bewegung setzt; es ist eine Schaar bewaffneter „Leute, die blindlings den Befehlen eines Oberhauptes folgen, dessen Absichten ihnen unbekannt sind: es ist eine Menge Seelen, mehrentheils schlechter und um Lohn gedungener „Seelen, die, ohne für sich selbst auf Ehre zu „denken, für die Ehre der Könige und der Eroberer arbeiten; es ist ein Zusammenfluß von „Unbändigen, die man zum Gehorsam bringen, „von Verzagten, die man zum Streite führen, „von Verwegenen, die man in Schranken halten, von Ungeduldigen, die man zur Beständigkeit gewöhnen soll.“ Also erfodert es viele

Kunst

Kunst ein Kriegesheer anzuführen. Man sieht aus diesem Exempel, daß die Beredsamkeit ihre glänzendsten Stellen diesem Lokus kommunis zu danken hat; und auch zugleich, daß die oratorische Beschreibung von der philosophischen sehr unterschieden ist. Was ist der Mensch? Er ist ein vernünftiges Thier, sagt der Philosoph. Was ist der Mensch, sagt ein Poet,

Vollkommenheit der Größe,
Was ist der Mensch, der gegen dich sich hält!
Er ist ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt,
Die Welt ist selbst ein Punkt, wenn ich an dir sie messe.
Nur halb gereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum,
Und morgen wird ins Nichts mein halbes Wesen kehren.
Mein Lebenslauf ist wie ein Mittagstraum ꝛc.

Die Erzählung der Theile oder die Zergliederung findet sich in der Rede, wenn man, anstatt zu beweisen, daß man die Tugend lieben muß, beweist, daß man die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die Klugheit, die Mäßigkeit lieben muß. Es giebt Redner unter den Neuern, die ihren Beyfall diesem Lokus kommunis zu danken haben. Er hat sein Verdienst. Die Gedanken fallen, wo nicht wie ein Wetterstral, dessen Glanz und Stärke sie nicht an sich haben,

doch wenigstens wie der Hagel, der den Wanderer nicht zu Boden schlägt, ihn aber zwingt zu weichen und Schutz zu suchen.

Die Wortforschung oder Etymologie giebt dem Redner zuweilen einen kleinen Beweis an die Hand. Wenn die Philosophie eine Liebe zur Weisheit ist: so sey vernünftig und weise, du, der du ein Philosoph zu seyn vorgiebst.

Die Homonyma, oder Wortspiele, sind ungefähr von gleichem Geschmack. Es muß verzweifelt schlecht um eine Sache stehen, die nichts mehr als diese beiden Hülfsmittel zu ihrer Vertheidigung hat. Ja, es heißt der guten Sache Schaden thun, wenn man mit dergleichen Waffen für sie streitet.

Ganz anders verhält es sich mit dem Geschlecht und der Art. Man beweist sehr gut, daß man die Gerechtigkeit lieben soll, weil man die Tugend lieben muß; und umgekehrt, daß man die Tugend lieben muß, weil man die Gerechtigkeit zu lieben verbunden ist, welche zu dem Geschlechte der Tugend gehört.

Wir sagen nichts von dem Gleichnisse, welches fast einerley mit der Vergleichung ist; noch von der Ungleichheit, die mit dem Gegentheile übereinkömmt.

Das

Das Gegentheil ist von gutem Nutzen. Es ist oft die beste Art einen Gedanken vorzutragen. Wenn wir gleich anfangs sagen, was eine Sache nicht ist: so giebt sich der Geist des Zuhörers Mühe und versucht, ob er die Sache nicht selber finden kann. Ueberdem dient hier die eine Beschreibung, der andern, die man vorbereiten will, zu einem Schatten.

„Käme ich hieher, den unvermutheten Todes„fall einer weltlichen Fürstinn zu beweinen: so „dürfte ich Ihnen nur diese Welt darstellen in „aller ihrer Eitelkeit, mit allem ihrem Unbe„stande; diesen Schwarm von Erscheinungen, „die sich unsern Augen zeigen, und die plötzlich „wiederum verschwinden, diesen Wechsel der „Ehren und der Güter des Lebens, die begin„nen und vergehen, sich erheben und fallen; die„se Scenen von Jammer, von heimlichem bald, „und bald von sichtbarem Jammer, die sich im„merfort erneuern; diese Reihe von Verände„rungen, in unsern Körpern, durch die abneh„mende Natur in unsern Seelen, durch die Un„stätigkeit unserer Begierden; mit einem Wor„te, diese allgemeine und unaufhörliche Zerrüt„tung der menschlichen Sachen, welche, so na„türlich und so ungeordnet sie unsern Augen zu „seyn scheinet, dennoch ein Werk der allgewal-

„tigen Hand Gottes und der Rath seiner ewi„gen Vorsehung ist. Allein, Dank sey dem „Herrn! ich habe eine Fürstinn zu loben, die „weit erhabener durch ihre Religion, als durch „ihre Geburt ist.“

Flechier.

Die Nebenumstände sind von einem großen Gewichte bey den Beweisen. Milo, sagst du, hat dem Klodius nachgestellt: allein überlege die Umstände, worinn er war, in einem Wagen, in unbequeme Kleider gehüllt, in Begleitung seiner Frau und ihrer Mägde ꝛc.

Bisweilen häuft man die Gedanken, die Thaten, die Umstände aufeinander; man schüttet alles mit einemmal aus, als wollte man den Zuhörer durch die Menge gleichsam erdrücken. „Turenne stirbt: alles ist in Verwirrung. Das „Glück wanket, der Sieg wird müde, der Frie„den entfernet sich, die guten Gesinnungen der „Bundesgenossen erkalten, der Muth der Völker „wird vom Schmerze niedergeschlagen, das gan„ze Feldlager steht erstarrt; ꝛc.“ Dieser Lokus kommunis heißt bey den Lateinern Konglobata.

Die Antecedentien und Konsequentien sind Dinge, die vor einer That vorhergehen oder darauf folgen, und die zur Erkenntniß derselben etwas beytragen. Du hast einen Wortwechsel

mit dem Klodius gehabt; du hast ihm gedroht: dieß sind Antecedentien. Er ist erwürgt: du verschwindest; du nimmt dich vor seinen Freunden in acht: dieß sind Konsequentien.

Endlich, wenn man auf die Ursach und auf die Wirkungen sieht, lobt oder tadelt man eine Handlung, räth man oder widerräth man eine Unternehmung. Was ist größer, was ist erhabener, als die That der Horazier, wenn man die Ursache davon ansieht? Eine gänzliche Aufopferung für das Wohl des Vaterlandes führt sie in die Gefahr. Die Wirkung, die daraus herkömmt, ist nicht minder schön: die Ehre und die Errettung des Vaterlandes.

Alle diese Aspekten werden für innerliche Aspekten gehalten: weil sie mit zum Stoffe gehören, entweder als Ursachen, oder als Theile, oder als Beziehungen, oder als Nebenumstände. Sie sind alle aus der Natur der Sache selbst, oder, wie man sagt, aus dem Herzen der Sache hergenommen, ex visceribus rei. Man nennt sie deswegen innerliche, um sie von den äußerlichen zu unterscheiden, deren sechs an der Zahl sind: das Gesetz, die Urkunden, das Gerücht, der Eid, die Folter, die Zeugen; alles Mittel, die außer der Sache liegen, und ohne

welche, jede besonders genommen, eine Sache bestehen kann.

Der Eid, das Bekenntniß auf der Folter, die Zeugen, sind Mittel ohne Widerrede; oder, wenn eine statt findet, so ist sie in allen Fällen fast immer einerley. Der Eid wird für einen Meyneid gehalten; das Bekenntniß, das durch die Folter heraus gebracht wird, ist mehr ein Bekenntniß des Schmerzens als der Wahrheit; die Zeugen sind angestiftet, bestochen ꝛc.

Was das Gesetz und die Urkunden betrifft, so ist dieses eine Untersuchung, die vielmehr in die Rechtsgelehrsamkeit als in die Redekunst gehört.

Das Gerücht ist, nach dem verschiedenen Interesse der Menschen, die Stimme der Wahrheit oder der Lügen; ein blinder Lerm, oder ein Orakel Gottes. Wir wollen uns nicht weitläuftiger über diese Materie ausbreiten, wovon man die ausführlichste Zergliederung in allen rhetorischen Büchern findet. Wir wollen nur die jungen Redner erinnern, diese Hülfsmittel, welche die Kunst dem Talente darbietet, nicht allzusehr zu verachten. Sie sind oft ein Faden, der den Geist sicher genug durch das Labyrinth hindurch führt. Warum sollte man sich, wenn man eine Materie abzuhandeln hat, nicht selber

fragen: Was ist mein Vorsatz? Einen außerordentlichen Menschen zu loben. Was macht uns zu außerordentlichen Menschen? Wenn wir Tugenden oder Laster besitzen, die weiter gehen, als man sie gemeiniglich bey den Menschen antrifft. Hat sie derjenige, von dem ich reden will, besessen? Laßt uns die besondern Umstände seines Lebens durchgehn. Hier hat er eine heroische Mäßigung gezeigt: eine gemeine Seele hätte das Gegentheil gethan; dort eine bewundernswürdige Klugheit und Einsicht: ein gewisses Mittel, welches er vorschlug, hat eine Wirkung gehabt, dergleichen man nicht zu hoffen wagte. Und so von Stück zu Stück. Ja diejenigen selbst, welche diese Hülfsmittel zu verachten vorgeben, sind genöthigt, sie zu Rathe zu ziehn, und bisweilen haben sie ihnen, ohne es selbst zu wissen, ihre größten Schönheiten zu danken.

Die Beweise sind strenge Mittel der Ueberzeugung: man macht sich mit Gewalt eine Oeffnung, man erobert mit Sturm. Durch die Sitten hingegen schmeichelt sich der Redner allgemach ein; er macht die Herzen geneigt, sich gutwillig zu unterwerfen.

IV. Kapitel.

Von den Sitten, als Mitteln zur Ueberredung.

Die Sitten werden in der Redekunst in einem ganz andern Verstande genommen als in der Dichtkunst.

In der Dichtkunst ist der Poet nicht mit im Spiele, alles kömmt auf seine handelnden Personen an. Man verlangt nicht, daß die Sitten dieser letztern tugendhaft seyn sollen, es ist genug, wenn sie wahr sind, das heißt, wenn sie dem Helden, den man schildern will, oder vielmehr der Idee, die man von diesem Helden hat, ähnlich sind.

Wenn hingegen in der Redekunst von Sitten gesprochen wird, so versteht man dadurch die Tugend, und zwar die Tugend des Redners. Man will haben, er soll ein ehrlicher Mann seyn, und seine ganze Rede soll den Charakter seiner Rechtschaffenheit an sich tragen. So beschrieben die Heiden den Redner: *vir bonus dicendi peritus.*

Er soll bescheiden seyn. Nichts beleidigt den Zuhörer mehr, als der Stolz eines Menschen, der eine Rede vor ihm hält. Er nimmt alsdann dreist das Amt eines Richters, eines un-

barmherzigen Censors an. Er giebt nichts zu, was noch bestritten werden kann. Ja, wenn er auch nichts mehr antworten kann, so widersetzt er sich doch noch; man hat ihn weder überzeugt noch gewonnen. Hier ist der Ort nicht, der Bescheidenheit eine Lobrede zu halten. Allein man kann überhaupt sagen, daß sie eben so wohl das Kennzeichen wahrer Wissenschaften als wahrer Verdienste ist.

Zur Rechtschaffenheit und zur Bescheidenheit muß der Redner noch das Wohlwollen hinzuthun, oder vielmehr den Eifer für das Wohlseyn derer die ihn hören. Alle Menschen sind geneigt den Reden ihrer Freunde zu glauben. Scheint der Redner unsern Vortheil zu Herzen zu nehmen, und aufrichtig alle Mittel zu suchen, wie er uns nützlich seyn könne: so ist es nicht möglich, daß wir nicht seiner Meynung seyn sollten. Er faßt uns bey unsrer Schwäche, nehmlich bey unsrer Eigenliebe.

Eine vierte Eigenschaft ist die Klugheit, welche nothwendig eine höhere Einsicht der Dinge voraussetzt. Was würde es uns helfen, von einem ehrlichen Manne geführt zu werden, wenn er selbst den Weg nicht wüßte?

Auf diese vier Eigenschaften muß also der Redner sein Ansehen gründen, und sie in seiner

ganzen

ganzen Rede blicken lassen. Wenn er die Republik auf dem Herzen trägt, und wenn er völlig Herr von seiner Materie ist, so fühlt man sehr bald das Gewicht seiner Autorität. Seine bloße äußerliche Gestalt erweckt schon Zutrauen. Ein Prediger, voll von der Größe seines Amtes, durchdrungen von Eifer für das Heil der Seelen, genährt mit Lesung und mit Betrachtung der heiligen Schriften, gewöhnt an eine gründliche Ausübung der christlichen Tugenden, erscheine auf dem Stule Jesu: alle seine Worte, seine Gedanken, seine Ausdrücke werden das Gepräge seiner Sendung und seiner Sitten an sich tragen. Man wird ihn anhören mit Aufmerksamkeit, mit Vergnügen, mit Nutzen. Wie wohl thut es, wenn man sich auf einen rechtschaffenen Mann von Einsicht zu verlassen hat! Man folgt ihm, ohne Sorge, und ohne daß man sich die Mühe geben darf, den rechten Weg selbst ausfündig zu machen: Autoritati credere magnum compendium, nullus labor.

Augustin.

V. Kapi-

V. Kapitel.

Von den rednerischen Leidenschaften.

Vergeblich haben sich einige zu strenge Metaphysiker wider den Gebrauch der Leidenschaften in der Beredsamkeit aufgelehnt. Es hieße, sagt Aristoteles, das Richtscheit selber krümmen, und die Vernunft verwirren, um sie zur Wahrheit zu leiten. Allein man muß die Menschen nehmen wie sie sind. Mag sie doch die Weltweisheit so weit bringen, daß sie die Wahrheit um ihrer selbst willen, und ohne Rücksicht auf ihren Nutzen, lieben: gelingt es ihr, so wird die Redekunst ihre Zuflucht nicht mehr zu den Leidenschaften nehmen. In Erwartung dessen, wird sie wohl thun, wenn sie ihrem Plane getreu bleibt, und zum Vortheile der Tugend alles aufbietet, was in der menschlichen Natur sie zu vertheidigen oder zu rächen gefunden werden mag. Die Leidenschaften sind ein gefährliches Instrument, wenn sie nicht von der Vernunft geführet werden; aber weit kräftiger, als die Vernunft selbst, wenn sie dieselbe begleiten und ihr zu Dienste stehn. Vermittelst der Leidenschaften herrscht und triumphirt die Beredsamkeit über alle Herzen. Wer sie geschickt zu erregen weiß, regieret die Gemüther nach Willkühr.

führ. Er bringt sie von der Traurigkeit zur Freude, vom Mitleiden zum Zorne. So gewaltsam wie ein Ungewitter, so durchdringend wie ein Blitz, so reißend wie ein Strom, stürzt er alles um, führt er alles fort mit der Flut seiner heftigen Beredsamkeit. Dieß haben Meister von ihr gesagt. Hiedurch hat Demosthenes im Areopagus, Cicero vor den Rostris, und Bourdaloue in den Tempeln geherrscht.

Um deutlich zu machen, was man hier durch das Wort Leidenschaften versteht, müssen wir die Sache etwas höher anfangen, und uns in eine umständlichere Untersuchung der Kräfte und Wirkungen unserer Seele einlassen.

Obgleich unsre Seele nur einfach und untheilbar ist: so lassen sich doch beym ersten Anblicke gleichsam zwey Theile darinn unterscheiden. Man sagt: ich erkenne, was du mir sagst; aber ich will es nicht thun. Diese Art zu reden zeigt an, daß unsre Seele versteht und daß sie will; und daß verstehen und wollen zwey verschiedene Dinge sind. Das Vermögen, welches versteht, heißet Verstand; dasjenige, welches will, heißet Wille. Ein Mensch hat viel Verstand, wenn er dasjenige, was man ihm vorträgt, leicht, schnell und gut begreift. Die

Verrich-

Verrichtung des Verstandes ist also: zu sehen, zu erkennen, zu begreifen.

Die Verrichtung des Willens ist: zu lieben, zu hassen; zu billigen oder zu mißbilligen.

Wegen der genauen Verbindung, die zwischen dem Verstande und dem Willen ist, macht alles, was dem einen wiederfährt, einen Eindruck auf den andern. Ist der Eindruck angenehm, so billigt der Wille den Gegenstand, der dazu Gelegenheit giebt; und er mißbilligt ihn, wenn der Eindruck unangenehm ist.

Wenn diese Eindrücke gelinde sind, so bringen sie dasjenige hervor, was man Empfindung, Rührung, sanfte Leidenschaft nennt, als: Freundschaft, Fröhlichkeit, Geschmack. Die Seele wird alsdann von keinen so heftigen Stößen erschüttert, die sie aus ihrer Lage bringen. Sie wird nicht mehr bewegt, als nöthig ist, sich selbst in einer Uebung zu erhalten, und sich das Vergnügen der Handlung zu gewähren. Wenn sie in einer Rede nicht höher als bis auf diesen Grad steigen, so giebt man ihnen zuweilen den Namen der Sitten: weil die Bewegung, die sie der Rede geben, der Bewegung eines ruhigen Menschen gleicht, der zwar mit Zweck und Absicht handelt, jedoch ohne durch eine allzulebhafte Empfindung fortgerissen zu werden.

Sind

Sind die Eindrücke lebhaft und heftig, alsdann bekommen sie eigentlich den Namen der Leidenschaften. Es sind ungestüme Bewegungen, die uns zu einem Gegenstande hinreißen, oder davon abziehn.

Eben so wie der Verstand, nach der Art, wie er sich mit seinen Gegenständen beschäfftiget, den Namen des Geistes, der Urtheilskraft, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses annimmt: eben so bekömmt auch der Wille, nach der Art, wie er sich zu gewissen Dingen neigt, verschiedene Benennungen. Will er sich mit dem Gegenstande, der sich ihm darstellt, vereinigen, so heißt er Liebe.

Diese Leidenschaft zu erregen, muß man den Gegenstand mit angenehmen und nützlichen Eigenschaften mahlen. Man erregt Liebe zum Landleben, zur Freyheit, zur Ruhe, zur Arbeit, zur Tugend, wenn man ihre Vortheile mit starken Zügen schildert.

O selig! wer, wie ihr, mit selbst erzognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt;
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt;
Der sich, bey Zephirs Hauch, an kühlen Wasserfällen
In unbesorgtem Schlaf auf weichen Rasen streckt;
Den nie, in hoher See, das Brausen wilder Wellen,

Noch

Noch der Trompeten Schall, in bangen Zelten, weckt;
Der seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern:
Gewiß der Himmel kann sein Glücke nicht vergrößern.

Haller.

Wenn der Wille sich von dem Gegenstande zu entfernen strebt, so heißt er Haß. Man erregt ihn durch Mittel, die denen entgegen stehn, welche Liebe hervorbringen. Die Verrinischen, die Philippischen, die Katilinarischen Reden geben hievon eine Menge glänzender Beyspiele.

Diese beiden Leidenschaften, die Liebe und der Haß, sind der Grund von allen übrigen; weil sie die beiden Verhältnisse unserer Seele gegen ein Uebel und gegen ein Gut, in sich schließen. Wenn das Uebel gegenwärtig ist, so entstehet daraus Betrübniß, Schmerz; ist es abwesend, mit einigem Anscheine, daß man es noch wird vermeiden können, so erregt es Furcht; wenn man es nicht vermeiden kann, so entsteht daraus Verzweiflung; wenn es bey andern ist, aber auf eine Art, daß es uns auch treffen könnte, so erweckt es Mitleiden.

Eben so verhält sichs auch mit einem Gute. Wenn das Gut gegenwärtig ist, so verursacht es Freude. Ist es abwesend, und ist ein Mittel

da, es zu erlangen, so erregt es Hoffnung. Wenn es bey andern zu unserm Nachtheile vorhanden ist, erregt es Neid. Will man es uns entreissen, wenn wir es besitzen, so erregt es Zorn. Es wäre leicht, diese Ausführung weiter zu treiben und die Anzahl der Exempel zu vermehren; alle tragischen Poeten sind voll davon. Ueberdem empfindet man sie deutlich genug, wenn man sie in den Schriftstellern antrifft. Soll man sie ausdrücken, so muß man sie selbst erfahren: Regeln und Systeme lehren sie uns nicht empfinden. Wir wollen unten von der Art sie auszudrücken weitläuftiger handeln.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Von der Anordnung der Rede.

Die Disposition oder Anordnung in der Redekunst besteht darinn, daß man alle Stücke, die die Erfindung geliefert hat, nach der Beschäffenheit und zum Vortheile der Sache, die man abhandelt, in Ordnung stelle. Die Fruchtbarkeit des Geistes prangt am meisten in der Erfindung; Klugheit und Beurtheilungskraft in der Anordnung.

Ein jedes Werk, wenn es ein ganzes ist, muß einen Anfang, ein Mittel, ein Ende haben. Folglich giebt es in der oratorischen Rede einen Eingang; hierauf folgt die Erzählung oder die Führung der Beweise; und endlich ein Beschluß, von welcher Art er auch sey, der uns zum wenigsten berichtet, daß alles bereits gesagt ist.

Der Eingang ist ein Theil der Rede, der den Zuhörer zu Anhörung des übrigen vorbereitet. Die Erzählung ist ein deutlicher und kurzer Vortrag einer geschehenen Sache. Ein Beweis ist ein Vernunftschluß, der die Wahrheit eines Satzes befestiget. Man versteht leicht was der Beschluß ist. Deutliche Sachen werden dunkel,

wenn man sie erklären will. Laßt uns alle diese Theile wieder vornehmen, und sehen, was die Kunst dem Redner in Absicht auf einen jeden derselben vorschreibt.

I. Kapitel.

Von dem Eingange.

Der Eingang ist ein sehr wichtiger Theil einer Rede. Es kömmt hier darauf an, die Gemüther geneigt zu machen, dasjenige wohl aufzunehmen, was man ihnen zu sagen hat. Aus dieser Ursache fodern die Meister in der Kunst, daß er witzig, bescheiden, kurz und von der Materie selbst hergenommen seyn soll.

Die Griechischen und Römischen Redner hatten hievon mehrentheils einen Vorrath von allerley Gattungen, die entweder von der Person hergenommen waren, die da redete, oder von den Zuhörern, oder von dem Verklagten, vom Kläger, von den Richtern, oder auch von den Umständen des Orts, der Zeit &c. Sie richteten sie so gut als möglich, nach der Sache ein, und behielten sichs vor, sie wieder umzuarbeiten oder andre an ihre Stelle zu setzen, wenn die Rede öffentlich gehalten wurde. Heutiges Tages verlangt man so viele Kunst nicht. Wenn

man auf der Stelle reden muß, so ergreift man den ersten Eingang der sich darbietet, oder wenn sich keiner darbietet, so fängt man die Materie ohne weitere Vorbereitung an.

Man will haben, der Eingang soll witzig seyn. Das heißt nicht, er soll von Gegensätzen und Spitzfündigkeiten schimmern; sondern er soll vernünftig und in dem Grade gewürzt seyn, daß er uns eine gute Meynung von den Talenten, von dem schönen Geiste, von der gesunden Vernunft des Redners beybringe; er soll geschickt ankündigen, was man zu erwarten hat, und den Zuhörer geneigt machen, es mit Aufmerksamkeit anzuhören.

Er soll bescheiden seyn. Eine Eigenschaft, die den Werth der Talente und der Tugenden erhöht, und die der Redner nirgends mehr, als bey dem Anfange seiner Rede, zeigen muß. Die Eigenliebe des Zuhörers ist so zärtlich, so leicht zu beleidigen, die Person, die derjenige spielt, der sich andern Lehren zu geben aufwirft, ist so nahe mit dem Stolze verwandt, daß es große Kunst bedarf, den ersten Schritt zu thun, ohne zu mißfallen. Es ist gut, daß sich Männer, welche die Sendung erhalten haben, mit einem guten Zutrauen darstellen, als Boten der Wahrheit, *pro Christo legatione fungimur*. Allein

man weiß das Zutrauen des Dienstes von dem Zutrauen des Dieners sehr leicht zu unterscheiden. Das eine verdoppelt die Stärke der Beredsamkeit, das andre zerstört und vernichtet sie.

Er muß kurz seyn, das heißt, er muß zur ganzen Rede ein Verhältniß haben. Man muß nicht den Kopf eines Zwerges auf die Schultern eines Riesen setzen, noch eines Riesen Kopf auf den Hals eines Zwerges. Sollte das Verhältniß ja nicht zu beobachten seyn, so ist es besser, wenn er zu kurz als wenn er zu lang geräth. Nichts in der Welt mißfällt einem Zuhörer mehr, als die Aussicht in eine lange Untersuchung.

Man hat zweyerley Eingänge zu unterscheiden; einige werden durch den Weg der Gunstbewerbung gemacht: wenn man die Gemüther nach und nach auf den Weg bringen will, den sie nehmen sollen, oder wenn man sie von ihren vorgefaßten Meynungen allmählich zurück zu bringen sucht. Alle gerichtlichen Reden, alle Predigten, alle Anreden an Zuhörer, die bey kaltem Blute sind, müssen auf diese Weise anfangen. Ein Redner, der in diesem Falle sogleich beym ersten Wort in Ausbrüche geriethe, würde, wie Cicero sagt, gleich einem trunkenen Menschen mitten in einer Versammlung nüchterner Leute seyn, ebrius inter sobrios. Findet sich

aber ein großer Schmerz, eine lebhafte Freude, ein heftiger Zorn in den Gemüthern derer die uns zuhören, so wagt man nicht zu viel, wenn man sogleich beym Anfange losbricht: „Wie „lange willst du noch unserer Geduld mißbrau„chen, Katilina; wie lange sollen wir noch dei„ner Raserey zum Hohne dienen? Wann wird „diese deine zügellose Tollkühnheit ein Ende neh„men" ꝛc. So fångt Cicero seine katilinarischen Reden an. Der Rath war versammelt. Der Redner war im Begriff ihn anzureden. Katilina tritt herein. Die Rathsherren erschrecken; Cicero der Konsul erschrickt nicht weniger; allein der Unwille nimmt die Oberhand über die andern Empfindungen: er bricht hervor wie der Donnerstral, und stürzt auf seinen Feind. Man nennt diese Art von Eingången, Eingånge ex abrupto.

Am Ende des Einganges findet sich ganz natürlich der Hauptsatz oder die Proposition ein, das heißt, der Vortrag des Endzwecks, den man sich vorgesetzet hat. Er muß deutlich, bestimmt und kurz seyn. Es ist unnöthig die Ursachen davon anzugeben: man sieht sie von selbst.

Die Eintheilung, wann eine statt findet, folgt unmittelbar auf die Proposition. Die strengen Kunstlehrer tadeln die Gegensåtze, womit die

witzigen Redner in ihren Eintheilungen zu schimmern pflegen. Wenn sie mäßig und mit Behutsamkeit gebraucht würden, so scheint es, daß sie dem Zuhörer behülflich seyn könnten, die verschiedenen Zweige des Stoffes desto leichter zu fassen. Jedoch wenn man diese Zweige mit der gehörigen Deutlichkeit darstellt, so haben sie nicht nöthig besonders abzustechen, um sich dem Gemüthe einzudrücken. Man sehe hier die Proposition und die Eintheilung des Cicero in der Sache des Poeten Archias: Man thut unrecht, dem Archias das römische Bürgerrecht streitig zu machen: 1. Weil er wirklich ein Bürger ist; 2. weil er es zu seyn verdiente, im Fall er es noch nicht wäre.

II. Kapitel.

Von der Erzählung und Führung der Beweise.

In den gerichtlichen Reden kömmt die Erzählung gemeiniglich nach der Eintheilung; weil in diesem Falle der Beweis aus der That hergenommen werden muß. Also besteht die Kunst dieses Theils darinn, daß man in diesem ersten Vortrage den Keim der Beweise, die man gebrauchen will, halb entwickelt vor Augen lege,

damit

damit sie nachmals desto wahrer und natürlicher scheinen, wenn man sie durch die Schlußreden völlig herauszieht.

Die Ordnung und die besondern Stücke der Erzählung müssen zu eben derselben Absicht behülflich seyn. Man sucht die günstigsten Umstände an die scheinbarsten Oerter hinzustellen, kein Stück davon umkommen zu lassen, sie alle in das beste Licht zu setzen. Im Gegentheil läßt man diejenigen, die nicht allzugünstig sind, in der Dunkelheit, oder man stellt sie nur schwach und im Vorbeygehen vor, oder auf der Seite, die am wenigsten nachtheilig ist. Denn oft könnte es der Sache weit mehr schaden, solche gänzlich zu übergehen, als ihrer zu erwähnen; indem der Gegner in seiner Antwort nicht unterlassen würde, aus unserm Stillschweigen einen Vortheil zu ziehn, und es für ein heimliches Geständniß zu halten; und alsdann könnte er mit leichter Mühe die ganze Wirkung unserer Beweise über einen Haufen werfen. Man findet ein vollständiges Exempel von dieser Kunst zu erzählen, in der Erzählung, die Cicero von Milons Ermordung des Klodius macht.

Der Redner hat bey Führung des Beweises zweyerley zu thun. Erstlich seinen Satz durch alle Mittel, die ihm seine Sache an die Hand

giebt, fest zu setzen; hernach die Beweise seines Gegners zu widerlegen: denn man muß eben so wohl zu bauen als umzureißen wissen.

Bisweilen fångt man von der Widerlegung an: wenn man nehmlich merkt, daß der Gegner einen starken Eindruck gemacht hat, und daß die Beweise schlecht würden aufgenommen werden, wenn die vorgefaßte Meynung nicht vorher vertilget wåre.

Ein geschickter Redner kennt seine Richter, und weiß wie er ihnen beykommen muß. Die besten Gründe thun nicht allemal die beste Wirkung. Alles hångt von der Beschaffenheit der Seele ab, auf die sie gerichtet werden. Ein Beweis wird für eine leere Spitzfündigkeit, und eine Spitzfündigkeit für einen geometrischen Beweis angenommen, nach der Verschiedenheit der Gemüther, des Geschmacks, des Alters, der Privatvortheile.

Was die Stellung der Beweise anbetrifft, so führen die Lehrer der Rhetorik die Stellung einer Armee zum Muster an. Man bringe in das erste Glied alles was am stårksten, am muthigsten ist: denn oft hångt das ganze Glück von dem ersten Angriff ab. Andre auserlesene Truppen muß man zum letzten Nachdruck und zur Versicherung des Sieges aufbewahren. Und in

die Mitte kann man die Soldaten von einer zweydeutigen Tapferkeit stellen; dergestalt, daß sie, vermöge ihrer Stellung, wenn sie nicht von selbst in den Streit gehen, durch die nachfolgenden hineingetrieben werden. In der Spekulation scheint dieses seine Richtigkeit zu haben; allein auf dem Felde erfodern die Umstände sehr oft eine ganz andere Stellung. Jeder Stoff hat seine eigenen Regeln: der Klugheit und der gesunden Vernunft des Redners kömmt es zu, sie zu finden und zu befolgen. Alles, was wir empfehlen können, ist, ein deutlicher und angemessener Vortrag. Ein allzu weit ausgedehnter Beweis wird schlapp, wird entnervet. Ist er zu gedrängt, so hat er nicht Schwung, nicht Gewicht genug. Unnütze Worte überladen ihn, die äußerste Kürze verdunkelt ihn, und schwächt seine Wirkung.

Ich möchte die Redner in ihren Beweisen mit einem Athleten vergleichen, der in den Schranken läuft. Wir sehen ihn, wie er sich gegen sein Ziel hinüber bückt, wie er fortschießt, vermittelst seiner eigenen Schwere, die mit der Ziehung seiner Muskeln und mit der Bewegung seiner Füße gemeinschaftliche Sache macht: alles trägt an ihm zur Vermehrung seiner Geschwindigkeit etwas bey. Bourdaloue, Bossuet, Demosthe-

nes,

nes, Cicero sind vollkommene Muster in diesem Stücke, so wie in den übrigen. Man wirft sich mit ihnen in gleiche Schranken, man läuft wie sie. Unsere Gedanken werden durch den Strom der ihrigen fortgerissen; und sollten wir gleich ihre Schlüsse und Beweisgründe aus den Augen verlieren: so urtheilen wir doch von ihrer Gründlichkeit aus der Ueberzeugung, die sie in uns zurücklassen.

Die Widerlegung erfodert viele Kunst, weil es weit schwerer ist, eine Wunde zu heilen, als zu machen. Bisweilen ist die Verachtung hinreichend, einen Gegner zu widerlegen. So verwirrte Scipio den Zunftmeister des Volks, der ihn wegen übeler Verwaltung der öffentlichen Gelder anklagte: „Ich erinnere mich, ihr Herren, daß ich an eben einem solchen Tage, als der heutige ist, den Hannibal überwunden habe: kommt mit mir, den Göttern zu danken, und laßt diesen Schurken stehn.“ A. Gell.

Bisweilen schiebt man den Beweis seinem Gegner wieder zurück. Protagoras, ein Philosoph, Sophist und Rhetor, hatte mit dem Evathlus, seinem Schüler, einen Kontrakt gemacht wegen einer Summe Geldes, die dieser ihm bezahlen sollte, wenn er den ersten Proceß gewonnen haben würde. Dem Lehrmeister ward

die Zeit lang, er machte ihm selbst einen Proceß, und führte seinen Beweis so: Entweder du verlierst die Sache, oder du gewinnst sie: verlierst du sie, so muß du bezahlen, kraft des richterlichen Spruches; gewinnst du sie, so mußt du bezahlen, vermöge unseres Kontraks. Der Schüler antwortete: Entweder ich verliere meine Sache, oder ich gewinne sie: wenn ich sie verliere, so bin ich dir nichts schuldig, vermöge unseres Kontrakts; gewinne ich sie, so bin ich dir nichts schuldig, vermöge des richterlichen Spruches.

Ist der Einwurf einer regelmäßigen Widerlegung fähig, so führt man sie mit gegenseitigen Beweisgründen, die man entweder aus Nebenumständen, oder aus dem Wesen der Sache selbst, oder aus den übrigen Erfindungsquellen hernimmt, die wir oben angezeigt haben.

Ist er allzustark, so stellt man sich, als ob man nicht darauf Acht gäbe; man verspricht, darauf zu antworten, und geht leicht darüber weg zu einem andern Gegenstande; man bezahlt mit Witz, mit Scherzreden. Ein Atheniensischer Redner unternahm es den Demosthenes zu widerlegen, der alles in Feuer und Flamme gesetzt hatte, und sagte beym Anfange seiner Rede, daß es gar kein Wunder sey, daß Demosthenes und

Er

Er verschiedener Meynung wären: denn Demosthenes wäre ein Wassertrinker, er selbst aber tränke nichts als Wein. Durch diesen elenden Scherz ward alles Feuer ausgelöscht, das der Fürst der Redner angezündet hatte.

Endlich wenn man den Streich nicht zurücktreiben kann, so bekennt man das Verbrechen, und nimmt seine Zuflucht zu Thränen und zu Bitten, das Ungewitter dadurch abzuwenden.

Der Beschluß der Rede enthält gemeiniglich eine Wiederholung der stärksten Sachen, die man so wohl zur Ueberzeugung als zur Rührung angebracht hat. Worauf man den Hauptsatz wieder erscheinen läßt, als eine Folge aller gebrauchten Beweisgründe.

Dritter

Dritter Abschnitt.

Von dem rednerischen Ausdrucke.

Wir sind über die Erfindung und Disposition aus zweyerley Ursachen ziemlich flüchtig hinweggegangen. Die erste ist, weil, nach allem dem, was wir in den vorhergehenden Theilen von den Verrichtungen des Geistes und Geschmacks, und von der Anwendung ihrer Vorschriften gesagt haben, es nicht sehr schwer ist, sich einen Begriff von demjenigen zu machen, was daraus für die Redekunst folgt. Die zweyte Ursache, die uns Cicero selbst an die Hand giebt, ist diese, weil es genug ist, hievon die ersten Ideen an zu geben, die Quellen anzuzeigen, und den Redner zu erinnern, daß alles was er sagen soll, ihm von seiner Sache und zu ihrem Vortheile eingegeben seyn müsse. Die natürliche gesunde Vernunft führet ihn seinen Weg, und bietet ihm die Mittel dar, seinen Endzweck zu erreichen: Hæc propria magis prudentiæ quam eloquentiæ.

Mit dem Ausdrucke verhält es sich ganz anders. Leute die den besten Verstand und Geschmack besitzen, müssen von einer Menge kleiner Nebensachen benachrichtiget werden, die gewöhnlichen

lichen Augen entgehn, und von welchen doch die ganze Wirkung der Wohlredenheit abhängt, die diesen Namen nicht wegen der Erfindung und Disposition führt, die gleichwohl wichtige Theile davon ausmachen; sondern wegen des rednerischen Ausdrucks, der allein mehr als alles übrige auf den Geist der Zuhörer zu wirken scheint.

I. Kapitel.

Was der Ausdruck ist.

Wir können unsre Gedanken und Empfindungen auf dreyerley Weise ausdrücken: durch den Ton der Stimme, wie wenn wir seufzen; durch die Geberden, wenn wir jemand ein Zeichen geben herzukommen oder weg zu gehen; durch die Rede, wenn wir Wörter aussprechen. Die beiden erstern Ausdrücke gehören zur Aussprache. Den letzten nennt man eigentlich einen Ausdruck.

Der Ausdruck überhaupt ist also ein durch Worte ausgedrückter Gedanke.

Weil Ausdruck und Gedanke einerley Gegenstand und einerley Regeln haben, so wollen wir sie allezeit nebeneinander stellen, damit sie sich wechselsweise zur Verstärkung und zum Beweise dienen

dienen können. Man wird uns einige Ausführlichkeit vergeben.

Der Gedanke überhaupt ist, die Vorstellung eines Dinges in meiner Seele: zum Exempel, wenn ich mir bey mir selbst die Sonne vorstelle.

Der Ausdruck überhaupt ist, die Vorstellung des Gedankens: ich denke an die Sonne, und sage die Sonne; hier habe ich meinen Gedanken ausgedrückt.

Wir haben kurz vorher gesagt, daß es drey Arten von Gedanken gebe, den Begriff, das Urtheil, und den Vernunftschluß, und daß der Ausdruck dieser drey Arten von Gedanken das Wort, der Satz, die Schlußrede sey.

Wenn ein Begriff allein und von allen andern Begriffen abgesondert ist, so nennt man ihn einfach; ein Baum, eine Bluhme.

Wenn er mehrere Begriffe in sich schließt, so nennt man ihn zusammengesetzt: Ein Baum mit Blüten gezieret, mit Früchten versehn; ein großes und kostbar ausgeschmücktes Haus.

Das Urtheil oder der Satz enthält drey Theile: den einen, zu dem noch ein anderer hinzugefügt werden soll, die Sonne; den andern, der hinzugefügt wird, rund; den dritten, der die

Verbindung dieser beiden ausmacht, ist: Die Sonne ist rund. Den ersten Theil nennt man das Subjekt, den zweyten das Attribut, den dritten die Verbindung.

Der Satz liegt bisweilen in einem einzigen Worte: liebe, das heißt, sey—du—liebend. Bisweilen hat er zwey Wörter, ich lese, das heißt, ich—bin—lesend. Oft hat er seine drey Wörter, ich—bin—geliebt. Alle diese Arten der Sätze sind einfach, weil sie nicht mehr als Ein Subjekt und Ein Attribut haben. Diejenigen, die mehrere haben, nennt man zusammengesetzte oder verwickelte.

In dem verwickelten Satze unterscheidet man den Hauptsatz von den Zwischensätzen. Diese letztern sind mit dem Subjekte oder mit dem Attribute verbunden. Die Furcht derer, die öffentlich reden, ist vernünftig. Die Furcht ist vernünftig, ist der Hauptsatz; derer die öffentlich reden, ist der Zwischensatz, der sich mit dem Subjekte des Hauptsatzes vereinigt. Wenn man auch einen zum Attribute hinzuthun wollte, so könnte man sagen: Die Furcht derer die öffentlich reden, ist die Wirkung einer Vernunft die aufgeklärt ist. Von dieser Art von Sätzen sind alle Bücher voll.

Wir

Wir haben oben von den Schlüssen ausführlicher geredet, wir ersuchen den Leser, dahin zurück zu sehen *).

Dieß wären also drey Arten von Gedanken: der Begriff, das Urtheil, der Schluß; und drey Arten von Ausdrücken das Wort, der Satz, die Schlußrede. Laßt uns sehen, was für Eigenschaften sie haben müssen.

II. Kapitel.

Eigenschaften der Gedanken und Ausdrücke.

Logikalische Eigenschaften.

Die Gedanken und die Ausdrücke haben zweyerley Eigenschaften, die ersten kann man logikalische nennen, weil sie die gesunde Vernunft erfodert, die andern sind Eigenschaften des Geschmacks, weil sie der Geschmack beurtheilt. Jene sind das Wesen der Rede, diese sind ihre Würze.

Die erste wesentliche Eigenschaft des Gedankens ist: er muß deutlich seyn; denn ein Gedanke, der nicht deutlich ist, ist eigentlich gar kein Gedanke. Die Deutlichkeit besteht in einer klaren Vorstellung des Gegenstandes. Man

*) Pag. 27.

sieht ihn ohne Nebel ohne Dunkelheit. Dieß macht den Gedanken klar. Man sieht ihn von allen andern Gegenständen, die ihn umgeben, abgesondert: Dieß macht ihn deutlich.

Der Ausdruck ist deutlich, wenn er den Gedanken ohne Zweydeutigkeit, ohne Verwirrung durch das eigenthümliche Wort, durch die eigenthümliche Redensart ausdrückt. Die meisten Leute wissen die Sprache, die sie reden, nur mittelmäßig gut. Noch weniger wissen sie sich selbst von ihren Gedanken eine genaue Rechenschaft zu geben, sie von einander zu unterscheiden, sie so zu betrachten, wie sie an sich selbst beschaffen sind. Daher kömmt es, daß sie oft Worte gebrauchen, ohne deutliche Begriffe zu haben, die damit übereinstimmen; oder, wenn sie deutliche Begriffe haben, daß sie nicht die wahren Worte gebrauchen. Man weiß nur ungefähr, was man sagt; man streitet, ohne einander zu verstehn: eine einzige Definition würde den Streit endigen.

Das erste, was man zu thun hat, wenn man einen Gedanken ausdrücken will, ist also, daß man ihn völlig einsehe, ihn von allem, was nicht er selbst ist, wohl unterscheide, seinen Umfang und seine Theile genau inne habe: alsdann wird

sich der Ausdruck so zu reden von selbst darbieten:

> Was man erst wohl gefaßt, ist leichtlich ausgedrückt:
> Die Worte stellen sich, wohin sich jedes schickt.

Die zweyte wesentliche Eigenschaft des Gedankens ist: er muß wahr seyn, das heißt, er muß die Sache so vorstellen, wie sie ist. Ich stelle mir die Sonne als einen runden und leuchtenden Körper vor, der am Himmel fortzugehen scheint, mein Gedanke ist wahr. Wenn ich sie mir als einen viereckigen, dunkeln, unbeweglich scheinenden Körper vorstelle: so ist mein Gedanke falsch.

Der Ausdruck ist wahr, wenn er andern den Gedanken vorstellt, den wir haben, und so, wie wir ihn haben. Er ist falsch, wenn er ihn nicht vorstellt, oder wenn er ihn anders vorstellt, als wir ihn haben.

Mit dieser Eigenschaft ist die Richtigkeit genau verbunden. Ein vollkommen wahrer Gedanke ist richtig. Indessen macht der Gebrauch einigen Unterschied unter der Wahrheit und Richtigkeit des Gedankens: die Wahrheit bezeichnet genauer die Uebereinstimmung des Gedankens mit dem Gegenstande: die Richtig-

keit bezeichnet deutlicher die Ausdehnung und die Gränzen.

Der Gedanke ist also wahr, wenn er den Gegenstand vorstellt: und er ist richtig, wenn er nicht mehr nicht weniger Ausdehnung hat, als er. Eben so wird auch der Ausdruck wahr seyn, wenn er den Gedanken vorstellt; er wird richtig seyn, wenn er nicht mehr nicht weniger Ausdehnung hat, als er. Hat er mehr, so ist er schleppend; hat er weniger, so ist der Gedanke gleichsam in der Klemme, und wird erstickt.

Zu diesen beiden Eigenschaften kann man noch eine dritte hinzuthun, nehmlich die Kürze: eine Eigenschaft, die mehr dem Ausdrucke, als dem Gedanken zukömmt. Unser Geist ist wissensbegierig; nichts ist ungeduldiger, als er, wenn er lange warten soll; und je leichter und kürzer die Mittel sind, die man ihm zur Erreichung seines Endzwecks darbietet, je zufriedener ist er. Wenn er fühlt, daß man ihm, aus Armuth oder Schwäche, anstatt des eigentlichen Ausdrucks, den man in der Sprache bereits hat, Umschreibungen giebt, statt natürlicher Züge gezwungene Wendungen und Umschweife: so leidet er, mehr oder weniger, nach dem Maße des Unrechts, was ihm seiner Meynung nach, geschieht. Er ist nie zufriedener, als wann der Gedanke

ganz bekleidet, ganz bewaffnet hervorspringt, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Wenn Rochefaucaud sagt: Das Herz betriegt den Verstand, so besitzt sein Ausdruck die Kürze der Zeichen, weil er den Gedanken weder in wenigern Worten, noch auch deutlicher hätte sagen können. Wenn er gesagt hätte: Das Vergnügen und der Geschmack, den wir an einer Sache finden, macht daß wir sie oft ganz anders ansehen, als sie in That ist? so würde dieses eben derselbe Gedanke gewesen seyn; allein wie schleppend ist er nicht! und auf jene Weise hatte er Flügel.

Alle unsre Begriffe sind zusammengesetzt: sie können folglich alle mit mehrern Worten ausgedrückt werden. Allein wenn man uns die Mühe und Zeit erspart diese Worte zu hören, und man uns doch nicht weniger sagt: so haben wir das Vergnügen zu begreifen und besser zu begreifen; weil die Menge der Zeichen die Aufmerksamkeit theilt und die Begriffe verwirrt.

Wenn man wider die Menge der Zeichen redet, so setzt man deswegen die Genauigkeit der Sprache nicht in einsylbige Wörter, in verstümmelte Redensarten, oder in halb gesagte Räthsel, nach dem Geschmack einiger Stellen des Persius oder Tacitus, wo der Gedanke von den

Worten gleichsam eingekerkert wird. Man sagt nur, daß das Kleid für den Gedanken gerecht seyn soll, ohne ihm seine Freyheit und Ungezwungenheit zu benehmen.

Eben so wenig will man die Redner tadeln, die ihre Gedanken in periodischen Redensarten entwickeln, sie zum Theil in der Erweiterung wiederholen. Die kleine Anzahl der Zeichen verträgt sich sehr wohl mit dem Reichthum der Rede, weil dieser Reichthum sich nur in den Gedanken, oder in dem verschiedenen Grade der Gedanken äußern muß. Cicero ist überall reich; und doch ist nichts bey ihm zu viel. Sein Ausdruck zerstreut den Geist niemals durch seinen eigenen Schimmer, oder beladet ihn unnöthiger Weise mit einem Gefolge von prächtigen Tönen, die nichts mit sich bringen. Er besitzt folglich die rednerische Kürze.

Dieses sind die logikalischen Eigenschaften, ohne welche kein Werk der Litteratur schön seyn kann. Es ist aber nicht genug ohne Fehler zu seyn, man muß auch Annehmlichkeiten besitzen, und diese giebt der Geschmack.

Eigenschaften des Geschmacks.

Alles was die Gedanken und die Ausdrücke in einer Rede anmuthiges haben können, kömmt von der Wahl her, die man unter ihnen anstellt, und von der Ordnung, in der man sie vorträgt. Alle Regeln des Ausdrucks lassen sich also auf diese beiden Hauptstücke zurück bringen, auf wählen und ordnen. Wir wollen bey der Wahl anfangen.

Sobald sich ein gewisser Stoff dem Geiste darstellt, so bringt die Gestalt, unter welcher er sich ankündiget, augenblicklich einige Ideen hervor; wenn man eine andre Seite davon betrachtet, so entstehen wieder andre Ideen: man dringt tiefer ins Innere hinein, und entdeckt immer neue Schätze. Jede Bewegung des Geistes giebt einen neuen Aufschluß, treibt einen neuen Keim: und nunmehr ist der Boden mit einer reichen Erndte bedeckt. Allein unter dieser Menge von Gewächsen ist nicht alles gut Korn.

Es giebt Gedanken, die nichts als ein Blendwerk sind, die nichts wirkliches zum Grunde haben. Es giebt unnütze, die mit dem Gegenstande, den man ausdrücken will, keine Gemeinschaft haben. Es giebt gemeine, die so klar

wie Wasser, und auch eben so unschmackhaft sind. Es giebt niedrige, die unter der Würde des Stoffes sind. Es giebt gigantische, die darüber hinausgehn: lauter Gewächse, die unter den Auswurf gehören.

Unter denen, die man aufbewahren muß, kommen zuerst die natürlichen Gedanken, die einem jeden Menschen von gesunder Vernunft einfallen, und die aus der Materie selbst ungesucht zu entstehen scheinen. Dieses ist die Grundfarbe, der Aufzug des Zeuges. Hierauf folgen die, welche etwas Anmuthiges bey sich führen, als Lebhaftigkeit, Stärke, Reichthum, Kühnheit, Reiz, Feinheit, Adel und dergleichen; denn wir machen uns nicht anheischig hier ein vollständiges Verzeichniß von allen Arten anmuthiger Gedanken zu liefern.

Der lebhafte Gedanke ist ein Gedanke, der seinen Gegenstand deutlich und mit wenigen Zügen vorstellt. Er rührt den Verstand durch seine Klarheit, und rührt ihn plötzlich durch seine Kürze. Er ist wie ein Lichtstral. Wenn die Begriffe langsam und in einer langen Reihe von Zeichen herbey geführet werden, so kann keine augenblickliche Erschütterung statt finden. Wenn Fausta ausruft:

O Krispus! Konstantin! wie tönt ihr fürchterlich,
Sonst süße Namen! Itzt was bleibt mir übrig? —

so setzt sie nach einer Pause hinzu: Ich. Dieß ist ein Blitz. Eben so ist auch die berühmte Antwort des alten Horaz: Was sollte er thun gegen dreye? — Sterben.

Der starke Gedanke hat nicht so großen Glanz als der lebhafte, aber er drückt sich tiefer in das Gemüth: er zeichnet darinn den Gegenstand mit brennenden Farben; er gräbt ihn mit unauslöschlichen Schriften ein. Bossuet bewundert die Pyramiden der Könige in Egypten, diese Gebäude, die gemacht waren, der Zeit und dem Tode zu trotzen; und eine plötzlich zurückkehrende Empfindung läßt ihn bemerken, daß es Gräber sind: dieser Gedanke ist stark. Die Schönheit fliegt mit der Jugend dahin: durch den Begriff des Fluges wird die schnelle Vergänglichkeit stärker geschildert.

Der kühne Gedanke hat Züge und Farben, die außerordentlich sind, die von der Regel abzuweichen scheinen. Als Boileau diesen Ausdruck wagte:

Le chagrin monte en croupe et galope avec lui,
Die Sorge steigt aufs Pferd und jagt mit ihm davon,

so hatte er nöthig, durch ähnliche Exempel und durch den Beyfall seiner Freunde gesichert zu wer-

werden. Man stelle sich die Sorge hinter dem Reuter sitzend vor, die Metapher ist kühn; aber man führe den Gedanken weiter aus, indem man diese allegorische Person galoppiren läßt, so wird man sich der Kritik aussetzen.

Was ein glänzender Gedanke ist, empfindet man deutlich genug. Sein Glanz kömmt mehrentheils von dem Zusammenstoß der Begriffe her. Haller sagt von einem heißen Quell in einem kalten Thale:

Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen:
Sein Wesen selbst ist Feur, und seine Wellen Flammen.

Ein körnichter Gedanke, oder ein reicher Begriff stellt nicht allein den Gegenstand vor, er stellt auch die Art vor, wie der Gegenstand da ist, er stellt auch andere benachbarte Gegenstände vor, um durch die Vereinigung der Begriffe einen desto stärkern Eindruck zu machen. Nimm deine Blitze Friederich. Das einzige Wort Blitze malt uns einen erzürnten Gott, der seinen Feind angreifen und ihn in Staub verwandeln wird.

Den Sternen schwingest du
Dein brausendes Gefieder zu.

Uz.

Das

Das Wort brausend giebt uns nicht allein einen Begriff von dem Getöse und von der Schnelligkeit, sondern auch von der Größe dieser Flügel, und folglich von der Größe der Person, die sie schwingt.

Der feine Gedanke stellt nur einen Theil von dem Gegenstande vor, und läßt das übrige errathen. Man sieht ein Exempel davon in diesem Epigramm:

Ein vorgeladner Abt fragt einen klugen Alten:
Ihr kennt das ganze Recht, mich rügt ein Bösewicht:
Die Schriften bring ich mit; gebt mir doch Unterricht:
Wie soll ich mich dabey verhalten?
Und wenn, versetzt der Greis, Ihr hundert Bündel brächtet,
So ist schon überhaupt der beste Rath für Euch:
Ist Eure Sache gut, so schreitet zum Vergleich;
Und ist sie schlimm, mein Herr, so rechtet.

Hagedorn.

Bisweilen stellt er einen Gegenstand durch den andern vor. Derjenige den man zeigen will, versteckt sich hinter dem andern. Ein Mann, dem Habe und Gut genommen ist, antwortet seinen Freunden, die ihn mit seinem guten Namen trösten: Was nützt ein guter Wind dem Schiffe, das Mast und Segel verloren hat?

Der

Der poetische Gedanke ist ein Gedanke, der nur in der Poesie gebraucht werden kann, weil er in der Prose zu viel Glanz und Pomp hat.

Der naive Gedanke entspringt von selbst aus der Materie, und stellt sich dem Gemüth ungesucht dar:

Mir Armen, den des Fiebers Kraft
Fast nöthigt in das Grab zu sinken,
Verbeut der Arzt den Rebensaft
Und heißt mich Wasser trinken:
Ihr Götter, steht mir Armen bey!
Schafft, daß der Wein nicht tödtlich sey;
Wo nicht, so, laßt, Gesundheit zu erwecken,
Das Wasser besser schmecken.

Gleim.

Es giebt Gedanken, die durch ihren Gegenstand charakterisiret werden. Man nennt sie edle, große, erhabne, anmuthige, traurige Gedanken, 2c. nachdem ihr Gegenstand edel, groß ist 2c.

Es giebt noch eine andere Art von Gedanken, die diesen Namen vorzüglich führen, ohne durch eine besondere Eigenschaft bezeichnet zu werden. Es sind mehrentheils Betrachtungen des Verfassers selbst, die künstlich in die Materie, die er behandelt, eingeflochten werden. Bisweilen ist es eine moralische, eine politische

Wahr-

Wahrheit: Nichts rührt die Völker so sehr, als die Güte; oder ein lebhaftes Bild: Drey Krieger (die Horazier) trugen in ihrer Person die ganze Tapferkeit der Römer.

Mit allen diesen Arten der Gedanken stimmen eben so viel Arten der Ausdrücke zusammen. So wie es natürliche Gedanken giebt, und Gedanken, die mit Annehmlichkeiten geziert sind, eben so giebt es auch eigenthümliche Ausdrücke ohne eine vorzügliche Annehmlichkeit, und geborgte Ausdrücke, die größtentheils den Charakter der Lebhaftigkeit, der Kühnheit besitzen, um die gleichartigen Gedanken dadurch auszudrücken. Denn wenn der Ausdruck richtig seyn soll, so muß er mehrentheils mit dem Gedanken von gleichem Geschmacke seyn.

Ich sage mehrentheils, weil es geschehen kann, daß in dem Ausdrucke ein Charakter liegt, der sich in dem Gedanken nicht befindet. Zum Exempel, der Ausdruck kann fein seyn, ohne daß es der Gedanke ist. Wenn Tellheim, in Lessings Lustspiele, zu seiner Minna von Barnhelm sagt: Ich sehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht, so ist der Gedanke nicht fein, aber der Ausdruck ist es, weil er den Gedanken nur halb ausdrückt. Eben so kann der Ausdruck kühn seyn, ohne daß es der

Gedan-

Gedanke ist, und der Gedanke kann es ohne den Ausdruck seyn. Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit dem Edlen und fast mit allen übrigen Eigenschaften.

Dieser Unterschied unter ihnen kömmt von der Verschiedenheit her, die sich in diesem Stücke zwischen den Regeln der Natur und den Regeln der Kunst befindet. Es wäre natürlicher, daß der Ausdruck mit dem Gedanken einerley Charakter behielte, allein die Kunst hat Ursachen es anders zu machen. Bisweilen giebt man durch die Stärke des Ausdrucks einem zu leichten Gedanken mehr Gewicht; bisweilen mildert man die Härte des einen durch die Gelindigkeit des andern. Ist eine Erzählung lang, so verkürzt man sie durch den Reichthum der Ausdrücke; ist ein Gegenstand geringe, so bedeckt man ihn, man kleidet ihn ein, damit er anständig erscheine. Eben so verhält es sich auch in den übrigen Fällen.

Die eigenthümlichen Ausdrücke sind Ausdrücke, die man in ihrer ursprünglichen und natürlichen Bedeutung gebraucht, wie wenn ich eine Pflanze Pflanze, einen Löwen Löwe nenne.

Die entlehnten Ausdrücke sind Ausdrücke, die man in einem Verstande gebraucht, der ihnen fremde ist, und den man ihnen nur wegen einer

Aehn-

Aehnlichkeit der Gegenstände leiht: wie wenn ich einen jungen Menschen eine junge Pflanze, einen tapfern Mann einen Löwen nenne.

Die wahre Eintheilung der Ausdrücke wäre also wenn man sie in eigentliche und in uneigentliche eintheilte: und unter den letztern könnte man noch einen Unterschied machen unter denen, die man aus Unwissenheit, oder aus Noth, oder der Anmuth wegen, gebraucht. Ich will mich erklären.

So oft man zum Ausdrucke eines Gedankens nicht das eigenthümliche Wort gebraucht, so thut man es entweder aus Unwissenheit, oder aus Noth, oder aus Geschmack. Thut man es aus Unwissenheit, so ist dieß ein Fehler der Person, die ihre Sprache nicht versteht. Thut man es aus Noth, so ist es ein Fehler der Sprache, die dem Geiste nicht alle Worte liefert, die er nöthig hat. Thut man es aus Geschmack, so geschieht es darum, weil man in dem uneigentlichen Worte eine Anmuth findet, die das eigentliche Wort nicht an sich hat.

Die eigenthümliche Bedeutung der Wörter ist die vornehmste Quelle der Deutlichkeit; und wenn die Deutlichkeit die erste Schönheit der Rede ist, so muß die eigenthümliche Bedeutung als die schätzbarste Eigenschaft des Ausdrucks ange-

angesehen werden. Man müßte sich daher billig bey jedem wichtigen Worte, welches man schreibt, verweilen, es auf die Wage legen, untersuchen, ob es nicht zu viel oder zu wenig sagt; ob es von selbst oder durch die benachbarten Wörter zu verstehen ist; und nicht vergessen, welchen Verstand man ihm einmal gegeben hat, damit man es allezeit in eben derselben Bedeutung gebrauche, wenigstens bey einer gleichen Materie.

Die entlehnten Ausdrücke, wenn sie mit Wahl und Geschmack entlehnt werden, geben der Rede Glanz und Zierde: man nennt sie Tropen.

Dieses Wort bedeutet überhaupt Veränderung, Umkehr, Versetzung; und wenn es den Wörtern beygelegt wird, so bedeutet es eine Veränderung der Bedeutung.

III. Kapitel.

Von den Tropen.

Die vornehmsten Tropen sind die Metapher, die Metonymie, die Synekdoche, die Ironie, die Hyperbel.

Das Wort Metapher oder Gleichnißwort, bedeutet, daß ein Ausdruck aus seiner eigenthümlichen und gewöhnlichen Bedeutung in eine andre

andre versetzt worden ist, die ihm nicht eigenthůmlich ist, so daß daraus eine gewisse Anmuth entspringt: wie wenn man sagt von Zorn entbrannt, Ehre einerndten, lachende Wiesen, schwarze Sorgen: alles Ausdrůcke, die eine versteckte Vergleichung enthalten und daher einen Begriff mehr geben und folglich gefallen.

Wenn die Metapher weiter geht und mehrere Worte in sich faßt, so nennt man sie Allegorie oder Gleichnißrede. Diese junge Pflanze, getrånket mit dem Thaue des Himmels, wartete nicht lange die herrlichste Frůchte zu tragen. Man nehme die Figur hinweg: diese junge Prinzessinn, begnadiget mit dem Segen des Himmels, wartete nicht lange tugendhafte Handlungen zu verrichten.

Alle Poeten, alle Redner, und selbst die Historienschreiber, wenn sie Feuer und Einbildungskraft besitzen, sind voll von Metaphern.

Man muß hiebey die ausschweifende Kůhnheit auf der einen Seite, und auf der andern das Niedrige vermeiden. Ein zerfallenes Gebåude ein gestorbenes Haus zu nennen: das heißt die Grånzen der Freyheit ůberschreiten; und von der Sůndflut zu sagen, daß Gott seinem Ebenbilde damals den Kopf brav gewaschen habe, oder sie eine Lauge des mensch-

lichen Geschlechts zu nennen, das heißt in das Niedrige verfallen.

Die Metonymie setzt den Urheber der Sache für die Sache selbst, wie man sagt: Mars, anstatt der Krieg; die Musen, anstatt, die schönen Künste. 2. die Ursache für die Wirkung; man sagt von einem Helden in der Schlacht: der Tod ist in seinen Händen. 3. Bezeichnet sie den Lasterhaften mit dem Namen des Lasters selbst; die königliche Herrschaft mit dem Namen der Krone, des Zepters. 4. Nimmt sie das enthaltende für das enthaltene: Er trank den tödtlichen Becher.

Die Synekdoche nimmt ein Theil für das Ganze; wie wenn Virgil sagt: summa placidum caput extulit unda, er hub seine friedliche Stirn hoch aus den Wellen empor. Man würde den Dichter unrecht verstehn, wenn man seinen Ausdruck nach dem Buchstaben nehmen, und sich dabey den Kopf eines Schwimmers denken wollte, der aus dem Wasser hervorragt. Dieß wäre ein armseliges Bild, so wohl in der Poesie als in der Malerey. Virgil wollte die Augen des Lesers auf die Stirne des Gottes geheftet wissen, weil die Stirne der Sitz der Heiterkeit ist: placidum caput. So wie schon Terenz gesagt hatte: *Quod capita, tot sententiæ.*

Und

Und Horaz: *Quis desiderio sit pudor aut modus tam cari capitis?* 2. Sie nimmt das Ganze für ein Theil: Die Völker die den Tagus trinken. 3. Die Materie, woraus die Sache gemacht ist, für die Sache selbst: Sein Arm bewehrt mit Stal.

Die Ironie gebraucht man, wenn man gerade das Gegentheil von dem sagt, was man denkt, um sich auf Unkosten desjenigen zu belustigen, den man hintergeht:

Wie herrlich werd ich einst verwesen,
Wann Leute nur mein Ende lesen,
Bey den Erschlagnen oben an rc.

Haller.

Weil dergleichen Ausdrücke in ihrem eigentlichen Verstande einen wahren Sinn haben, obgleich einen falschen in der Meynung dessen der da redet, so muß man einen Schlüssel zu dem verblühmten Sinne geben. Dieser Schlüssel ist ein Wort, das man in der Geschwindigkeit dazwischen schiebt, in der That, fürwahr, wahrhaftig! oder eine Geberde, oder der Ton der Stimme, wenn man die Ironie ausspricht.

Die Hyperbel ist darinn mit der Ironie verwandt, daß sie den Sachen, wovon man redet, einige Grade mehr oder weniger giebt, als sie in

der Natur haben. Ein Schwerdtstreich wird vermittelst dieser Figur zu einem Nadelstiche, und ein Nadelstich zu einer tödtlichen Wunde.

Es wäre leicht diese Ausführung viel weiter zu treiben. Alle Sprachlehrer des Alterthums und alle Lehrer der Rhetorik haben ein Vergnügen daran gefunden, sich über diese Materie auszubreiten. Man kann die Tropen des Du-Marsais zu Rathe ziehn.

Die Ausdrücke, sowohl die eigentlichen als die entlehnten, haben einen ganz verschiedenen Rang unter einander. Es hat jemand gesagt, der Mensch sey das Maß von allen Dingen: dieses ist nirgends so wahr, als in der Sprache. Eben so wie es unter uns einen Adel und einen Pöbel giebt, wovon der erste gemacht ist, gezeigt zu werden, sich Respekt zu erwerben, die Ehrenbezeugungen derer einzuerndten, denen er gleichsam zur Schau aufgestellt wird; der andere hingegen zu allen Zeiten und ohne Umstände zu den geringsten Diensten gebraucht wird: eben so giebt es auch Redensarten, Wörter, Wendungen, wovon einige bestimmt sind in den erhabenern Gattungen zu erscheinen, in den Lobreden, in der hohen Poesie; man nennt sie edle Ausdrücke; und andre, die sich niemals ein Ansehen erworben haben, sind verdammt, so nach-

drücklich sie auch sind, in der Niedrigkeit zu bleiben: man nennt sie niedrige Ausdrücke, gemeine Redensarten. Zwischen diesen beiden Graden ist ein Mittel, welches eine gewisse Anzahl Redensarten und Wörter enthält, die etwas von den beiden äußersten Gränzen an sich haben, ohne sie jedoch miteinander zu vermischen: und diese machen die Masse, die Unterlage, den Grund aller Reden aus, von welchem Grade sie auch seyn mögen. Streut man von Zeit zu Zeit edle Wörter und Redensarten mit ein, so wird die mittlere Rede veredelt. Läßt man sich hingegen niedrige Wörter, unedle Redensarten entfallen, so wird das Mittelmäßige selbst heruntergesetzt. Durch eine einzige gemeine Redensart kann man eine ganze Seite verderben; bisweilen durch ein einziges Wort. Doch Lehren und Erinnerungen hierüber nützen weder denen, die die Werkzeuge der Empfindung haben, noch denen, die sie nicht haben. Wir wollen hier nur eine Anmerkung über die Art und Weise machen, wie man es zuweilen anfängt, jungen Lehrlingen der Wohlredenheit den Geschmack zu bilden.

Man legt ihnen solche Stellen aus den Autoren vor, die stark hervorstechen. Man heftet ihre Aufmerksamkeit auf die glänzenden Gedanken.

Man giebt ihnen dasjenige zu bemerken was man Züge nennt. Diese Methode hat Unbequemlichkeiten: sie bringt den Geist aus der Bahn des guten Geschmacks. In einem guten Autor muß alles bemerkt werden, und die Stellen, die am wenigsten merkwürdig zu seyn scheinen, sind gerade die, wobey sich die Lehrer oft am meisten verweilen sollten; hier ist bisweilen der Ort, wo der Faden des ganzen Werkes zusammen geknüpft ist; woher die Schönheiten ihren Grund und Ursprung haben; wodurch sie vorbereitet, wodurch sie erhoben werden. Ein Geist, der mit nichts als Gegensätzen und Metaphern genährt worden ist, muß sich nothwendig in Verlegenheit befinden, wenn man gesunde Vernunft von ihm verlangt. Und die gesunde Vernunft ist gleichwohl das einzige, was den Menschen einen Werth giebt, falls sie einigen Werth haben. Was würde man wohl von einem Manne sagen, der ein Gebäude nur nach dem Schnitzwerke und nach den Fensterrahmen beurtheilete, und auf die Vertheilung der Hauptstücke und die Anlage des Ganzen gar nicht Acht gäbe?

In allen guten Skribenten findet man ein zusammenhangendes Gewebe natürlicher Gedanken, die aus der gesunden Vernunft und aus

dem

dem Innersten des Stoffes hergenommen sind; dieses ist die Grundlage aller Ausarbeitungen:

Scribendi recte *sapere* est et principium et fons.

Auf diesen einförmigen Grund streuen sie Bluhmen der Wohlredenheit, ich will sagen, Züge und Ausdrücke, die sich besonders unterscheiden sollen. Ihr Geist ist fruchtbar an solchen Gedanken, die mit allen Arten der Anmuth bekleidet erscheinen. Allein obgleich ein heimliches Wohlgefallen sie reizet alle diese Reichthümer in das Gewebe des Werkes aufzunehmen, so hält sie doch Ueberlegung und guter Geschmack davon ab, aus Furcht es möchten übel angebrachte Zierrathe seyn. Sie nehmen nichts auf, was nicht die Farbe der Materie annimmt, und mit den übrigen Stücken ein Ganzes ausmacht.

Nachdem wir die Arten und Eigenschaften der Gedanken und der Ausdrücke bemerkt und die Wahl angezeigt haben die man, nach Beschaffenheit der Umstände, dabey anstellen kann: so müssen wir nunmehr von der Anordnung und Verbindung handeln, die man unter ihnen zu machen hat.

Die Anordnung, die man unter den Ausdrücken und Gedanken macht, kann nur zweyerley zum Gegenstande haben: entweder ihnen mehr

Anmuth, oder mehr Stärke zu geben. Denn die Anordnung welche die bloße Deutlichkeit hervorbringt, ist mehr logikalisch und grammatikalisch, als oratorisch.

Die Natur hat eine gewisse Anmuth mit allem dem verbunden, was ungezwungen bewerkstelliget wird: und da die Stärke das Vorrecht hat, alles ohne Mühe zu verrichten, so findet man selten, daß Anmuth und Stärke getrennt sind. Der starke Athlet ist Herr von seinen Bewegungen, er weiß ihnen Zeit und Maß zu geben, er weiß ihre Richtung zu bestimmen. Man betrachte alles was jung ist: es ist mit Anmuth bekleidet, darum, weil es Kräfte hat. Eben so verhält es sich mit den Gliedern eines Heeres: die Ordnung vermehrt ihre Stärke, und macht zugleich ein angenehmes Schauspiel.

Von diesen Exempeln läßt sich die Anwendung ganz natürlich auf die Rede machen. Indem die Ordnung in den Worten die Begriffe verbinden und zusammen drengen hilft, so giebt sie ihnen auch mehr Feuer und Stärke. Zweytens, da diese Verbindung sich durch die Uebereinstimmung und den Zusammenklang der Töne, woraus die Wörter bestehn, dem Ohre sowohl als dem Geiste zu empfinden giebt: so entspringt daraus der Reiz der so genannten Harmonie.

Die Anordnung der Worte und der Gedanken in Absicht auf diese beiden Wirkungen betrachtet, begreift alle Arten rhetorischer Figuren unter sich, und zugleich alle Verbindungen, durch welche Harmonie und Numerus hervor gebracht wird.

IV. Kapitel.

Anordnung und Stellung, welche die Figuren hervorbringt.

Figuren der Worte.

Man versteht durch das Wort Figur, in Sachen der Wohlredenheit, eine gewisse symmetrische Anordnung der Theile einer oratorischen Redensart, oder auch vieler Redensarten unter einander; es ist eine Art von regelmäßiger Konfiguration, welche den Figuren gleicht, die aus der Stellung einiger Linien entstehn, woraus man Dreyecke, Vierecke und dergleichen machen kann.

Wann nur ein einziges Wort da ist, oder nur ein einziger Begriff, zum Exempel, wann ich mir die Sonne vorstelle, oder wann ich sage, die Sonne: so findet hier keine Figur statt; weil der Gedanke, eben so wie der Ausdruck, nur ein einziger ist, und folglich keine doppelte

Zusam-

Zusammensetzung zuläßt: es ist nur Ein Stück; ich muß allezeit sagen, die Sonne. Wann aber zwey Theile da sind, alsdann findet eine doppelte Zusammensetzung statt: er ist; ist er? Man kann noch Partikeln hinzuthun, die, ohne den Sinn zu ändern, dem Gedanken oder dem Ausdruck eine andre Farbe, eine andere Stellung geben. Ein Mensch kann stehen, sitzen, liegen, sich in einer Stellung befinden, die Wirksamkeit, Leidenschaft, Unempfindlichkeit ꝛc. anzeigt; eben so ist es auch mit den Gedanken und mit den Ausdrücken beschaffen: man giebt ihnen gewisse Stellungen, die bey uns den Namen oratorischer Wendungen und bey den Lateinern den Namen der Figuren erhalten haben. Die Fignren sind also eigentlich Ausdrücke der Empfindung in der Rede, so wie die Stellungen Ausdrücke der Empfindung in der Malerkunst und Bildhauerkunst sind.

Wir reden in diesem Kapitel bloß von den Figuren der Worte.

Es giebt einige, die mehr grammatisch, als oratorisch sind, und dennoch in der Rede eine gute Wirkung thun.

Die Ellipsis unterdrückt aus Geschmack Wörter, die der grammatische Sinn erfodert hätte:

Genug,

Genug, o Jüngling! länger nicht!
Genug der Lieb' und Ruh!

Der Grammatiker hätte gesagt: länger nicht gesäumt! Genug der Lieb' und Ruh gepflegt!

Der Pleonasmus setzt aus Geschmack hinzu, was die Grammatik als überflüßig wegwirft:

Itzt steigt er auf zu dir, — zu dir, dem er gehöret, —
Du, der Erlösten Gott! — zu dir!

Weiße, im Krispus.

Zum Verstande wäre es hinlänglich gewesen nur Einmal zu sagen: Itzt steigt er auf zu dir.

Das Hyperbaton verkehrt die gewöhnliche Wortfügung. Anstatt zu sagen: Großmuth, die dem Feinde selbst sein Recht erweiset, sagt der Poet:

— Großmuth die sein Recht dem Feinde selbst erweiset,

Ebend.

Die Syllepsis bringt das Wort mehr mit dem Hauptbegriffe in Uebereinstimmung, als mit dem Worte, worauf es sich bezieht:

— — Du siehst ein Weib, die von dem Krispus glühet,
Die zur Vertrauten mich von ihrer Schande macht,
Die dich betrogen hat.

Ebend.

Die,

Die, ihrer bezieht sich auf den Hauptbegriff des Geschlechts, und nicht auf das vorhergehende Wort.

Diese vier Figuren gehören, wie man sieht, mehr zur Grammatik, als zur Redekunst. Die Figuren der Wörter, die bloß rednerisch sind, ändern in den Regeln der Grammatik nichts. Ihre Absicht ist dem Lauf der Rede mehr Hurtigkeit oder ihrem Gange mehr Festigkeit zu geben.

Einige werden durch einen Zusatz gemacht, wenn man mit einer Redensart viele Wörter verbindet, deren sie entbehren könnte. Dahin gehört:

Die Wiederholung; das Wort selbst trägt seine Erklärung bey sich;

> Die schnellen Schwingen der Gedanken,
> Wogegen Zeit und Schall und Wind
> Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
> Ermüden über dir.

Die Wiederholung des Bindeworts **und** scheinet hier die Gegenstände zu vervielfältigeu. Bisweilen steht das wiederholte Wort an der Spitze unterschiedener Redensarten, die alle nach der Reihe einerley Anführer folgen.

> Du steckst die Fackel an, die in dem Mond' uns leuchtet,
> Du giebst den Winden Flügel zu;

Du

Du leihst der Nacht den Thau womit sie uns befeuchtet,
Du theilst der Sterne Lauf und Ruh.
Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt ꝛc.

Bisweilen ist es ein wiederhohlter Ausruf: O Zeiten! o Sitten! Bisweilen ist es ein Name: Postumus! Postumus!

Die Konversion macht es ein wenig anders, als die Wiederholung; sie endigt die verschiedenen Glieder des Perioden mit gleichen Schlußfällen: „Ihr habt drey große Kriegesheere verloren: Antonius hat sie zu Grunde gerichtet. „Ihr beklagt den Verlust der größesten Männer „im Staat: Antonius hat sie euch entrissen. „Das Ansehn des Senats ist gefallen: Antonius hat es zu Boden gestürzt.“

Bisweilen verbindet man diese beiden Figuren, woraus eine dritte entsteht, die man Komplexion nennt: „Wer hat die Bündnisse gebrochen? Karthago. Wer hat Italien verheert? „Karthago. Wer hat uns in die äußerste Gefahr gestürzt? Karthago: und Karthago bittet „um Verzeihung?“

Die Gradation oder Steigerung ordnet die Worte nach dem Grade ihrer Stärke oder Schwäche; entweder im Heraufsteigen, er geht, er läuft, er fliegt; oder im Herabsteigen, wenn man nach erhabenen Ideen entgegengesetzte gebraucht, welches nicht leicht anderswo, als nur bey scherzhaften Materien statt findet:

Schon stieg zum zweytenmal die Sonn' aus blauen Wellen,
Die Hütt' und den Palast gleichgnädig zu erhellen.
Sie streute Freud' und Tag auf die glorreiche Bahn,
Und nach und nach zog sich das Kammermädchen an;
Die Pagen fuhren schon in ihre Silberkleider;
Die Lerche sang im Feld' und in der Stadt der Schneider;
Schon stand der Grenadier und wichste seinen Bart,
Und alles fühlte schon des Morgens Gegenwart.

Zachariä, im Schnupftuch, einem komischen Heldeng.

Die Regreßion läßt die Worte wieder zurückkehren, und zwar in einem etwas verschiedenen Sinne: Wir leben nicht, um zu essen und zu trinken; sondern wir essen und trinken, um zu leben. Und Haller:

Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren:
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.

Indeß-

Indessen scheint es, als ob die Anordnung der Worte in diesen beiden Figuren mehr von dem Gedanken als von den Ausdrücken abhienge. Allein in diesem Stücke, so wie in vielen andern, darf die Kunst nicht hoffen dasjenige rein von einander abzuscheiden, was die Natur vereiniget hat.

Die Figuren der Worte die durch die Wegwerfung entstehn, sind:

Die Disjunktion, welche die Bindewörter wegnimmt, die Rede desto lebhafter und hurtiger zu machen.

Allein was ist ihr Zweck, so fragten hier die Freunde?
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde. : :
Ach nein! : : So suchen sie der Weisen Stein. : :
Ihr irrt. : :
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden. : :
Nein. : : So bereun sie alte Sünden. : :
Das ist es alles nicht. : : So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? : : Sie spielen.

Wo hätte diese Erzählung ein Ende finden sollen, wenn man hätte sagen müssen: der Reisende antwortete, die Freunde erwiederten? rc.

Die Adjunktion wird gebraucht; wenn man von zwey Zeitwörtern eines unterdrückt: Oben trägt die Eiche Eicheln, in der Mitte Bienen.

Es giebt noch eine dritte Gattung von Figuren der Worte bey den Griechen und Lateinern, welche in der Symmetrie der Schlußfälle und Endungen besteht; allein wir Neuern gebrauchen sie wenig, wegen der Aehnlichkeit, die sie mit unsern Versen haben würden, wovon eines der merklichsten Unterscheidungszeichen der Reim ist.

V. Kapitel.

Figuren der Gedanken.

Man theilt die Figuren der Gedanken in solche, die die Aufmerksamkeit reizen, und in andere, die vorzüglich das Herz rühren. Ich sage vorzüglich, weil man, um das Herz zu rühren, seinen Weg durch den Verstand nehmen, und um den Verstand zu reizen, das Herz interessiren muß. Wir haben es schon vorhin gesagt: diese beiden Wirkungen sind, nach aller Strenge genommen, eben so unzertrennlich, als die beiden Seelenkräfte sind, die sie hervorbringen.

Reizende Figuren.

Die Subjektion ist eine Figur, wodurch man seinen Gegner oder seinen Zuhörer frägt, und es

zugleich

zugleich auf sich selber nimmt, die Frage für ihn zu beantworten. Die Frage setzt den Geist in Bewegung, man will die Antwort suchen; zum wenigsten macht man sich ein Vergnügen daraus, sie vorherzusehn. Der königliche Verfasser der Lobrede auf den Prinzen Heinrich von Preußen gebraucht diese Wendung mit vieler Anmuth und Würde: „Was macht die Stärke der „Staaten aus? Sind es weit ausgedehnete „Gränzen? die allemal Vertheidiger nöthig ha„ben. Sind es durch Fleiß und Handel aufge„häufte Reichthümer? die nicht anders nützlich „werden, als durch ihren guten Gebrauch. Ist „es ein zahlreiches Volk? welches sich selbst un„ter einander zerstören würde, wenn es nicht „gute Anführer hätte. Nein, meine Herren: „die Stärke der Staaten besteht in großen Män„nern, welche die Natur von Zeit zu Zeit in ihnen „hervorbringt.“

Die Anteokkupation kömmt dem Einwurfe zuvor, um ihn zum voraus zu widerlegen. Dieß ist eine geschickte Wendung die Gründe, die man uns entgegen setzen kann, zu zernichten oder wenigstens zu schwächen. Sie gewinnen niemals viel, wenn sie derjenige anführt, dem sie Schaden thun. Ueberdem nimmt man ihnen das Verdienst und die Wirkung der Neuheit; und

durch die Miene der Zuversicht, die man annimmt, indem man sie hervorbringt, bewegt man die Richter zu glauben, sie hätten nicht viel auf sich. Man konnte dem Boileau seinen Geschmack an der Satire, und die Art vorwerfen, wie er mit dem Chapelain umgegangen war: „Es ist nicht recht, wird jemand sagen, daß „er die Leute mit Namen nennt. Den Chape„lain anzugreifen! Ach! das ist ja ein so bra„ver Mann! Balzac lobt ihn an hundert Stel„len. Freylich wenn er mir hätte folgen wol„len, so hätte er keine Verse machen müssen, „er quält sich todt mit Reimen. Warum schreibt „er nicht in Prose? So sagt man. — Und sage „ich denn etwas anders? Habe ich beym Tadel „seiner Schriften mit grausamer Feder ein ge„fährliches Gift auf sein Leben gespritzt? Mei„ne Muse, glimpflich und behutsam in ihren „Kriegen, weiß den Poeten von dem ehrlichen „Manne zu unterscheiden."

Die Kompensation läßt zwey Sachen oder zwey Personen neben einander figuriren. Dieses ist eine angenehme Beschäfftigung für den Geist, der von der einen zur andern hingeht und wiederkömmt, der die Züge vergleicht, sie zählt, und beständig von dem Unterschiede und der Aehnlichkeit urtheilt:

Du

Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf' auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See;
Du trittst auf Fußtapeten, ich tret' auf sanftes Gras;
Dich tränken theure Weine, mich tränkt ein wohlfeil Naß:
Du wohnst in bangen Mauren, ich wohn' auf freyer Flur!
Für dich malt Mengs und Oeser, für mich malt die Natur;
Du bist oft siech vor Wollust, ich bleibe stets gesund;
Dich schützt für Geld ein Schweizer, mich schützt mein treuer Hund;
Du schlummerst ein bey Saiten, ich bey dem Wasserfall;
Du hörst Kastrat und Geiger, ich Lerch' und Nachtigall;
Dich sieht der heiße Mittag, mich sieht der Morgen wach;
Dein Mädchen glänzt von Schminke, mein Mädchen glänzt vom Bach.

Ewald.

Zu dieser Figur rechnet man die Parallel, welche nichts anders ist, als eine Vergleichung zweyer merkwürdiger Leute. Wir haben ein berühmtes Exempel davon an Bruyerens Parallel des Corneille und Racine, die wir im zweyten Bande angeführet haben *). Dergleichen Figuren sind gleich den großen Gemälden in

*) Pag. 339.

einem Werke, sie fallen allen Lesern in die Augen; woraus man schließen kann, daß man sie mäßig gebrauchen müsse.

Die Suspension oder Sustentation ist eine von den Figuren, die die größeste Anzüglichkeit besitzen. Sie wird gemacht wenn man, nach einer Rede von einiger Länge, die etwas interessantes zu versprechen schien, einen ganz andern Gegenstand vorstellt, als man erwartet hatte. Man erzählt, eine Kaiserinn sey von einem Juwelier betrogen worden, und habe sich an ihm auf die nachdrücklichste Weise rächen wollen. Weshalb sie sich an ihren Gemahl gewandt, ihm die Verwegenheit und Bosheit des treulosen Kaufmanns auf das ärgste vorgestellt: es wäre nichts geringers, als ein Laster der beleidigten Majestät. Es ist billig, sagt der Kaiser, daß du gerochen werdest: er soll gestraft werden, wie es sein Verbrechen verdient. Man werfe ihn den Thieren vor. Der Tag des Gerichts erscheint, die Prinzessinn rüstet sich ihre Rache zu befriedigen: der ganze Hof, die ganze Stadt nimmt Theil an ihren Gesinnungen. Der Unglückselige erscheint auf dem Platze: er zittert, er ist außer sich, er will vor Angst vergehn. Welch ein Ungeheuer wird man auf ihn loslassen: Wird es ein Löwe, ein Bär, ein wütender

tender Tieger seyn? Es ist ein Ziegenböckchen. Der Betrieger ward wieder betrogen.

In Lessings Komödie, der Schatz, findet man einige Exempel von dieser Art der Ueberraschung, die ungemein komisch sind.

Jedermann kennt das *Quos ego* des Virgils. Diese Figur nennt man Interruption oder Abbrechung.

Man verwechselt die Interruption oft mit der Reticenz oder der Verschweigung: allein diese letztere macht man, wenn man eine Sache sagt, indem man versichert, daß man sich wohl hüten werde, sie zu sagen: „Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich hier eine tragische Scene „öffne; daß ich diesen großen Mann darstelle, „wie er ausgestreckt liegt auf seinen eigenen Trophäen; daß ich ihn enthülle, diesen blassen und „blutigen Leichnam, bey welchem noch der Donner dampfet, der ihn traf ꝛc.

Flechier.

Bisweilen geschieht es, daß sich der Redner selbst plötzlich tadelt, als ob er etwas bessers oder etwas anderes sagen wollte, als was er gesagt hat: „Allein was rede ich? Kann dich „wohl das geringste beugen? Kannst du jemals „dein Leben ändern? Kannst du wohl auf die „Flucht gedenken? Kannst du dich selbst frey-

„willig verbannen?“ So spricht Cicero zum Katilna; und dieses nennt man Korrektion oder Verbesserung.

Die Apostrophe macht man, nicht, wenn man die Rede an jemand richtet, sondern, wenn man sie von denen abwendet, an die man sie anfangs gerichtet hatte, um sie an andere zu richten:

Zeuch, Alexander, hin bis zu den braunen Scythen;
Irr' um den trägen Phrat, wo heißre Sonnen wüten,
Und reiß dein murrend Heer
Zum Ganges hin! ꝛc.

Uz.

Man macht Anreden an lebende, an todte, an gegenwärtige, an abwesende, an leblose Dinge:

Ihr heiligen Gewölber sehet,
Wie die Prophetinn fruchtlos flehet:
Und stürzet nicht aus eurer Höh?
Minerva eilst du nicht mit Blitzen
Des Tempels Heiligkeit zu schützen?
Der Frevler flieht auf stiller See.

In dem Dialogismus oder Gespräche unterhält man sich mit sich selber: „Ich bin also „überwunden?“ ruft Juno aus, indem sie mit sich selber spricht: „ich bin gezwungen meine „Unternehmung fahren zu lassen; dieser König „der

„der Teukrier ist mir zu mächtig?“ u. s. w. Alsdann ist es ein Selbstgespräch. Bisweilen läßt man zwo Personen zusammen sprechen. Boileau thut dieses in seinem Briefe an den König. „Wozu sollen diese Elephanten, diese Waffen, „dieses Kriegesgeräth, alle diese Schiffe, die „das Ufer zu verlassen fertig stehn? sagte zum „Könige Pyrrhus, sein kluger Vertrauter, ein „sehr gescheuter Rath eines sehr unweisen Kö„niges. Ich gehe nach Rom, antwortete der „Prinz, nach Rom, wohin die Ehre mich „ruft. — Was willst du dort machen? — Es „belagern. — Die Unternehmung ist vortreff„lich, und schickt sich nur für einen Alexander „oder für dich. Aber wenn Rom eingenom„men ist, Herr, wohin ziehen wir dann? — „Die übrigen Lateiner sind sehr leicht zu über„winden, dieser Sieg ist uns gewiß. — Ist „es das alles? — Von da streckt uns Sicilien „die Arme entgegen; und wie lange wird es „währen, so hat Syrakus unsre Flotte in sei„nem Hafen. — Beschließest du hiemit deine „Züge? — So bald wir dieses eingenommen „haben, so bedarf es nur Einen guten Wind, „so ist Karthago erobert; die Wege sind unver„sperret, wer kann uns aufhalten! — Ich ver„stehe dich, Herr: wir machen Anstalt alles

„zu bezwingen. Wir ziehen durch die Wüste „Lybiens, unterwerfen uns im Vorbeygehen „Egypten und Arabien, laufen von da zum Gan„ges in unbekannte Länder, setzen den Scythen „am Tanais in Angst, und machen diese weite „Halbkugel unserer Herrschaft unterthan. Aber „wenn wir nun zurück kommen, was willst du „dann thun? — Alsdann, mein lieber Cyneas, „können wir siegreich und zufrieden nach unserm „Gefallen lustig seyn und lachen. — Ey, Herr, „wer wehrt es dir, heute an diesem Tage, ohne „einen Fuß aus Epirus zu setzen, vom Mor„gen bis auf den Abend zu lachen, so viel dir „beliebt?“

Die Prosopopeïa eröffnet die Gräber, erweckt die Todten, läßt den Himmel, die Erde, alle Wesen, wahre, abgezogene, eingebildete Wesen reden. Diese Personendichtung ist eine von den glänzendsten Zierrathen der Beredsamkeit.

Einst, als ich eine Nacht, wie Erndtetage lang,
Mit Gram und Ungeduld im leeren Bette rang,
Wenn öde Schatten uns das Unglück schwärzer machen,
Und, Unholdinnen gleich, die Sorgen mit uns wachen,
Schalt die Vernunft mein Herz, das allen Trost verwarf,
Und sprach mit einem Ton, den es nicht tadeln darf;
Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergället:

Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet.
Mach deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit. ꝛc.

Haller.

Die Hypotyposis, welches im Deutschen eben so viel sagen will als Bild, Gemälde, sichtbare Erzählung, Beschreibung, schildert das Aeußerliche des Menschen:

— — — Die Hausfrau,
In jener Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand,
Die Freude lächelt aus ihr; ein Kind, der Grazien Liebling,
Verhindert sie schmeichelnd, am Halse mit zarten Armen ihr hangend,
Ein anderes tändelt im Klee, sinnt nach, und stammelt Gedanken.

Kleist.

Man nennt dieses Gemälde auch bisweilen Prosopographie.

Wann die Hypotyposis die Sitten schildert alsdann heißt sie Ethopeïa.

Die Welt die Cäsarn dient ist meiner nicht mehr werth,
Ruft Roms geweihter Geist, und stürzt sich in sein Schwerdt.
Nie hat den festen Sinn das Ansehn großer Bürger,
Der Glanz von theurem Erzt, der Dolch erkaufter Würger,

Von

Von seines Landes Wohl, vom bessern Theil, getrannt,
In ihm hat Rom gelebt, er war das Vaterland.
Sein Sinn war ohne Lust, sein Herz war sonder Schrecken,
Sein Leben ohne Schuld, sein Nachruhm ohne Flecken,
In ihm verneute sich der alte Heldenmuth,
Der alles für sein Land, nichts für sich selber thut:
Ihn daurte nie die Wahl, wann Recht und Glücke kriegten:
Den Cäsar schützt das Glück, und Kato die Besiegten.

Haller.

Sie malt die Geschichte:

Ach mein Vater! so rufte der kleine geliebte Benoni,
Und entfloh den Armen der Mutter, die ängstlich ihm nachlief;
Ach mein Vater, umarme du mich! und krümmt' um die Hand sich,
Drückte sie an sein Herz. Der Vater umfaßt' ihn und bebte.
Da nun der Knabe mit kindlicher Inbrunst ihn zärtlich umarmte,
Da er mit stillem liebkosendem Lächeln ihn jugendlich ansah,
Warf ihn der Vater an einen entgegenstehenden Felsen,
Daß sein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann;
Und mit leisem Röcheln entfloh die Seele voll Unschuld.

Nun-

Nunmehr klagt er ihn trostlos, und faßt das kalte Behältniß
Seiner Gebeine mit sterbendem Arm. ꝛc.

Klopstock.

Die Topographie beschreibt die Oerter: „Laßt „sie uns in jenen Hospitälern sehen, wo sie ihre „öffentlichen Erbarmungen ausübte; an jenen „Orten, wo sich alle Schwachheiten, alle Zu„fälle des menschlichen Lebens versammeln; wo „die Seufzer und Klagen der Leidenden die See„le mit einer unwillkommenen Traurigkeit er„füllen; wo der Dunst so vieler siechen Kör„per“ u. s. w.

Flechier.

Die Vergleichung besteht darinn, zwo Sachen neben einander zu stellen, die sich auf einer oder auf mehreren Seiten ähnlich sind.

O möcht' ich so wie ihr, geliebte Bienen, seyn:
Am innern Geiste groß, obwohl von Körper klein;
Möcht' ich, so schnell wie ihr, so glücklich im Bemühen,
Der Wissenschaften Feld, so weit es ist, durchziehen;
So stark durch Aemsigkeit, als fähig durch Natur,
Von Kunst zu Künsten gehn, wie ihr von Flur auf Flur;
Bemüht den treuen Freund durch Nutzen zu ergetzen,
Bereit, dem kühnen Feind den Angel anzusetzen;

Wie

Wie sehnlich wünscht mein Herz, daß stets mein Reim-
gebäu
An Kunst und Ordnung reich, wie eure Zellen sey,
Und mein gelindes Lied, wie euer Honig, fließe,
So nahrhaft für den Geist, wie für die Sinnen süße.
Götz.

Die Antithese oder der Gegensatz, setzt die Worte den Worten, die Gedanken den Gedanken entgegen:

Weiß unterm blanken Nord, schwarz unterm brau-
nen Süden;
Dort grimmig: ihr Getränk ist warmes Menschen-
blut;
Hier gütig: etwas Gold versöhnet ihre Wut.
Haller.

Rührende Figuren.

Die vornehmsten Figuren, die man gebraucht um an das Herz zu gehen, sind:

Die Ausrufung, die in Bezeugungen ausbricht: o mein Sohn! o meine Freude! o du Ehre meiner Tage!

Das Bekenntniß, welches das Vergehen bekennt um Vergebung zu erhalten. Ein Exempel davon giebt uns das kleine apokryphische Gebet des Manasse. „Ich beuge die Kniee „meines Herzens, und bitte dich, Herr, um „Gnade.

„Gnade. Ach Herr ich habe gesündiget, ja, „ich habe gesündiget, und erkenne meine Missethat! Ich bitte und flehe, vergieb mir, o Herr, „vergieb mir!"

Die Beschwörung gebraucht man, wenn man nichts mehr von andern Hülfsmitteln hofft und also seine Zuflucht zu Bitten und Thränen nimmt. „Um Ihrer vorigen Zärtlichkeit, um Ihrer Tochter zeitlichen und ewigen Glückseligkeit, um „Gottes Willen erbarmen Sie Sich!" Weiße in d. Trag. Romeo und Julie.

Die Bedrohung bricht in Drohworte aus: „Zitter für deine Bella! Ihr Leben soll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt „nicht bringen. . . . Siehe in mir eine neue Medea!" Lessing in d. Trag. Sara Sampson.

Die Verwünschung ist der Ausdruck der Wut und der Verzweifelung. „Unglück und Tod, „und wo möglich die ganze Hölle möge sich auf „ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre „der Himmel auf sie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer „größtes zu verschlingen!" Ebendas.

Die Frage wird im heftigen Styl häufig gebraucht. Sie erhält den Zuhörer in der Hitze, zwingt ihn zuzuhören und den Eindruck anzunehmen. „Derjenige, der sich wünschen kann

„gleich dem Viehe zu sterben, kann unmög-„lich den Geist eines Menschen haben ꝛc. Außer-„dem aber, was haben dergleichen Begriffe für „Folgen? Erhöhen sie die Würde der menschli-„chen Natur und vermehren die Glückseligkeit „derselben? Befördern sie die Ordnung und „Sittsamkeit des Privatlebens? oder den Frie-„den und die Wohlfahrt der Gesellschaft? „Werden sie denjenigen, der sie hegt, der Welt „im geringsten brauchbarer, zu einem getreuern „Freunde, zärtlichern Ehemanne, liebreichern „und sorgfältigern Vater, und in seinem Beru-„fe fleißiger und aufrichtiger machen? — Ge-„rade das Widerspiel von diesem allen.“

Fosters Reden, aus d. Engl. übers. erster Theil, XV. Rede.

Allein unter allen oratorischen Figuren ist keine, die mehr zum Ausdruck der Empfindungen beyträgt, als die Amplifikation oder die Erweiterung, man mag sie nehmen in welchem Verstande man will. Denn bisweilen giebt man ihr den Charakter der Hyperbel; und alsdann besteht sie darinn, dem was klein ist, einen Schein des Großen, und dem was groß ist, einen Schein des Kleinen zu geben; oder, wie Montagne sagt, kleine Schuhe für große Füße, und

und große für kleine zu machen. Eine Nachtigall heißt nach dieser Figur:

Ein Federchen, drinn Ton und Leben,
Und ein beflügelter Gesang,
Ein Schall, ein Hauch, mit Haut umgeben,
Ein singend Nichts, ein bloßer Klang.

Und von einem großen Feldherrn heißt es: „Er „hat mehr Kriege geführt, als andere gelesen „haben, rc. Cicero.

Bisweilen verwechselt man die Erweiterung mit der Steigerung: „Es ist ein Frevel, einen „Römischen Bürger binden zu lassen; es ist ein „Greuel, ihn geißeln zu lassen; es ist fast ein „Brudermord ihn hinzurichten; was soll ich sa„gen, wenn man ihn ans Kreuz schlägt?“

Cicero.

Ein andermal bedeutet dieses Wort eine gewisse Ausdehnung, die man einem Gedanken giebt, den man auf verschiedenen Seiten vorstellt, einen desto stärkern und tiefern Eindruck zu machen. Die Seele wird durch den ersten Anstoß erschüttert; der zweyte bringt sie aus ihrer Lage; der dritte wirft sie zu Boden. Dieses nennt man unterstützen. So wird dieser Gedanke: Konnte Schwerin ein rühmlicher Ende nehmen? auf folgende Weise erweitert: „Es ist wahr, diesem Siege hat der Edelste

„des Heeres, des Königs erster Feldhauptmann, „sein Leben opfern müssen. — Aber konnte der, „der so edel und rühmlich gelebt, wohl edler und „rühmlicher sterben? Konnte das Blut dieses „unter Waffen und Siegen grau gewordenen „Helden, der Gott fürchtete und das Vaterland „liebte, wohl glorreicher vergossen werden? Hat „er nicht das letzte Ziel seines patriotischen Wun„sches vollkommen erreicht, nur noch einmal für „seinen König zu siegen, und dann siegend zu „sterben? — Ja siegend sank er in den Todes„schlaf, und dahinsinkend umhüllte ihn sanft „das Panier, das er im Namen des Herrn er„griffen, und dem er im Leben so viel Ehre ge„macht hatte, als wann der Tod seine Züge und „Verstellungen auf dem Angesichte eines so Ed„len vor den Augen des Heeres hätte verbergen „sollen.“ Sack.

Ein wichtiger Gedanke, der wie ein Blitz vorüber geht, wird kaum gemerkt: wiederholt man ihn ohne Kunst, so verliert er den Werth der Neuheit. Was soll man thun? Man muß ihn mehr als einmal aufführen, und jedesmal mit verschiedenen Verzierungen; dergestalt, daß die Seele, mit diesem Wunderwerke beschäfftiget, sich mit Vergnügen bey einerley Gegenstande verweile,

weile, und davon den ganzen Eindruck empfange, den man ihr zu geben Willens ist. Man beobachte wie die Natur mit uns spricht, wenn sie ganz allein von der Leidenschaft regiert wird: eben derselbe Gedanke kömmt fast immer wieder, und oft mit eben denselben Ausdrücken. Die Kunst hält denselben Weg, aber sie verändert ein wenig das Aeußere.

So lockend jene Freude lacht,
Die nur die Sinne trunken macht,
So nah ist sie dem Ueberdrusse.
Die Wollust, vom Geschmack genährt,
Stirbt unter dummem Ueberflusse;
Sie bleibt bey sparsamen Genusse
Weit länger schön und liebenswerth.

Du Tochter wilder Trunkenheit,
Fleuch, ungestalte Fröhlichkeit,
Und rase nur bey blöden Reichen!
Sie mögen durch entweihten Wein
Die sanften Grazien verscheuchen!
O Freunde! laßt sie Thieren gleichen:
Uns lasse Bacchus Menschen seyn!

Uz.

Keine Unachtsamkeit kann gegen einen Gedanken aushalten, der so hartnäckig immer wieder zum Vorschein kömmt; er muß in das Gemüth eindringen, sich darinn festsetzen, trotz allem

„des Heeres, des Königs erster Feldhauptmann,
„sein Leben opfern müssen. — Aber konnte der,
„der so edel und rühmlich gelebt, wohl edler und
„rühmlicher sterben? Konnte das Blut dieses
„unter Waffen und Siegen grau gewordenen
„Helden, der Gott fürchtete und das Vaterland
„liebte, wohl glorreicher vergossen werden? Hat
„er nicht das letzte Ziel seines patriotischen Wun-
„sches vollkommen erreicht, nur noch einmal für
„seinen König zu siegen, und dann siegend zu
„sterben? — Ja siegend sank er in den Todes-
„schlaf, und dahinsinkend umhüllte ihn sanft
„das Panier, das er im Namen des Herrn er-
„griffen, und dem er im Leben so viel Ehre ge-
„macht hatte, als wann der Tod seine Züge und
„Verstellungen auf dem Angesichte eines so Ed-
„len vor den Augen des Heeres hätte verbergen
„sollen.“ Sack.

Ein wichtiger Gedanke, der wie ein Blitz vor-
über geht, wird kaum gemerkt: wiederholt man
ihn ohne Kunst, so verliert er den Werth der
Neuheit. Was soll man thun? Man muß ihn
mehr als einmal aufführen, und jedesmal mit
verschiedenen Verzierungen; dergestalt, daß die
Seele, mit diesem Wunderwerke beschäfftiget,
sich mit Vergnügen bey einerley Gegenstande ver-
weile,

weile, und davon den ganzen Eindruck empfange, den man ihr zu geben Willens ist. Man beobachte wie die Natur mit uns spricht, wenn sie ganz allein von der Leidenschaft regiert wird: eben derselbe Gedanke kömmt fast immer wieder, und oft mit eben denselben Ausdrücken. Die Kunst hält denselben Weg, aber sie verändert ein wenig das Aeußere.

So lockend jene Freude lacht,
Die nur die Sinne trunken macht,
So nah ist sie dem Ueberdrusse.
Die Wollust, vom Geschmack genährt,
Stirbt unter dummem Ueberflusse;
Sie bleibt bey sparsamen Genusse
Weit länger schön und liebenswerth.

Du Tochter wilder Trunkenheit,
Fleuch, ungestalte Fröhlichkeit,
Und rase nur bey blöden Reichen!
Sie mögen durch entweihten Wein
Die sanften Grazien verscheuchen!
O Freunde! laßt sie Thieren gleichen:
Uns lasse Bacchus Menschen seyn!

Uz.

Keine Unachtsamkeit kann gegen einen Gedanken aushalten, der so hartnäckig immer wieder zum Vorschein kömmt; er muß in das Gemüth eindringen, sich darinn festsetzen, trotz allem

Widerstande. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses die copia rerum et sententiarum der Lateiner ist, dieser volle Strom, der macht, daß die Rede muthig und mit Ungestüm dahinfließt und alles mit sich fortreißt.

Dieses sind die vornehmsten Arten von Figuren beides der Worte und der Gedanken. Es sind, wie der Römische Redner sagt, gleichsam die Augen der Rede, die ihr Glanz, Feuer und Anmuth geben. Allein, wenn diese Augen über den ganzen Körper ausgesäet wären, wo blieben die Verrichtungen der übrigen Glieder, die noch nöthiger und nützlicher sind: Ego hæc lumina orationis, velut oculos quosdam eloquentiæ credo; sed neque oculos esse toto corpore velim, ne cætera membra suum officium perdant.

VI. Kapitel.

Stellung der Wörter in Absicht auf die Harmonie.

Es scheint als ob der Geschmack und Begriff von Harmonie das ganze Wesen unserer Seele ausmachte, wie sich einige Philosophen des Alterthums allegorisch hierüber ausgedrückt

haben. Alles was harmonisch ist, hat ein Recht, völligen Besitz von ihr zu nehmen, und macht gleichsam einen Theil ihres Wesens aus.

Die Harmonie überhaupt ist eine Zusammenstimmung gleichartiger Dinge: auf diese Weise haben die Farben Harmonie in einem Gemälde, die gezogenen Linien in einem Blumenstücke, die Töne in der Musik, die Gedanken im Gespräch, und endlich die Worte und Wendungen in der Schreibart.

Um einen deutlichen Begriff von der oratorischen Harmonie zu geben, muß mau drey Arten von Akkorden oder Zusammenstimmungen in der Rede unterscheiden. 1. Die Zusammenstimmung der Töne und der Wörter betrachtet als eine aneinander hangende Folge, als einen Fluß von Dingen, die sich gemeinschaftlich zusammenhalten und fortreißen. 2. Die Unterbrechungen, die man in dieser Folge anbringt, als so viel Ruhepunkte, die das Ohr so wohl, als auch die Sprachwerkzeuge des Redenden selbst nöthig haben können. 3. Die Zusammenstimmung eben dieser Töne und dieser Absätze mit den Begriffen, die man ausdrückt, und dem Stoffe, den man abhandelt. Aus Mangel dieser Eintheilung ist das Wort Harmonie wankend und unbe-

stimmt; und alles was die Alten davon gesagt haben scheint einem Räthsel ähnlich zu seyn.

Die erste Art der Zusammenstimmung kann man Melodie nennen. Dieß ist die aufeinanderfolgende Zusammenstimmung von Tönen, wovon nur Ein Theil auf einmal da ist, aber ein Theil, das durch gewisse Beziehungen mit den vorhergehenden und nachfolgenden Tönen verbunden wird; wie in dem musikalischen Gesange, wo die Töne nach Intervallen gestellt werden, die leicht zu fassen sind: dieß ist der fortfließende Bach.

Die zweyte ist der herabfallende Tropfen: man nennt sie Numerus. Sie besteht in der Austheilung der Ruhepunkte, nachdem es der Verstand und das Ohr erfodert. Numerus in continuatione nullus est. Distinctio, et æqualium et sæpe variorum intervallorum percussio numerum conficit; quem in cadentibus guttis, quod intervallis distinguuntur, notare possumus, in amni præcipitante non possumus. *Cic. Orat.*

Die dritte Art behält den Namen des Geschlechts, und ist die Zusammenstimmung harter oder sanfter, hoher oder tiefer, kurzer oder langer Töne, eines prächtigen oder nachläßigen, kühnen oder furchtsamen Numerus &c. mit sanf-

ten oder harten, ernsthaften oder lustigen, langsamen oder lebhaften ꝛc. Begriffen, die man ausdrücken will.

Wir wollen diese drey Punkte, einen jeden insbesondere, abhandeln.

VII. Kapitel.

Von der oratorischen Melodie.

Wenn man sagt, daß sich die Buchstaben auf eine leichte Weise mit einander verbinden sollen; daß man die häufige Zusammenkunft der Vokale vermeiden müsse, weil sie die Rede weich und auseinanderfließend machen, und der Konsonanten, weil diese sie hart und hökkericht machen; die allzugroße Menge einsylbiger Wörter, weil ihr diese die Haltung benehmen; und langer Wörter, weil diese sie träge und schleppend machen; daß man die Schlußfälle abändern, die Reime vermeiden, zuerst die kleinern, hernach die größern Redensarten setzen müsse; kurz, wenn man sagt, daß alles was nicht leicht auszusprechen ist, auch nicht sehr angenehm zu hören sey: so hat man fast alles von der Harmonie gesagt, was man witzigen Köpfen sagen kann, die nicht Zeit haben längere Erklärungen anzuhören, und die über-

dem in der Meynung stehn, daß alle Regeln der Harmonie im Ohre liegen, und daß derjenige, der sie dort nicht liegen hat, auch nicht gemacht sey, von denen einigen Vortheil zu ziehn, die man ihm etwan geben könnte. Es ist dieses nicht die einzige Materie, bey der uns unsre Lebhaftigkeit verführt, etwas für einen Grundsatz anzunehmen, was doch kein solcher ist, und dasjenige den bloßen Regeln der gesunden Vernunft und des natürlichen Instinkts zu überlassen, was doch nöthig hätte, von den Regeln der Kunst geleitet zu werden, als welche eben dazu gemacht sind, uns die Gesetze des Instinkts deutlicher zu zeigen, und uns zu der Natur wieder zurück zu bringen, im Fall wir uns von ihr entfernet haben.

Die Griechischen und Lateinischen Lehrer der Redekunst haben sich über diese Materie in die allerfeinsten Untersuchungen eingelassen. Sie sind so weit gegangen, daß sie die Buchstaben und Sylben gezählt, die Töne gemessen, und die Zeit ausgerechnet haben, die man zu ihrer Aussprache gebraucht. Sie müssen gewiß zu diesem Verfahren ihre Ursachen gehabt und sich eingebildet haben, daß eine so weit getriebene Sorgfalt etwas dazu beytragen könne, ihre Beredsamkeit vollkommener zu machen.

Wir zählen sechs und zwanzig Buchstaben, a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, w, x, y, z, welche sich auf ein und zwanzig herunter setzen lassen, weil unser v mit dem f, unser y, mit dem i, unser c mit dem z, unser x mit dem ks, und unser qu mit dem kw übereinkömmt *). Sie lassen sich aber wieder bis auf sechs und zwanzig vermehren, wenn wir das å, ô, û, ch und sch dazu rechnen; welches fünf absonderliche Töne sind, die auch von einigen Völkern mit besondern Schriftzeichen geschrieben werden.

Von diesen sechs und zwanzig Buchstaben drücken einige einen einfachen, andere einen zusammengesetzten oder figurirten Ton aus.

Die erstern nennt man Vokale oder Selbstlauter, weil das, was sie ausdrücken, ihr eigner Laut, ihr eigner Ton ist. Es sind der einfachen Vokale an der Zahl fünfe: a, e, i, o, u.

Die andern Buchstaben nennt man Konsonanten oder Mitlauter, weil sie keinen Laut haben, als nur durch Hülfe eines Vokals, dessen Tone sie zugleich eine Bildung geben. Also bildet b den Ton des Vokals e, und empfängt von

*) Wir haben diese Buchstaben, der fremden Wörter wegen, beybehalten, und können oft bey den einheimischen selbst einen guten Gebrauch davon machen.

diesem Vokal den Ton den es hat: b ohne Vokal ausgesprochen, ist eine bloße Bewegung der Lippen und kein Ton.

Bey den Vokalen hat man zwey Dinge zu unterscheiden: den Ton und die Dauer des Tons.

Der Ton ist voll oder mager, mehr oder weniger. Wenn man alle unsre Vokale in folgende Ordnung stellt: a, å, o, ô, e *), u, û, i: so ist der erste der volleste, und der letzte der magerste.

Die Dauer des Vokals ist, die Zeit die man zubringt, ihn auszusprechen. Diese Zeit ist in allen Sprachen verschieden; das heißt, in allen Sprachen giebt es Tône, die mehr Zeit zur Aussprache, und andre, die weniger erfodern. Die ersten nennt man lange und die andern kurze Vokale. Diese Långe und diese Kûrze låßt sich nur durch die Vergleichung schåtzen.

Die Konsonanten sind von mancherley Art. Es giebt geschmeidige, die sich leicht aussprechen lassen, und die gleichsam zu fliegen scheinen: l, m, n, r. Die Griechen nannten sie halbe Vokale.

Andre

*) Wir haben in unserer Sprache ein zweyfaches langes e. Die Wörter leben und gehen spricht man ganz verschieden aus: die Sylbe Le hat den Ton des å und bekömmt also auch den Rang desselben.

Andre sind härter und fester als p, t, f, k, ch.

Andre halten ein gewisses Mittel, und sind nichts anders, als diese letztern, mehr oder weniger gemildert: b, d, w, g, *) j.

Das s, welches zischend ist, begreift das gelinde c oder das z, und das sch unter sich.

Dieses sind die allgemeinen Elemente aller Sprachen. Denn es sind die Elemente der Natur selbst. Der Chinese spricht a und b eben so gut wie der Deutsche. Man hat sie Elemente genannt, weil man bey der Analysirung gefunden hat, daß alle Sprachen daher kommen, und sich darauf, als auf ihr Principium zurückbringen lassen.

Die Natur hat sich nicht begnügt, den Menschen die ersten Elemente der Sprache zu geben, sie hat ihnen auch noch die ersten Zusammensetzungen gegeben, sie dadurch anzulocken, und auf den Weg bringen, Wörter zu machen. Sie hat ihnen Diphthongen oder Doppellauter gegeben,

*) Wir haben ein zweyfaches g: das eine kömmt dem j näher, das andre dem k. Beyspiele von dem letztern geben alle Wörter, die sich mit einem g endigen, ingleichen alle Sylben, die vor dem g ein n haben, und ursprünglich, nach Art der Griechen, mit einem gg geschrieben worden sind.

ben, welches bloße Verbindungen der Vokale sind: ai, au, ei, eu, oy, ui, die bey allen Völkern gleich sind, bis auf eine kleine Abänderung, die die Organe bisweilen als eine Modezierrath hinzuthun. Hiernächst hat sie die Sylben gegeben, welches Verbindungen der Vokale mit den Konsonanten sind. Zuerst gab sie einfache, ba, be, ꝛc. Hernach etwas mehr zusammengesetzte, mam, mem, ꝛc.

Dieses ist die Quelle der elementarischen Töne und der ersten Zusammensetzungen einer Sprache. Dieses ist die allgemeine Masse, woraus die Völker alle ihre Wörter hergenommen und sie hiernächst nach gewissen willkührlichen Gesetzen gebildet haben, die der Gebrauch, die Gewohnheit, das Beyspiel, das Bedürfniß, die Kunst, die Einbildung, die Gelegenheit, der Zufall bey ihnen einführten. Eben so wie die Tonkünstler aus sieben Noten nicht allein verschiedene Gesangweisen, sondern auch verschiedene Gattungen von Musik zusammengesetzt haben.

Ehe wir aus diesen Grundsätzen weitere Folgerungen ziehn, müssen wir noch einige Anmerkungen über die Töne machen und über die Art, sie mit einander zu vereinigen.

Was die Töne anbetrifft, so merke man: 1. Je näher sie der Einfalt der Elemente kommen,

men, je sanfter und leichter sind sie auszusprechen. 2. Je länger sie sind, je melodischer sind sie. 3. Je offener sie sind, je wohlklingender sind sie. Im Gegentheil, je zusammengesetzter, oder kürzer, oder geschlossener sie sind, je härter, oder trockner, oder stummer sind sie.

Was die Vereinigung der Töne anbetrifft, so muß man bemerken, daß die Vokale, die sich bey ihrer Zusammenkunft vermischen, allezeit lieblich sind; daß diejenigen, die sich nicht vermischen, eine gewisse gähnende Oeffnung des Mundes verursachen, die man Hiatus nennt; daß die zusammenstoßenden Konsonanten mehr oder weniger hart sind, weil sie den Vokal überladen und ihm allzuviel zu formiren geben.

Nach allen diesen Anmerkungen über die Anzahl der Elemente in einer Sprache und über ihre besondern Eigenschaften, laßt uns nunmehr sehen, wie man sie vereinigen müsse, um für das Ohr eine angenehme Folge derselben herauszubringen.

Die Melodie der Rede besteht in der Art und Weise, wie so wohl die einfachen als die zusammengesetzten Töne untereinander gestellt und zusammengekettet sind, um Sylben auszumachen, die Sylben untereinander, um ein Wort auszumachen, die Wörter untereinander, um ein Glied

eines

eines Perioden auszumachen, und endlich die Perioden selbst um eine Rede auszumachen. Zuerst ein Wort von der Folge der Töne, als Töne betrachtet.

Es sind in diesem Stücke zwey Abwege zu vermeiden: die Hiatus, die entstehn, wenn zwey Vokale sich neben einander befinden und sich einander durchschneiden, wie in der Redensart: Welche ohne Ende ist. Hiernächst der Zusammenstoß der Konsonanten, die, weil sie selbst keinen Ton haben, die Organe müde machen, und den Vokal verschlingen, wie in dem Worte: schmerzts.

Die Vollkommenheit in diesem Stücke, wie in der Moral, besteht in der Mitte. Die Konsonanten und die Vokale müssen dergestalt gemischt und zusammengestellt werden, daß sie sich wechselsweise Festigkeit und Lieblichkeit mittheilen; daß die Konsonanten die Vokale stärken und unterstützen, und daß die Vokale wiederum die Konsonanten verbinden und geschmeidiger machen.

Diese Gesetze, die zur Vereinigung der Buchstaben in den Sylben und der Sylben in einem Worte vorgeschrieben wurden, haben sich auch auf die Wörter erstreckt, die in einer ganzen Redensart zusammengestellt werden. Der stumme

Endbuchstabe vermählt sich gern mit dem lauten Anfangsbuchstaben des folgenden Worts; desgleichen der laute Endbuchstabe ruht und stützt sich gern auf einen stummen Anfangsbuchstaben: woraus eine angenehme Kette von Tönen entsteht, die nichts verwickelt, oder zerreißt.

Die Deutsche Sprache hat den herrlichen Vortheil nicht mehr, den die alte Gothische hatte, von der sie eine Enkelinn ist, daß ihre Wörter und Zeilen eine solche angenehme Kette von Tönen ausmachen: ein Vorzug, den die Griechische und Lateinische hatten, und die Spanische, die Italiänische, die Französische noch haben; und zwar diese letztere wegen ihrer gelegentlichen Auslassung vieler stummen Buchstaben. Die Deutsche ist mit Konsonanten überhäuft und neigt sich allerdings zur Härte. Was ist zu thun? Unsere Skribenten müssen alle Mittel aufbieten, ihre Rauhigkeit zu mindern, so, daß ihre Reden und Gedichte zwar immer noch stark und männlich bleiben: denn dieses ist der wesentliche Charakter unserer Sprache: aber doch an so vielen Orten, als es möglich ist, sanft und klingend werden.

Jede Sprache in der Welt hat im Wohllaute, wie in allen andern Stücken, ihre gute und ihre schwache Seite. Selbst in die Griechische Spra-

Sprache haben sich einige doppelte Anfangsbuchstaben eingeschlichen, die uns, wenn wir sie aussprechen wollen, schwerer fallen, als die unsrigen: pta, sba, tma, mna, phta, chta, bda ꝛc. Imgleichen hat die Französische allzuhäufige stumme e am Ende ihrer Wörter, die sie zur Musik ziemlich unbequem machen, ob sie gleich sonst den Vortheil bringen, daß sie die Hiatus vermeiden helfen. Eben so ist auch in dieser Sprache das n vor einem Mitlauter nichts weniger als musikalisch. Ja es ist die Frage, ob nicht die Italiänische Sprache selbst durch allzuviele Vokale bisweilen zu weich wird, ob sie uns nicht, durch den fast immer offenen Ausgang ihrer Wörter, bisweilen ermüdet; so wie die lateinische es vielleicht durch ihre zu häufigen stummen Ausgänge thut? Allein gute Skribenten haben den mehresten Unbequemlichkeiten ihrer Sprache auszuweichen gewußt. Wie sollen wir der Härte der unsrigen abhelfen? Wir wollen hier einige Mittel dazu an die Hand geben.

Erstlich ist es gewiß, daß der geübte Mund der Deutschen die gehäuften Konsonanten leichter und gelinder herausbringt, als der ungeübte Mund der Ausländer, und daß folglich durch unsere Aussprache ein großer Theil derjenigen Härte wegfällt, die den Ohren des Boileau so wehe

wehe that, daß er unsere Wörter für Ungeheuer hielt. 2. Wir können nach Art der Griechen Zusammensetzungen machen: welches lange und wohlklingende Wörter giebt. 3. Wir haben viele klingende Doppellauter, die die Stelle des Italiänischen a und o einigermaßen ersetzen, als: au, ai, å, åu, eu, ei. 4. Wir können wohlklingenden Wörter aus andern Sprachen herübernehmen, wenn sie uns sehr geläufig sind, und wenn sie Analogie mit unserer Sprache haben, oder wenn sie mit denen Wörtern, die bereits das Bürgerrecht erhalten haben, von gleichem Gepräge sind. Doch muß es behutsam und am rechten Orte geschehn. In die poetische Sprache, zum Exempel, lassen sich des Wohlklangs und der Neuheit wegen Wörter bringen, die die Sprache der Abhandlungen entbehren kann, und umgekehrt: die Sprache der Wissenschaften erlaubt uns, der Kürze und der Deutlichkeit wegen, fremde Kunstwörter, die man in keine Ode bringen muß. 5. Wir haben ein gewisses e das wir einschalten können, wenn das Wort lieblicher und gelinder werden soll. Z. E. ebene, sodere, edeler rc. auch hievon müssen wir Vortheil ziehn. 6. Besitzen wir eine ziemliche Anzahl eigenthümlicher wohllautenden Wörter; diese müssen wir, besonders in der Poesie, anzu-

anzubringen wissen. 7. Wenn sich ein Wort mit zwey oder drey schweren Konsonanten endiget, so müssen wir das folgende Wort mit einem Vokal, wo nicht, mit einem solchen Konsonanten anzufangen suchen, der sich mit jenem gut vermählt. Alle diese und mehr dergleichen kleine Regeln haben wir in wohlklingenden Poeten und Prosaisten beobachtet gefunden. Ein jeder Skribent von gutem Gehöre macht oder vermehrt sie sich selber, und ohne dieses Gehör hilft keine Regel.

Was die Verbindung der Glieder und der Perioden anbetrifft, so kömmt alles auf die Lieblichkeit und auf die Mannichfaltigkeit an. Ja diese letztere Eigenschaft muß so gar der erstern vorgehn. Man urtheile davon aus dem Ueberdruß, den lauter einförmige Ausgänge in den musikalischen Gesängen feinen Ohren verursachen. Bald muß sich die Redensart mit einem kurzen Wort endigen, bald mit einem langen; mit einer Folge kurzer, bisweilen mit einer Folge langer; mit Sylben von offenem Laute, oder mit Sylben von verschlungenem Ton; mit männlichen, welche die Redensart unterstützen, oder mit weiblichen, welche die Stimme beynahe ersterben lassen. Fast eben so verhält es sich mit den Anfängen.

Es ist nicht nöthig, alle diese Regeln mit einer ängstlichen Sorgfalt zu beobachten. Es ist fast hinreichend, den Geschmack zu erinnern, daß es Regeln hierüber giebt, damit er auf seiner Hut ist und auf sich selber Achtung giebt. Man weiß, daß dergleichen Erinnerungen die Einsicht und bisweilen die Kräfte verdoppeln.

VIII. Kapitel.

Von dem oratorischen Numerus.

Der Numerus hat seinen Namen davon, daß er aus mehrern Dingen bestehen muß. Die Einheit macht keine Zahl in der Rechenkunst; ein einziger Aufschlag oder Niederschlag macht keinen Takt in der Tonkunst; eine einzige Linie in der Meßkunst macht weder Ebenmaß noch Verhältniß: also auch in der Rede, ein einziges Wort, ein einziges Glied eines Perioden, als ein einziges Ding betrachtet, kann dasjenige nicht hervorbringen, was man Numerus nennt. Der Numerus kann nur bey vervielfältigten Theilen statt finden, die unter sich eine Beziehung von Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit, von Gleichförmigkeit oder Verschiedenheit haben.

Um ordentlich in dieser Materie zu verfahren, so wollen wir zuerst sehen, in wie vielerley Ver-

stande man das Wort Numerus nimmt. Hiernächst wollen wir untersuchen, welchen Gebrauch man davon machen kann und welche Wirkungen er in der Rede hervorbringt.

Das Wort Numerus bedeutet zuweilen einen beliebigen Raum, dessen Verhältniß mit einem andern Raume leicht zu fassen ist: Distinctio et æqualium et sæpe inæqualium intervallorum percussio numerum conficit. Dieß ist der Rythmus der Alten.

Oft versteht man darunter die Art, wie eine Zeile zu Ende läuft: das ist, man nennt die letzten Töne, die den Fall, den Schluß eines Gliedes oder eines Perioden angenehm machen, einen Numerus. In diesem Verstande nimmt man es, wenn man sagt ein numeroser Schlußfall.

Bisweilen bedeutet es dasjenige, was die Tonkünstler die Bewegung nennen: was nehmlich macht, daß der Gesang mehr oder weniger eilt; allein dieß ist vielmehr die Wirkung des Numerus als der Numerus selbst.

Endlich giebt man diesen Namen auch demjenigen was die Griechen Metrum und die Lateiner Füße nannten, und was wir Sylbenmaß nennen. Die alten Autoren gebrauchen das Wort Numerus sehr oft in diesem Verstande.

I.

Vom Numerus, als einem Verhältnisse mehrerer Absätze, oder Rythmen.

Alle Menschen haben von Natur eine Neigug zum Numerus. Wir thun fast alles nach Abmessungen. Wann wir gehn, so geschehn unsre Schritte in gleichen Intervallen. Eben so athmen wir auch. Eben so gehn auch unsre Pulsschläge. Der Hammer des Schmiedes fällt nach dem Takte; der Weber wirft sein Schiffchen mit einem Numerus. Alles, so gar bis auf die Sichel des Schnitters, hat seine bestimmten Zeiten, seine Perioden, seine Hingänge und Hergänge *).

Findet sich diese Symmetrie so gar in Dingen die bloß mechanisch zu seyn scheinen: so muß

 sie

*) Isaak Vossius redet von einem Bader, der ihn nach dem Takte gekämmt, bald in Daktylen, bald in Anapästen, in Jamben, in Trochäen, in Amphibrachen, in Päonen: welches ihm manche Lust gemacht habe. Non semel recordor me in ejusmodi incidisse manus, qui quorumvis etiam canticorum motus suis imitarentur pectinibus, ita ut non nunquam jambos vel trochæos, alias dactylos vel anapæstos, non nunquam amphibrachos, aut pæonas quam scitissime exprimerent, unde haud modica oriebatur delectatio.

De poëmatum cant. et vir. Rhythm.

sie sich mit weit mehrerm Rechte in der Rede befinden, die das Ebenbild der Seele selbst ist, das heißt, desjenigen Theiles von uns, in welchem der Grund, die Regel und das Muster des Ebenmaßes und der Verhältnisse liegen.

Bey der Nothwendigkeit Athem zu holen hat sich die Nothwendigkeit des oratorischen Numerus zuerst gezeigt. Das Werkzeug des Athemholens muß eine Zwischenzeit haben seine Schnellkraft wieder anzunehmen; und die Natur, die das Ergetzen niemals von dem wahren Nutzen trennt, hat mit dem Einathmen ein Vergnügen verbunden, welches der Zuhörer nicht weniger als der Redner empfindet.

Außer dieser Art der Ruhepunkte kann man noch drey andere Arten derselben unterscheiden: die Ruhepunkte der Gegenstände, des Geistes und des Ohres.

Die Gegenstände müssen ohne Verwirrung vorgestellt werden; folglich müssen sie durch gewisse Zwischenräume von einander abgesondert werden. Man betrachte sie in der Natur, oder in einem Gemälde; es ist kein einziger, welcher nicht seine Umziehungslinie hat, die ihn einschließt und von allen andern Gegenständen absondert. Kann man wohl glauben, daß sie in einer Rede, die ein bewegliches Gemälde ist, gemacht mit

Farben

Farben des Willkühres und der Einsetzung, daß sie allda keinen besondern Umriß haben, und nicht eben so von allem abgelöst seyn sollten, als in der Malerey?

Ob es gleich sehr leicht ist, die Ruhepunkte der vorgestellten Gegenstände mit den Ruhepunkten des Geistes, der sie vorstellt, zu verwechseln, und man es auch vielleicht, dem Numerus der Rede unbeschadet, thun kann: so hat doch der Geist seine eigenen, die von jenen sehr unterschieden sind. Er ist Maler; er macht Züge nach Zügen: folglich sind sie nothwendiger Weise durch eine Zwischenzeit unterschieden, wie dieselbe auch beschaffen seyn mag. Es giebt dreyerley Verrichtungen des Geistes: Begriff, Urtheil, Vernunftschluß. Eine jede dieser Verrichtungen wird durch einen Ruhepunkt beschlossen. Wenn der Geist sich auf einen Begriff einschränkt, so findet sich ein Ruhepunkt nach dem Begriffe. Wenn er ein Urtheil fällen will, so ist auch ein Ruhepunkt nach dem Urtheile da. Endlich ist auch einer nach dem Vernunftschlusse vorhanden. Es giebt so gar im Urtheile, wenn es zusammengesetzt ist, und in einem jeden Vernunftschlusse halbe Ruhepunkte, vierthel Ruhepunkte, die man durch die Unterscheidungszeichen andeutet. So sagt man: die Jugend,

die Gestalt, die Reichthümer sind vergängliche Güter.

Das Ohr hat auch seine Ruhepunkte, die nach einem gewissen abgemessenen Raume kommen, und die gleichsam so viel Punkte sind, die eine gewisse Folge der Zeit beschließen und den Augenblick bemerken, worinn eine andere Folge anfängt. Diese Ruhepunkte sind am deutlichsten in der Musik, die allezeit durch Einschnitte, durch halbe Einschnitte und durch Takte abgetheilt wird. Eine Folge von Tönen die gar keine Abtheilungen, gar keine Symmetrieen hätte, würde das Ohr bald ermüden, oder es aufhören zu beschäfftigen. Numerus in continuatione nullus est.

Exempel werden alles dieses in ein Licht setzen: diese junge Pflanze getränket mit dem Thaue des Himmels wartete nicht lange die herrlichsten Früchte zu tragen. In dieser Redensart ist nur Ein deutlich bezeichneter Ruhepunkt, nehmlich da wo das Punktum steht. Indessen giebt es einen nach Pflanze, einen andern nach Himmels, und noch einen andern nach lange. Und um sie gut auszusprechen, muß man einige Abtheilung darinn merken lassen. Man kann nach Himmels Athem holen; aber dieß ist nur ein halber Ruhepunkt; der Geist

ist

ist allererst am Ende seines Geschäfftes nach tragen. Es ist also ein Ruhepunkt da für den Gegenstand, nach Pflanze; und ein anderer nach lange; es giebt einen zum Athemholen, nach Himmels; und endlich einen für den Geist, nach tragen. Die Ruhepunkte des Gegenstandes und des Athemholens sind in dem Ruhepunkt des Geistes eingeschlossen, dessen Gang allezeit fortgeht, unterdessen die Gegenstände sich theilen und die Aussprache sich verweilet um Athem zu schöpfen: welches einige Abänderung verursacht. Hierauf fallen diese drey Ruhepunkte an dem Orte zusammen, wo die Gegenstände erschöpft, das Athemholen frey, und der Geist an seinem Ziel ist.

Die Ruhepunkte des Ohres werden nicht anders merklich bezeichnet, als durch die Symmetrie der Töne, (die wir in unsern Versen Reime nennen, und womit wir die Symmetrie der metrischen Schlußfälle griechischer und lateinischer Verse ersetzen,) oder durch die bestimmte Länge und Symmetrie der Absätze. Zum Exempel in diesen beiden Versen:

Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Du pralst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie.

sind symmetrische Ruhepunkte, so wohl wegen der Reime, als wegen Gleichheit der Absätze;

 weil

weil jeder von diesen Versen zwölf Schläge hat, und weil die beiden Endsylben einander gleich sind. Aber außer diesen Ruhepunkten der Endsylben, giebt es noch Ruhepunkte in den Abschnitten, die unter sich und mit den Endsylben symmetrisiren, und zwar wegen bloßer Gleichheit der Absätze symmetrisiren. Man wird es noch deutlicher in diesen beiden Versen sehn:

Welche Gottheit soll auch mir
Einen Wunsch gewähren?

Das Ohr hat hier symmetrische Ruhepunkte, ohne daß eine Symmetrie des Gleichlauts vorhanden ist. Man thue die beyden folgenden Verse hinzu, so werden symmetrische Ruhepunkte von Tönen da seyn, die sich mit den symmetrischen Ruhepunkten der Absätze durch einander schlingen:

Unentschlossen irr' ich hier
Zwischen den Altären.

Hier sind, wie mich dünkt, die Ruhepunkte des Ohres deutlich genug bestimmt, und von denen, die der Geist, die Gegenstände und das Athemholen erfodern, hinlänglich unterschieden. Die Ruhepunkte des Geistes und des Athemholens werden durch die Unterscheidungszeichen bemerkt;

bemerkt; die Ruhepunkte der Gegenstände, wenn sie nicht mit den Ruhepunkten des Geistes zusammentreffen, werden durch kein sichtbares Schriftzeichen bemerkt, sondern nur in der Aussprache durch den Ton der Stimme, durch gewisse Brechungen oder fast unmerkliche Unterbrechungen, die allein der Geschmack und die natürliche Geschicklichkeit des Redenden ihm vorschreibt. Daher kömmt es, daß man so wenig Leute findet, die so zu lesen wissen, daß man ihnen gern zuhört.

Diese verschiedenen Arten der Ruhepunkte oder Absätze müssen sich nothwendig, und nach Einsetzung der Natur, in einer jeden Rede befinden. Gleichwie aber alles, was natürlich ist, durch die Kunst vollkommener gemacht werden kann: so konnte die Kunst zu den natürlichen Absätzen Ordnung, Wahl, Mannichfaltigkeit hinzuthun. Sie that es in der Musik. Von der Musik brachte sie eben diese Schönheiten in die Poesie; von der Poesie in die höhere Prose.

In der Poesie dient der erste Vers oder die erste Strophe allen folgenden zur Regel. Dieses ist ein unverbrüchliches Gesetz. Alle Verse Virgils, alle Verse Homers sind von zwölf Schlägen. Wenn in der lyrischen Poesie verschiedene

schiedene Versarten zusammengesetzt werden, so dient die erste Zusammensetzung allen folgenden zur Regel. Mit der Prose ist es ganz anders beschaffen. Diese gebraucht Absätze, wie die Poesie, ja sie gebraucht eben dieselben, die die Poesie gebraucht: aber sie mischt große und kleine durch einander, sie zu verstecken, und abzuändern; sie stellt sie ohne Regel, ohne allzuscheinbare Ordnung hin, und läßt nur bisweilen leichte Eindrücke übrig, die sie in der Aussprache unterscheidet, impreſſiones quasdam; kaum merkliche Spuren in der Fortschreitung der Ideen: gradus occulti, wie sie Quintilian nennt.

Dieser Kunstrichter giebt ein Exempel, das seinen Gedanken erläutert. Er findet vier Ruhepunkte oder rythmische Absätze in folgendem Perioden: Animadverti, judices, omnem accuſatoris orationem in duas diviſam eſſe partes. Er setzt den ersten Ruhepunkt nach judices, den zweyten nach orationem, den dritten nach duas, den vierten nach partes *). Diese Ruhepunkte sind so natürlich, daß man sie auch in der Uebersetzung wieder finden wird: „Ich

„habe

*) Tamen et duo prima verba, et tria proxima, et deinceps duo rurſus, ac tria, ſuos quaſi numeros habent ſpiritum ſuſtinentes.

„habe bemerkt, ihr Richter, daß die ganze Rede „meines Gegners auf zwey Punkte sich zurück„bringen läßt.“

Es giebt Fälle, wo diese Zwischenfristen noch merklicher sind, wie in der Erweiterung: Sed hanc eloquentiam, quæ cursu magno, sonituque ferretur, quam suspicerent omnes, quam admirarentur, quam se assequi posse diffiderent. Noch weit mehr sind sie es in dem Gegensatze, wegen des Kontrastes in den Gedanken. Man sehe hier ein Exempel, das Cicero selbst anführt: Conferte hanc pacem, cum illo bello; hujus Prætoris adventum, cum illius Imperatoris victoria; hujus cohortem impuram, cum illius exercitu invicto. Dieß ist ein Numerus, der bloß in der Symmetrie der Absätze besteht.

Diese drey Exempel sind mehr als hinlänglich, die Absätze zu erklären, welche die Prose gebraucht. Sie werden alle durch die Theilung der Gegenstände, und der Begriffe, und durch das Athemholen bestimmt. Wenn das Ohr Theil daran nimmt, wie dieses nicht mehr als billig ist, so geschieht es, indem es mit dem Geiste und dem Athemholen und mit der Natur der Gegenstände an gleichem Orte zusammentrifft.

In der Poesie ist es nicht völlig so beschaffen. Das Ohr hat dort seine besondern Rechte. Die Poesie thut zu den natürlichen Absätzen, woraus sie, eben so wie die Prose, besteht, eine neue ganz kunstmäßige Einfassung hinzu, die ihre Sprache in einen bloß musikalischen und von dem Sinn der Worte ganz unabhängigen Rythmus einschränkt. Zum Exempel, wenn man folgende Verse wie eine Rede liest: Nam quid dissimulo? aut quæ me ad majora reservo? Num fletu ingemuit nostro? Num lumina flexit? Num lacrimas victus dedit? aut miseratus amantem est? Quæ quibus anteferam? So wird man darinn alle die Absätze finden, die man in den Beyspielen in Prose gesehen hat, die wir kurz zuvor angeführt haben. Aber diese Absätze sind noch in andre Absätze eingepreßt, die das Ohr allein, unabhängig von dem Verstande der Sachen, vorschreibt: Dieses sind die Absätze des Verses; Absätze, die wegen ihrer Gleichheit allesamt symmetrisch sind, und die angeführte Rede der Dido für das Ohr in gleiche Theile theilen, ob sie gleich für den Verstand und das Athemholen in ungleiche Theile eingetheilt ist.

Aus dieser Beobachtung folgt, daß die Absätze, die der Geist, die Gegenstände, das Athem-

holen

holen und das Ohr verlangen, in der Prose und Poesie völlig gleich seyn müssen, weil sie ein Gesetz der Natur sind; daß aber die Kunst zu diesem Gesetze noch ein anderes in der Poesie hinzuthut: nehmlich, alle diese Absätze, so wie sie sind, müssen noch in ein gewisses bestimmtes Maß eingefaßt werden, welches von dem Ohre vorgeschrieben wird, und dem der Poet Vers vor Vers unausbleiblich folgt, es mag sich dieses Maß mit dem Sinne zusammenpassen, oder nicht. Also bringt das Gehör allein zwey Abmessungen in die Poesie, eine natürliche, die mit dem Verstande zusammentrifft, und eine künstliche, die mit dem Verstande nichts zu thun hat, sondern bloß den musikalischen Rythmus beobachtet. Die erste hat keine andre Regel als die Empfindung und den natürlichen Instinkt; die andre hat eine mechanische Regel, eine Art von Form oder Modell, wodurch alle Absätze einander gleich werden.

Nunmehr wollen wir untersuchen, wie man in der Rede den Numerus oder diese Absätze vertheilen muß.

Ueberhaupt sind alle Absätze angenehm, deren Verbindung einige Symmetrie macht. Bald ist es die Gleichheit:

Ihr

Ihr suchet sie mit Unruhe,
ihr besitzet sie mit Sorgen,
ihr verlasset sie mit Thränen.
Jerusalem.

Bald ist es ein ungleicher Absatz, worauf zwey gleiche folgen; oder zwey gleiche Absätze, worauf ein ungleicher folget:

Das ganze Haupt ist krank,
Das ganze Herz ist matt,
Von den Fußsolen an bis auf die Scheitel ist nichts gesundes an ihnen. Jes. 1.

Zuweilen ist eine aufsteigende Fortschreitung darinn;

Dieser Große,
Dieser Eroberer,
Dieser auf Erden so hoch gepriesene Held. Bourdaloue.

Zuweilen ist sie umgekehrt:

1. Worauf kommen alle diese prächtigen Lobeserhebungen hinaus, die man ihnen ertheilet,
2. und die wir an den stolzen Ehrenmälern lesen, die ihnen die menschliche Eitelkeit errichtet?
3. Auf diese traurige Ueberschrift:
4. Hic jacet. Bourdaloue.

Zuwei-

Zuweilen soll diese umgekehrte Fortschreitung Lebhaftigkeit anzeigen:

Will man sagen, daß ich mich selbst schuldig gefühlet und deshalb die Flucht ergriffen habe?
Allein was man mir vorwarf, das war ja kein Verbrechen, es war vielmehr die löblichste Handlung unter der Sonne.
Daß ich mich gefürchtet habe, vom Volke verdammet zu werden?
Allein hier war von gar keinem Gerichte die Rede, und wäre ein Gericht gehalten worden, ich hätte mich mit gedoppelter Ehre herausgezogen.
Daß rechtschaffene Leute mir ihren Beystand versaget haben?
Das ist falsch.
Daß ich den Tod gescheuet habe?
Das ist eine Beleidigung.

Cicero.

Man sehe hier ein kürzeres Exempel:

Sie beben zurück, verzweifeln, sterben.

Ebert, in Youngs Nachtged.

Von allen diesen Zusammensetzungen hat keine mehr Anstand und Würde, als diejenige, die

eine aufsteigende Fortschreitung bezeichnet. Diese erhebt den Styl, und macht, daß er mit Stärke, mit Hitze, mit vollem Strome dahin fließt.

Die Griechen und Römer waren so verliebt in diese Fortschreitung, daß sie solche so gar in die einzelnen Wörter brachten. Man findet Verse im Homer, die sich von einem einsylbigen Worte anfangen, und wo jedes folgende Wort eine Sylbe länger wird:

Ὦ μακαρ Ατρειδη, μοιρηγενες, ὀλβιοδαιμων.

Diese Gattung von Versen hat so gar einen eigenen Namen, man nennt sie ropalische Verse von dem Griechischen Worte *ῥοπαλον*, welches eine Keule bedeutet: weil eine Keule an dem einen Ende spitz ist und immer zunimmt bis an das andre Ende.

Man sehe hier einen Perioden des Cicero, dessen Schlußfälle ropalisch sind, wenn man sie so nennen darf. Man kann sie, wenn man will, dem Zufalle zuschreiben: wenn man aber die Aufmerksamkeit erregt, die dieser Redner für die Schlußfälle seiner Redensarten hatte, so kann man kaum glauben, daß er selbst nichts davon gewußt haben sollte:

Nam cum in ipso beneficio vestro tanta magnitudo *est*,
Ut eam complecti oratione non *possim*.
Tum in studiis vestris tanta declarata est *voluntas*,

Ut

Ut non solum calamitatem mihi *detraxisse*,
Sed etiam dignitatem auxisse *videamini*.

So schön und anmuthig diese steigende Fortschreitung auch ist, so ist die Mannichfaltigkeit doch noch schöner. Man muß beide miteinander zu vereinigen suchen, und diese Fortschreitung für gewisse Gedanken aufsparen, die einen Glanz haben, die vor andern ins Auge fallen sollen, und muß von den gleichen, von den abnehmenden Intervallen einen Gebrauch machen, zuweilen gar die Symmetrie unterbrechen, um von fern einen desto prächtigern Numerus zu veranstalten. Mit einem Worte, man muß alles dergestalt ordnen, daß man auf der einen Seite die Pedanterey und Affektation vermeide, und daß, auf der andern Seite, die Ruhepunkte zusammenstimmend und abgeändert erscheinen; daß die Gegenstände einander folgen, ohne sich zu verwirren; daß der Geist beständig arbeite, und sich von Zeit zu Zeit ausruhe; daß das Ohr durch mannichfaltige und symmetrische Gänge hindurchgeführet werde; daß endlich das Athemholen frey bleibe, ohne verzärtelt zu werden, und der Zuhörer immer im Athem, und in derjenigen unvermerkten Uebung erhalten werde, die man die maschinenmäßige Aufmerksamkeit nennen kann.

Man sündiget hier auf beiden Seiten durch das Uebermaß. Es giebt Dunkelheit und Verwirrung, wenn der Ruhepunkte zu wenig sind. Es läßt affektirt, wenn sie zu häufig oder allzusymmetrisch sind. Zum Exempel, aus Mangel genugsamer Ruhepunkte kann man sich nicht ohne Schwierigkeit aus der zweyten von diesen beiden Redensarten herausfinden: Es ist eine fast überall angenommene Meynung, daß man auch ohne Verstand, sich einen grossen Ruhm in den Waffen erwerben kann. Dieß ist die erste: man sehe hier die zweyte: Allein ich bin desfalls nicht geneigter zu glauben daß es möglich sey daß Maschinen denen der Gebrauch der Urtheilskraft versagt ist mit gutem Fortgange eine von denen Künsten sollten ausüben können bey welchen es am allermeisten auf Urtheil und Ueberlegung ankömmt. Es giebt Ruhepunkte in dieser Redensart, allein es sind deren nicht genug, und sie sind nicht merklich genug: die Gegenstände haben sich gleichsam in einander verwickelt. Es ist eine Verwirrung und ein Labyrinth, woraus sich der Geist mit Mühe herauszieht: und wenn sich der Leser nicht selbst die Freyheit nähme, Athem zu schöpfen, wo es ihm nöthig thut, so liefe er Gefahr am Ende außer Athem zu seyn.

Wenn allzuviel Ruhepunkte vorhanden sind, oder wenn sie zu symmetrisch oder zu glänzend für die Gattung sind, bey der man sie gebraucht: so wird die Rede wie ein Gemälde von musivischer Arbeit; oder sie wird aus grosser Regelmäßigkeit gezwungen und steif; oder sie formiert eine Maskerade, wodurch die ganze Gattung verkleidet wird, und auf eine groteske Art der prächtige Numerus mit einfältigen Sachen, und große Sachen mit einem einfältigen und nachläßigen Numerus zugleich auf die Bühne treten. Man wird es an dem Exempel sehen, welches ich hier anführen will. Es werden darinn einem Schüler der Beredsamkeit Lehren über seine Kunst gegeben. Man sagt ihm, indem man von den Rednern spricht:

Es müsse ihre Stimme
sowohl Aufmerksamkeit zu erhalten fähig,
als Leidenschaften zu erregen tüchtig,
zur Heftigkeit der Rede,
eine männliche Stärke,
zur Größe der Empfindung,
eine anständige Freyheit,
zur Lebhaftigkeit des Schmerzens,
einen rednerischen Nachdruck
hinzuzufügen wissen,

als welche ihnen nöthig sind,
uns zu erwecken,
uns anzugreifen,
uns zu durchdringen.
Es ist nicht genug, daß sie erschüttre;
sie führe mit sich fort.
Es ist nicht genug, daß sie beherrsche;
sie bringe unters Joch.
Es ist nicht genug, daß sie rühre;
sie zerreiße das Herz.

Da haben wir was die Lateiner numerus luxurians, einen üppigen Numerus genannt haben würden. Cicero hätte nicht unterlassen, die beiden Verse des Lucilius hierauf zu deuten:

Quam lepide lexeis compostæ, ut tesserulæ omnes
Arte, pavimento atque emblemate vermiculato!

Man glaubt Wunder gethan zu haben, wenn man Symmetrie auf Symmetrie gethürmt hat, wenn alle Gedanken in abgepaßten Feldern stehn; allein am Ende hat man, anstatt einer edlen, freyen und nachdrücklichen Sprache, nichts als einen affektirten Styl und einen kindischen Schimmer aufzuweisen.

II.

Vom Numerus, als einem Schlußfalle.

Der Numerus, als ein Schlußfall betrachtet, besteht in den vier oder fünf letzten Sylben des Rythmus, oder desjenigen Raums, den der Vers oder der Periode zu durchlaufen hat, das heißt, in den Sylben, die vor dem Endruhepunkte vorhergehn. Da die Töne dieser Sylben die letzten sind, die in das Ohr fallen, und dieses sich gleichsam auf ihnen ausruhen muß, ibi sedes orationis: so verlangte die Kunst, nach Anleitung der Natur selbst, daß man diese Töne sorgfältiger, als die übrigen, wählen sollte, damit die Ruhe dem Ohre desto angenehmer würde.

Jeder Raum, jeder Absatz, der genau bestimmt werden soll, muß einen Anfang und ein genau bezeichnetes Ende haben. Der Anfang eines Perioden entdeckt sich von selbst. Wenn aber mehr Absätze in einem Perioden angebracht werden, so kann der Anfang eines jeden nicht ehe bemerkt werden, als wenn das Ende des vorhergehenden durch seinen Schluß deutlich bezeichnet worden ist.

In der Poesie kann sich das Ohr nicht betriegen. Hier giebt es keine Versart, die sich nicht

mit ihrem eigenthümlichen Fuße endigte. Der Jambus schließt den jambischen Vers, der Daktylus und Spondeus den Hexameter, auch der Reim trifft das Ohr am Ende eines jeden rythmischen Raumes, und sagt ihm, daß der Vers zu Ende gelaufen ist. Ueberdem da hier alle Absätze gleich, oder doch symmetrisch geordnet sind; so weiß das Ohr allezeit auf welchem Punkte seines Weges es ist. Die Regel selber leitet es.

Mit der Prose ist es ganz anders beschaffen. Hier hat das Ohr keinen andern Führer, als die natürliche Empfindung. Diese muß allein von dem Perioden und seinen Einschnitten und ihrer verhältnißmäßigen Ausdehnung, und von den Endungen urtheilen, die sie, nach Maßgebung des Vorhergehenden oder des Nachfolgenden, haben müssen.

Diese Empfindung, dieser Geschmack giebt einer jeden Redensart den Ton, der sich für sie schickt, und den man schon beym ersten Worte merkt: Schon zitterte in seinem Lager rc. ein so kühner Anfang verspricht keinen weichen, schleppenden Ausgang. Die feine Empfindung des Redners hält diesen Ton beständig aus und erfüllt ihn bis ans Ende; sie zerschneidet die Redensarten, macht Ansetzungsstücke daraus,

die sie bald in eine zunehmende, bald in eine abnehmende Figur ordnet, bald sie parallel laufen, bald sie sich durchkreuzen läßt, bald sie auf einander häuft, ja sie bisweilen verwirrt durch einander wirft, um hernach eine desto größere Wirkung daraus hervorzuziehn. Eben diese Empfindung wählt die Schlußfälle, macht sie mehr oder weniger auffallend, ändert sie ab, nach Beschaffenheit des Gedankens und des Ortes, wo er steht.

Die Alten wollten sich in diesem Theile der Kunst durch die Bestimmung der Füße helfen. Sie sagten: der doppelte Trochäus ist majestätisch: comprobavit; der Päon klangreich: definite; der Jambus ist lebhaft, der Daktylus prächtig, der Spondeus ernsthaft, der Molossus von großer Masse und schwülstig. Allein wenn es auf die Anwendung dieser Regeln ankam, so sagte ihnen die Kunst nichts mehr; sie mußten sich allein auf das Urtheil eines Ohres verlassen, welches hören konnte, was noch zur Ausfüllung des Maßes fehlete. So gar die Meister die in der Spekulation diese Regeln gemacht hatten, beruhigten die Skribenten bey der Ausübung: Neque vos pæon aut herous ille conturbet. Nimm den Numerus, so wie er sich dir unge-

fähr darbietet: Ipsi occurrent et respondebunt non vocati. Es ist genug, wenn man überhaupt weiß, daß es hierinn eine Kunst giebt, und daß die Ausübung ihrer Regeln mehr darinn besteht, alles zu entfernen, was den Numerus verdunkeln und verderben könnte, als ihn selbst mit allzugroßer Aengstlichkeit zu suchen.

Diese Anmerkung des Cicero beweist, daß wir nicht unrecht gethan haben, uns an allgemeine Regeln zu halten. Wir sagen: die Schlußfälle müssen natürlich scheinen, sie müssen abgeändert werden, sie müssen weder zu sehr aufgeschürzt, nach zu schleppend seyn.

Dieß will nicht sagen, als ob in unsrer Prose der Numerus in den Sylben, die vor dem Ruhepunkte vorhergehn, nicht auch von gewissen Regeln bestimmt werden könnte. Wir haben Wörter, die mehr oder weniger wohlklingend, mehr oder weniger lang, mehr oder weniger ernsthaft, mehr oder weniger lebhaft in ihren Endungen sind. Die zweysylbigen Wörter, oder die weiblichen Ausgänge, haben einen weichern Ton, der mehr entwickelt zu seyn scheinet. Die männlichen Endsylben haben mehr Stärke und Lebhaftigkeit. Beide genauer kennen zu lernen darf man nur die Reime von einem unserer Poeten durchgehn.

Dem Redner kömmt es zu hierinn eine Wahl zu treffen, nachdem es die Materie, welche er abhandelt, oder der Gedanke den er vorstellt, oder endlich auch die Mannichfaltigkeit erfodert, die nirgends nöthiger ist, als in diesem Stücke. Diese Mannichfaltigkeit aber wird gemeiniglich durch die Gegenstände selbst und durch die Worte, die sie ausdrücken, in die Rede hinein gebracht. Man wird es aus diesem Exempel des Flechier sehen: Le juste regarde sa vie, tantôt comme la fumée qui s'éléve, qui s'affoiblit en s'élevant, qui s'exhale et s'évanouit dans les airs; tantôt comme l'ombre qui s'étend, se rétrécit, se dissipe: sombre, vuide et *disparoissante* figure.

Eben so wie es halbe Ruhepunkte und ganze Ruhepunkte giebt: eben so giebt es auch halbe Schlußfälle, wenn ich so reden darf, und geendigte Schlußfälle. Nichts ist numeroser und harmonischer, als beide Theile in dem Perioden des Flechier. Ohne von den Wörtern s'éléve, s'exhale, se retrécit zu reden, welche Kunst ist nicht in den beiden Abschnitten, die jeden Numerus schließen: dans les airs, und sombre, vuide, et disparoissante figure!

III.
Vom Numerus, als einer Bewegung.

Man nimmt das Wort Numerus auch zuweilen für die Bewegung. Von dieser kann man sich aus der Bewegung in einem musikalischen Stücke den besten Begriff machen, wo die Bewegung bald langsamer, bald geschwinder ist, nach der Langsamkeit oder Geschwindigkeit des Rythmus oder des Taktes, den man schlägt, nach der größern oder geringern Anzahl langer oder kurzer Töne, und nach dem größern oder kleiner Maße der Absätze.

IV.
Vom Numerus, als einem Sylbenmaße.

Nachdem man die Absätze durch gehörige Abmessung geordnet, sie durch wohl gewählte Ausgänge geschlossen hat, so ist noch übrig, sie nach gleichen Grundsätzen anzufüllen.

Da die Absätze, die sich die Poesie gewählt hat, die anmuthigsten unter allen sind: so können die Absätze der Prose nicht anders, als gewinnen, wenn sie jenen hierinn ähnlich werden. Dionysius

sius von Halikarnaß fodert daher in seinem Traktat von der Anordnung der Worte, daß eine vollkommen wohlklingende Prose nicht allein ihre Ruhepunkte und Rythmen *) haben soll, ungefähr auf eben die Weise wie die Verse; sondern daß sie auch so gar die Sylbenmaße derselben haben soll: und mit Weglassung einiger Sylben, von denen er glaubt, daß sie nur zur Versteckung der

*) Der Rythmus ist nichts weiter, als ein nach gewissen Gesetzen bestimmter Raum. Das Sylbenmaß oder Metrum ist auch ein bestimmter Raum, aber ein solcher, wovon jedes Theil wiederum nach gewissen Gesetzen angefüllt ist. Um diesen Unterschied deutlich auseinander zu setzen, so laßt uns einen Rythmus von zwey Zeiten annehmen. Man mag ihn umkehren wie man will, so kommen allemal zwey Zeiten heraus. Der Rythmus geht nur auf den bloßen Raum. Wenn man aber diesen Raum mit Tönen anfüllt, so muß man, nach dem die Töne mehr oder weniger lang oder kurz sind, mehr oder weniger nehmen, ihn anzufüllen: dieses bringt verschiedene Sylbenmaße über einerley Rythmus, oder, wenn man will, verschiedene Eintheilungen eines gleichen Raumes hervor. Zum Exempel, wenn die beiden Zeiten des Rythmus mit zwo langen Sylben angefüllt sind, so wird aus dem Rythmus das Maß, welches man Spondeus nennt; wenn sie mit einer langen und zwey kurzen erfüllt sind, so wird der Rythmus, ohne daß er aufhört eben derselbe zu seyn, zum Daktylus; wenn zwo kurze und eine lange hineinkommen, ist es ein Anapäst; wenn eine lange zwischen zwo kurzen steht, ist es ein Amphibrachus; endlich wenn vier kurze zusammen kommen, so wird es ein doppelter Pyrrhichius. Hier haben wir fünferley Sylbenmaße über einerley Rythmus.

der Versifikation eingestreut wären, setzt er ganze Eingänge aus dem Demosthenes in Verse von verschiedenen Arten ab.

Wir wollen seinem Beyspiele folgen, und sehen, ob wir in den klangreichsten Stellen unserer eigenen höhern Prose diese ungleichen Versarten entdecken können. Die harmonischen Sylbenmaße der Griechen und des Horaz sind den deutschen Lesern bekannt; unsre Dichter haben es der Mühe werth geachtet, sie nachzuahmen *). Sie bestehen aus einer solchen Mischung kurzer und langer Sylben, die das Ohr beschäfftiget, ohne es zu ermüden; sie sind so mannichfaltig und zugleich so einträchtig geordnet, daß es scheint, als ob ihre Erfinder sie aus allen möglichen Zusammensetzungen von Sylbenfüßen ausgesucht hätten. Diese Modelle des Wohlklangs wollen wir zum Grunde unserer Untersuchung legen. Laßt uns bey den prosaischen Uebersetzungen der Poeten anfangen. Vielleicht wird man hier das fehlende Sylbenmaß durch ein Aequivalent zu ersetzen gesucht und allen Wohlklang und Numerus aufgeboten haben. Wir öffnen Eberts Uebersetzung von Youngs Nachtgedanken:

1. Die

*) Siehe den ersten Band, pag. 189.

1. Die Göttinn Nacht
2. streckt itzt von ihrem schwarzen Throne,
3. in stralenloser Majestät,
4. ihren bleyernen Zepter
5. über eine schlummernde Welt aus:
6. Welch eine todte Stille!
7. Welch eine tiefe Finsterniß!
8. Weder das Auge.
9. noch das horchende Ohr
10. findet einen Gegenstand;
11. die Schöpfung schläft.

Der erste, zweyte und dritte Absatz sind jambisch; der vierte ist ein hexametrischer Ausgang, oder dieser Vers des Horaz: cras donaberis hædo; der fünfte enthält vier Füße des Hexameters, wie dieser Alkmanische Vers des Horaz: Insignes, aut thessala Tempe; der sechste und siebende sind bekannte Jamben; der achte ist der Adonische; der neunte dieser wohlklingende Halbvers: nolis longa feræ; der zehnte ein trochäischer, der eilfte ein jambischer Vers.

Wer diese ganze Stelle, auch ohne Vorurtheil eines poetischen Sylbenmaßes, lieset, der findet, daß sie wohlklingend ist, und daß die Abtheilungen, die wir gemacht haben, kürzere oder längere Pausen sind, die er selber im Deklamiren macht.

Noch eine Probe aus Thomsons Trauerspiele Eduard und Eleonora:

1. O du glänzende Sonne!
2. die du jetzt zu jenen Gegenden eilest,
3. zu jener meiner Geburtsinsel,
4. die ich nicht mehr sehen soll,
5. und für deren Wohlfahrt
6. mein jugendliches Herz
7. oft so manchen eiteln Entwurf
8. vergeblich gemachet hat,
9. o trage dahin,
10. leuchtende Kugel des Tages,
11. trage zu jenem theuren Flecken des Erdballs
12. mein letztes Lebewohl.

Der erste Absatz ist der obige Vers: cras donaberis hædo. Der zweyte läßt fünf Füße des Hexameters hören, und ist diesem odaischen Verse ähnlich:

> [Doch] Friedrich schoß in einem donnernden Wetter
> Lange.

Den Ausgang des dritten können wir als einen Sylbenfuß ansehen, der die Versifikation verstecken soll: wirft man die letzte kurze Sylbe weg, so ist es ein wohlklingender Pindarischer

Vers *). Der vierte, und fünfte ist trochäisch, der sechste jambisch. Wenn man dem siebenden Eine Sylbe zulegt, so ist er ein lyrischer Vers unsrer Poeten:

> Allein er fließt nicht wieder zurück.
>
> Zachariä.

Der achte ist, mit eben diesem Zusatze, der wohlklingende Vers des Horaz: dos est magna parentium **). Der neunte ein Schlußvers folgender Strophe:

> Mars führte neulich die tapfern Geschwader:
> Ihm folgte Mordlust, Verwirrung und Lärm;
> Pan wich, es wichen die flüchtigen Nymphen,
> Und Ceres entfloh.
>
> Lange.

*) Siehe Pindars neunte Olympische Ode, den letzten Vers der Strophen und Antistrophen; imgleichen in der eilften Pythischen Ode, den letzten Vers der Epoden.

**) Will man den siebenden und achten Ansatz in Gedanken zusammennehmen, so mißt er einen ganzen Hexameter mit einem daktylischen Ausgange, oder einen schönen lyrischen Vers von zwölf Sylben, den wir in der Mitte zweymal abschneiden können:

> Oft so manchen | eiteln Entwurf | vergeblich gemachet hat.

Horaz hat Sylbenmaße, worinn der wohlklingendste Hexameter auf eine ähnliche Weise zerstört und verworfen erscheinet:

> Tu ne quæsieris, | scire nefas, | | quem mihi, quem tibi;

imgleichen:

> Te Deos oro | Sybarim | | cur properes amando.

Der zehnte ist ein daktylischer Arienvers, ein dreyfüßiger hexametrischer Ausgang, ein ähnlicher mit dem Pherekrazischen: cras donaberis hædo. Der eilfte enthält die fünf letzten Füße des Hexameters. Der zwölfte ist jambisch.

Man könnte alle diese Abschnitte mit noch genauern Autoritäten aus dem Pindar belegen: wir begnügen uns mit dem ungezweifelten Wohlklange des Horaz, und berufen uns im übrigen auf das eigene Gehör unserer Leser. Indessen sind wir nicht der Meynung, daß diese angeführten Uebersetzer bey ihrer Arbeit allemal deutlich daran gedacht hätten, wie sie ihre Kommata zu Alcäischen oder Alkmanischen Versen machen möchten. Vielleicht haben sie nichts mehr gethan, als ihre Ausdrücke so lange herumgeworfen, weggeworfen, verkürzt, verlängert, bis sie einen wohlklingenden Zusammenhang höreten. Und wann höreten sie diesen? Wann die Redensart, das Glied, der Periode die Versarten enthielten, die wir in ihnen gefunden haben.

Wir können uns nicht enthalten noch eine dritte Stelle anzuführen, damit man sehe, daß die

Die erste Hälfte dieses letztern Verses paßt sich vollkommen zu unserm siebenden Abschnitte, so wie die letzte Hälfte des erstern sich zu unserm achten paßt.

die obigen Exempel nicht rar zu finden, oder die einzigen in ihrer Art sind.

In Geßners prosaischen Idyllen singt der Faun in dem zerbrochenen Kruge.

1. Schön war mein Krug,
2. meiner Höhle schönste Zierde,
3. und gieng ein Waldgott vorüber,
4. Dann rief ich: komm, trink
5. und siehe den schönsten Krug.
6. Zevs selbst hat bey dem frohesten Fest
7. nicht einen schönern Krug.
8. Er ist zerbrochen!
9. Ach! er ist zerbrochen!
10. der schönste Krug!
11. Da liegen die Scherben umher.
12. Wenn bey mir die | Brüder sich sammelten,
13. Dann saßen wir rings um den Krug.
14. Wir tranken, und jeder der trank,
15. sang die darauf gegrabene Geschichte,
16. die seinen Lippen die nächste war.
17. Itzt trinken wir nicht mehr, ihr Brüder,
18. aus dem Krug!

19. Itzt singen wir nicht mehr die Geschichte,
20. Die jedes Lippen die nächste ist! ꝛc.

Hier lassen sich die poetischen Sylbenmaße so rein und deutlich hören, daß man nicht glauben kann, daß sie zufällig seyn sollten. Der erste Vers ist ein kurzer daktylischer Vers in unsern Arien und Oden; oder, der mittelste Abschnitt, der mittelste reine Choriambus in diesem Verse des Horaz:

Tu ne quæsieris, | scire nefas; | quem mihi, quem tibi.

Der zweyte ist ein bekannter trochäischer; der dritte, dieser Vers:

Bey kleiner Güter Genusse.

Lieder d. Deutschen 4. Buch.

Oder, wenn man ihm eine Sylbe abnimmt, der Pherekrazische des Horaz. Der vierte ist ein daktylischer Arienvers wie dieser:

Und Ceres entfloh.

Lange.

Der fünfte, der glykonische: [Dos] est magna parentium. Der sechste, der erste Vers unsers ersten Exempels und der kurz vorhergehende vierte zusammengesetzt; oder dieser lyrische:

Allein er fließt nicht wieder zurück.

Zachariä.

Der siebende, achte, neunte, zehnte sind bekannt. Der eilfte, ein daktylischer:

Und fliehe zum Keller hinein.

Lessing.

oder, wenn man ihm die erste Sylbe wegnimmt, der archilochische: Arboribusque comæ. Der zwölfte, fast der alcäische:

[Dux] inquieti turbidus Adriæ.

Der dreyzehnte und vierzehnte, wie der eilfte. Der funfzehnte jambisch. Der sechzehnte:

Und deine Leyer vergessen hast.

Zachariä.

Oder, Eine Sylbe ausgenommen, Horaz:

Dos est magna parentium.

Der siebenzehnte:

In Träumen abwechselnder Freuden.

Lieder d. Deutschen 1. Buch.

fast der Alkmanische. [Cras] ingens iterabimus æquor. Der achtzehnte ein kleiner trochäischer Vers, den wir unter die größern mischen:

O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Hagedorn.

Der neunzehnte läßt die Hälfte dieses Verses hören:

Solvitur acris hiems || grata vice | veris et favoni;

oder auch den Hendekasyllabus: [Nam] mellitus erat, suamque norat. Der zwanzigste symmetrisirt mit dem sechzehnten.

Hier haben wir also was wir gesucht haben: lyrische Verse in einer wohlklingenden Prose. Diese Verse müssen noch mehr abgeändert, noch mehr zerstöret werden, wenn sich die Rede noch weiter von der Poesie entfernt. Auch müssen nicht alle Stellen einer Rede diesen glänzenden Numerus besitzen. Der gute Geschmack, das wohlgeschaffne und wohlgeübte Ohr muß es beurtheilen, wann und in welchem Maße er anzubringen ist: wer dieses nicht besitzt, den werden alle Regeln in der Welt zu keinem harmonischen Redner machen.

Man lasse uns in zwey Worten alles zusammenfassen, was wir über den Numerus gesagt haben, und den Vortheil zeigen, den er einer Rede bringt.

Wenn man den Numerus als einen Raum von gehöriger Ausdehnung ansieht: so fällt er dem Geiste, dem Ohre, dem Athemholen desjenigen bequem, der da redet, und desjenigen der

ihm zuhört; er stellt die Gegenstände deutlich von einander abgesondert vor, verbindet die Redensarten durch symmetrische Beziehungen, läßt sie, nach Beschaffenheit der Umstände, wachsen und abnehmen, und ändert sie auf eine so mannichfaltige Art, daß der Geschmack befriedigt wird. Er giebt Anlaß zur Aktion des Deklamators. Die Gestus können unmöglich angenehm seyn, wenn sie nicht ihre Zeiten, ihre Stufen, ihre Abänderungen, ihre Brechungen, ihre Ruhepunkte haben. Wenn die rednerische Komposition nicht dieses alles übereinstimmend besitzt: so hat solches ohngefähr die Wirkung, die ein Tanz hat, der nach der Violine gemacht ist, ohne daß eine Uebereinstimmung der Töne mit den Schritten vorhanden ist.

Wenn man den Numerus als einen künstlich zubereiteten Schlußfall betrachtet: so ist er wie eine scharfe Spitze am Ende eines Pfeiles, er giebt dem Gedanken Schwung und Gewicht, und macht seinen Lauf sicherer und gewisser. Wenn also die Töne insgesamt durch eine richtige Melodie untereinander verbunden werden, und man ihnen außerdem lebhafte und glänzende Schlußsylben anhängt, so entstehet daraus dasjenige, was Seneka pugnatorius mucro nennt.

nennt. Die Redensarten sind lauter Pfeile, die weit tragen und sich eine Oeffnung machen.

Wenn man den Numerus als eine Art von Bewegung der ganzen Rede überhaupt ansieht, so beschleunigt er mehr oder weniger des Redners Komposition. Man liest eine Historie ganz ruhig; der Geist wandert ohne Zwang von einem Gegenstande zum andern: aber eine gerichtliche oder eine andere nachdrückliche Rede reißt uns mit Gewalt fort. Die Schlußreden und Erweiterungen gehen hier mit Ungestüm, sie haben einen hurtigen und kühnen Lauf, der ihre Kraft verdoppelt und den Feind über einen Haufen wirft.

Wenn man endlich den Numerus als ein Sylbenmaß betrachtet: so giebt er der Prose mehr als den halben Wohlklang der Poesie. Die lyrischen Sylbenmaße der Alten gefallen den feinsten Ohren: das ist ausgemacht. Warum sollen sie in der Rede eines Panegyristen aufhören zu gefallen? Ueberdem wird Prose und Poesie durch diese Sylbenmaße nicht im geringsten vermengt und verwirrt. Der Klang der metrischen Prose ist lange nich so stark, als der Klang der epischen oder der lyrischen Poesie. Diese wiederholt ihre Sylbenmaße unaufhörlich, und schlägt dadurch unser Ohr so stark, daß wir auf ihren

ihren Gang aufmerksam seyn und ihn behalten müssen: die wohlklingendste Prose hingegen besteht aus eben so schönen, aber zugleich aus so verschiedenen Sylbenmaßen, daß wir ihren Gang gar nicht behalten können; sie ergetzt unser Ohr, ohne einen so starken Eindruck darauf zu machen, als die Ode oder die Elegie.

Aus diesem allen kann man schließen, daß dem Redner nichts wichtiger ist, als zu wissen, wie er diese verschiedenen Arten des Numerus recht gebrauchen soll; weil derselbe einen grossen Theil von der hohen Wohlredenheit, von dem halb poetischen Feuer in sich schließt, welches allein den Namen der Beredsamkeit verdienet.

IX. Kapitel.

Von der oratorischen Harmonie, die in den Worten liegt.

Die Harmonie der Töne als Zeichen betrachtet, ist die Zusammenstimmung der Töne mit den Sachen die sie bedeuten. Sie bestehet in zwey Stücken: 1. in der Uebereinstimmung und Beziehung der Töne, der Sylben, der Worte, des Numerus, mit den Gegenständen welche sie ausdrücken. 2. in der Uebereinstimmung des Styls mit der Materie. Die erstere ist

die Zusammenstimmung der Theile des Ausdrucks mit den Theilen der ausgedrückten Sachen. Die andere ist die Zusammenstimmung des Ganzen mit dem Ganzen. Wir wollen bey der Harmonie der Töne anfangen.

Die Töne können, ohne daß sie zu Wörtern gebildet sind, vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, und auch vermöge ihrer Dauer, dem Menschen eine Art von unartikulirter Sprache verschaffen, womit er, wenigstens in gewissem Grade eine gewisse Anzahl Sachen ausdrücken kann. Man sehe hier wie dieses zu beweisen ist.

Wenn die Menschen kein anderes Mittel hätten, sich ihre Begriffe mitzutheilen, als die Geberden, so würden sie die Figur und die Bewegung der Gegenstände nachmachen, die sie vorstellen wollen. Sie würden die Hand empor heben, den Himmel zu bezeichnen; sie würden sie herabsenken, einen tiefen Ort anzudeuten; sie würden durch die Nachahmung ein laufendes Pferd, einen fallenden Baum ausdrücken. Laßt uns setzen, daß sie anstatt der Geberden nichts als die bloße Stimme hätten, und aufs höchste die ersten Zusammensetzungen der elementarischen Buchstaben, von welchen wir gesagt haben, daß sie allen Menschen gemein sind: glaubt man

wohl,

wohl, daß sie kein Mittel finden würden durch diese Töne miteinander zu sprechen? Wenn das Bedürfniß sehr dringend wäre: so würde das Werkzeug der Stimme alle seine Kraft anstrengen und lebhafte, schneidende, stumpfe, hurtige, gezogene, rollende, knallende Töne hören lassen, gebildet von den verschiedenen Eindrücken, die sie auf ihrem Wege durch den Schlund, über die Zunge, durch die Zähne, über die Lippen bekommen; und dieses alles übereinstimmend mit den Eigenschaften desjenigen Gegenstandes, der bezeichnet werden sollte.

Diese Sprache ist nicht gänzlich ein angenommener Fall: man sieht einen Theil ihrer Wirklichkeit bey Kindern, die oft nachahmende Töne gebrauchen, Gegenstände auszudrücken, deren Namen ihnen noch nicht bekannt sind; und in der theatralischen Deklamation findet man keine einzige Scene, worinn nicht Sachen durch die bloße Stimme und durch nachahmende Töne ausgedrückt werden sollten.

Diese nachahmenden Töne sind in alle Sprachen verwebt: sie machen gleichsam die Grundlage davon aus. Sie haben den Wörtern ihren Ursprung gegeben, auch findet man sie in tausend Wörtern einer jeden Sprache in der Welt. So sagt man zum Exempel im Deutschen: lispeln,

stottern,

stotttern, röcheln, murmeln, zischen, klatschen, prasseln, sausen, klirren, brummen, zwitschern, quaken u. s. w.

Die musikalische Nachahmung ergriff zuerst die Gegenstände, die ein Geräusch machen, weil der Ton sich am leichtesten durch den Ton nachahmen läßt; hiernächst diejenigen die in Bewegung sind, weil die Töne, die ihren eigenen Gang haben, dadurch den Gang der Gegenstände am besten ausdrücken konnten. Endlich hat auch die Einbildungskraft in den Bildungen und Farben selbst, die sich am wenigsten der musikalischen Nachahmung zu unterwerfen schienen, analogische Verhältnisse gefunden mit dem was spitz oder stumpf ist, holdselig oder störrisch, glatt oder schroff, gelinde, hart, hohl, erhaben, lieblich, belastet, höckericht ꝛc. Die Angst ist beklommen, die Freude heiter, die Hoffnung getrost. Das Blaue ist sanft, das Grüne frisch, das Schwarze fürchterlich. Dergestalt daß durch dieses Mittel, und mit Hülfe der Einbildungskraft, die in solchen Fällen gern nachgiebt, fast die ganze Natur mehr oder weniger nachgeahmt und durch Töne gemalt werden konnte. Woraus ich diesen Schluß ziehe, daß die erste Quelle der Harmonie diese ist, Wörter oder Redensarten zu gebrauchen, die in ihrer Süßigkeit oder Härte,

in ihrer Langsamkeit oder Hurtigkeit denjenigen nachahmenden Ausdruck enthalten, der in den Tönen liegen kann.

Alle große Poeten haben sich eine Regel hieraus gemacht. Homer und Virgil sind ihr allenthalben gefolgt. Soll ein Athlet im Kampfe geschildert werden: so erheben sich die Verse, sie krümmen sich, sie richten sich, sie zerschellen sich, sie verfolgen sich, sie stemmen sich, sie verlängern sich, gleich demjenigen dessen Bewegungen sie vorstellen sollen.

Soll ein Gähnen, ein Hiatus, ein Ungeheuer mit funfzig bläkenden Rachen geschildert werden?

Quinquaginta atris immanis hiatibus hydra
Intus habet sedem.

Soll das wimmernde Geschrey gemalt werden, das die Luft erfüllt, das Klirren der Ketten?

Hinc exaudiri gemitus, et sæva sonare
Verbera: tum stridor ferri tractæque catenæ.

Ich berufe mich auf diejenigen, die ein Gehör haben: finden sie nicht in diesen Versen die unartikulirte Sprache der Natur, von der wir reden?

Will man ein deutsches Exempel haben, so sehe man hier einige Verse aus dem Toppee,

einem

einem scherzhaften Heldengedichte des Herrn Dusch:

> Die Räder hatten rasselnd schon stundenlang gerannt,
> Und vor der Küchenflamme den Bratspieß umgewandt;
> Als Damis noch umflattert von süßen Phantasien
> In einem Traum dahinlag, — —

Räder, rasseln, gerannt, umflattert, süße Phantasien, dahinlag. Alle diese Wörter tragen den nachahmenden Charakter an sich.

Die völlige Wirkung dieser Harmonie zu empfinden, darf man nur eben dieselben Töne bey Worten annehmen, die ganz andere Gegenstände ausdrücken: sie wird dort so übel angebracht scheinen, als wenn man dem Worte knallen die Bedeutung des Wortes seufzen, oder dem Worte donnern die Bedeutung des Wortes flüstern geben wollte: und so ist es auch mit den übrigen.

Die Dauer der Töne kann auch etwas zum Ausdrucke beytragen. Die Griechen und die Lateiner hatten den Vortheil, daß einige von ihren Vokalen länger waren als alle übrigen. Diese Länge war so merklich, daß sie besondre Buchstaben erfunden hatten, ihn auszudrücken, ob es gleich einerley Ton war: man sieht es an dem Omega, welches eben den Ton hat, den

das Omikron hat. Diese langen Vokale trugen viel zu gewissen musikalischen Ausdrücken bey; weil es offenbar ist, daß, je kürzer ein Ton ist, je trockener er ist; und je länger er ist, je leichter er voll und klingend zu machen ist. Wir haben unsre langen Vokale nach unserer Art und in Vergleichung mit den kurzen. Ja wir haben deren fast eben so lange als die Lateiner, die wir theils doppelt, theils mit einem h, theils ohne Verdoppelung und ohne Aspiration schreiben.

Die Länge der Wörter hat eben die Wirkung in der Rede, welche die Länge der Töne hat. Und hierinn giebt die deutsche Sprache keiner andern etwas nach. Ja, wenn ihre gewöhnlichen Wörter noch nicht lang genug sind, so hat sie die Freyheit, sie nach Art der griechischen, zusammen zu setzen.

Dieses ist die Harmonie, die den einzelnen Wörtern zukömmt, singulis; es giebt noch eine andere, die ihnen zukömmt, wenn man sie in ihrer Verknüpfung mit einander betrachtet, collocatis.

Gleichwie alle Gegenstände die im Verstande mit einander verknüpft sind, es darum sind, weil eine von ihren Seiten ein gewisses Merkmal entweder der Gleichförmigkeit oder des Gegen-

satzes

satzes an sich trägt: eben so müssen auch die Redensarten, welche die Verknüpfung dieser Ideen vorstellen, das Merkmal davon an sich tragen. Es giebt Redensarten die sanfter, die hurtiger, die harmonischer sind, nachdem man die Wörter aussucht, nachdem man ihnen eine Stelle anweist, nachdem man sie untereinander ordnet. So fein auch diese Harmonie zu seyn scheint, so bringt sie doch in der Komposition ein wirkliches Vergnügen hervor und ein Skribent, der ein Gehör besitzt, vernachläßiget sie nicht. Cicero ist darinn so genau, wie kein anderer: Etsi homini nihil est magis optandum, quam prospera, æquabilis, perpetuaque fortuna, secundo vitæ, sine ullâ offensione, cursu: tamen si mihi tranquilla et placata omnia fuissent, incredibili quâdam et pæne divinâ, quâ nunc vestro beneficio fruor, lætitiæ voluptate caruissem. Dieser ganze Periodus ist von einer ungemeinen Lieblichkeit: kein unangenehmer Zusammenstoß von Konsonanten, viele Vokale, eine sanfte und ununterbrochene Bewegung, wozu alle Töne, womit er angefüllet ist, etwas beygetragen zu haben scheinen.

Man sehe hier ein Exempel von einer harten Zusammenfügung, wodurch man Kriegesrüstunstungen schildert:

Ut belli signum Laurenti Turnus ab arce
Extulit, et rauco strepuerunt cornua cantu,
Utque acres concussit equos, utque impulit arma:
Extemplo turbati animi. Simul omne tumultu
Conjurat trepido Latium, sævitque juventus
Effera. Ductores primi Messapus et Ufens,
Contemtorque Deûm Mezentius undique cogunt
Auxilia, et latos vastant cultoribus agros.

Diese Folge von Tönen schickt sich vollkommen zu dem Inhalte; sie ist so hart, so rauh wie möglich: *Laurenti Turnus; ab arce extulit; rauco strepuerunt; utque acres;* und in eben demselben Verse, *utque impulit, &c.* Diese Kriegesanstalten haben für die Einbildungskraft keinen allzudeutlich bestimmten Gegenstand; gleichwohl bringt die allgemeine Idee davon eine Empfindung von Schrecken hervor, dem die Einbildungskraft eine Art von Gestalt leiht, und wovon die nachahmende Kunst zum wenigsten einen Theil vorstellt.

X. Kapitel.

Von der Harmonie des Styls.

Die zweyte Art der Harmonie besteht in der Uebereinstimmung des Hauptttons, so wohl des Skribenten, der schreibt, als der Person die

deklamirt, mit dem Stoffe, gleichfalls überhaupt und im Ganzen genommen. Eben so wie man die Verse des Corneille in keinem komischen Tone recitiren darf, noch die Verse des Moliere in einem heroischen, wofern man nicht eine Parodie machen will, eben so muß man auch einem jeden Stoffe den Styl geben, der ihm zukömmt:

Descriptas servare vices operumque colores
Cur ego, si nequeo ignoroque, poëta salutor?

Wenn ich den Stoff nenne, so verstehe ich den Stoff mit allen seinen Umständen. Es bedarf nur eines Umstandes, so gering er auch seyn mag, den Stoff zu ändern: aus der Ursache, weil tausend und eins nicht tausend macht.

Die Hauptsache ist also, wenn man die Parodie vermeiden will, den Stoff, welchen man behandelt, genau zu kennen; seine Wichtigkeit, seinen Umfang, die Stufen seiner Vollkommenheit einzusehen. Ist dieses geschehen, so giebt man ihm die Gedanken, die Wörter, die Wendungen, die Redensarten, die sich zu ihm schicken.

Es ist ein großer Unterschied unter dem erhabenen und unter dem vertrauten Styl. Wir wollen sogleich ein merkliches Exempel von beiden

den vor Augen legen; übersetzt, oder in einem deutschen Originale, ist gleichgültig, wenn sie nur einigermaßen beweisen, was wir suchen. Man sehe hier wie die Frau von Sevigne' den Tod des Herrn von Turenne in einem Briefe an ihren Schwiegersohn erzählt: „Ich wende „mich an Sie, mein lieber Graf, Ihnen den „verdrießlichsten Zufall zu berichten, der Frank„reich hätte begegnen können: ich meyne, den „Tod des Herrn von Turenne. Wenn Sie ihn „von mir zuerst erfahren, so weiß ich, Sie wer„den eben so gerührt und eben so niedergeschla„gen seyn, wie wir hier sind. Die Nachricht „davon kam am Montage nach Versailles. Der „König betrübte sich so darüber, als es der Ver„lust des größten Feldherrn und des ehrlichsten „Mannes von der Welt verdient. Der ganze „Hof war in Thränen; und der Herr von Condom „fiel bey nahe in Ohnmacht. Man war im Be„griff eine Lustreise nach Fontainebleau zu thun: „alles zerschlug sich. Kein Mensch ist wohl je„mals aufrichtiger bedauert worden. Ganz „Paris, alles Volk war in Unruhe und Bestür„zung. Jeder sprach mit dem andern, jeder „blieb stehn, diesen Held zu bedauern. Ich „übersende Ihnen eine sehr zuverläßige Nachricht „von allem, was er die letzten Tage seines Le-

„bens gethan hat. Nach drey Monathen einer „ganz erstaunenswürdigen Aufführung, die die „Leute vom Handwerk nicht genug bewundern „können, erscheint der letzte Tag seiner Ehre und „seines Lebens.“

Hier hat man ein wohlgeschriebenes Stück, aber in dem allereinfältigsten Styl von der Welt. Die Materie an sich selber ist groß; allein die Gattung, worinn man sie abhandelt, ist die kleinste unter allen. Die Materie muß sich also herablassen, und nach dem Maßstabe der Gattung richten: so lautet die Regel. Wie richtet sie sich darnach?

Das erste Vorrecht der Briefe ist die Freyheit. Folglich konnte man mit der Materie solche Umstände vermischen, die nur die Person angehn, sowohl die, welche schreibt, als auch die, an welche man schreibt: Ich wende mich an Sie, Graf —— wenn Sie ihn von mir zuerst erfahren, so weiß ich, Sie werden eben so gerührt, und eben so niedergeschlagen seyn, wie wir hier sind.

Ferner giebt es hier viele gemeine Redensarten: der verdrießlichste Zufall, der Frankreich hätte begegnen können. — Betrübt über den Verlust des ehrlichsten Mannes von der Welt. Man war im Begriff eine

Lustreise nach Fontainebleau zu thun: alles zerschlug sich. —— Ich übersende Ihnen eine sehr zuverläßige Nachricht —— Die Leute vom Handwerk.

Die großen Worte sind vermieden. Es heißt zwar der größte Feldherr, allein der übrige Theil der Redensart, der zur Sprache des Volks gehört, setzt dieses Wort wieder herunter: und der ehrlichste Mann von der Welt. Der Name Held hat nichts emphatisches noch affektirtes: er kam dem Turenne zu.

Die Schlußfälle sind ganz nachläßig; so niedergeschlagen seyn, wie wir hier sind; alles zerschlug sich.

Endlich, und dieses, glaube ich, ist das sichtbarste Merkmal der simpeln Schreibart, giebt es hier weder eine sichtbare Melodie, noch eine anhaltende Harmonie, noch einen merklichen Numerus: alles ist nachläßig. Es führt hier nicht ein Glied das andre Glied herbey; es giebt hier keine Fortschreitung in den Gedanken, in den Redensarten: alles gleicht mehr zerstreuten Leuten, als ordentlich gestellten Soldaten.

Man wird den Kontrast in dem Stücke des Flechier sehen, welches ich gleichfalls übersetzen will. Dieser Redner ist auf der Kanzel; er redet von der rührendsten, der erhabensten Ma-

terie, nehmlich von dem Tode eines Helden, der den Staat errettete; er redet in Gegenwart der ehrwürdigsten Versammlung eines der größten Königreiche. Wird er in seiner Erzählung von sich selber sprechen? Wird er, ohne Umstände, wie mit seinem Freunde schwatzen? Wird er sich seine Worte, seine Gedanken, seine Redensarten entfallen lassen, ohne Acht darauf zu haben?

„Schon zitterte in seinem Lager der bestürzte „und ganz verwirrrete Feind; schon schwang der „Adler den Fittig, sich in die Gebirge zu retten, „dieser Adler, dessen verwegener Flug unsere „Provinzen in Schrecken gesetzt. Jene ehernen „Donner, die die Hölle zum Untergange der „Menschen erfunden hat, brüllten von allen Sei„ten diesen Rückzug zu beschleunigen und zu un„terstützen; und Frankreich stand und erwartete „den glücklichen Ausgang einer Unternehmung, „die nach allen Regeln des Krieges untrieglich „war. Ach! wir wußten was wir zu hoffen, „und wir gedachten nicht an das, was wir zu „befahren hatten! .... O Gott, schrecklich aber „gerecht in deinen Rathschlüssen über die Kinder „der Menschen! du handelst nach Willkühr mit „den Siegern und mit ihren Siegen .... du wei„hest deiner unumschränkten Hoheit die größe„sten

„sten Opfer; und du schlägest, wann es dein „Wille ist, jene erhabenen Häupter, die deine „Hand so oft gekrönet hatte.

„Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich „hier eine tragische Scene öffne; daß ich diesen „großen Mann darstelle, wie er ausgestreckt liegt „auf seinen eigenen Trophäen; daß ich ihn ent- „hülle, diesen blassen und blutigen Leichnam, „bey welchem noch der Donner dampfet, der „ihn traf; daß ich sein Blut gen Himmel schreyen „lasse, wie das Blut Abels, und vor ihren Au- „gen die traurende Religion aufführe und das „Vaterland in Thränen. . . .

„Meine Gedanken verlassen mich. Turenne „stirbt: alles ist in Verwirrung. Das Glück „wanket, der Sieg wird müde, der Frieden ent- „fernet sich, die guten Gesinnungen der Bundes- „genossen erkalten. . . . Das ganze leidtragen- „de Heer ist um seine Leiche mit ihren Ehrenbe- „zeugungen geschäfftig; und der Ruf, der au- „ßerordentliche Begebenheiten über den Erdkreis „auszubreiten begierig ist, eilet ganz Europa „mit der glorreichen Erzählung von dem Leben „dieses Prinzen anzufüllen, und von dem unend- „lichen Jammer um seinen Tod.“

Dieses Exempel ist hinreichend den Unterschied unter dem erhabenen und niedrigen Tone anzu-

geben. Wer sollte glauben, daß die Frau von Sevigne' gleiche Sachen gesagt und fast gleiche Wendungen gebraucht hätte? Man untersuche es: man wird die Aehnlichkeit augenscheinlich sehn. Aber welche Verschiedenheit in den Gedanken, den Worten, den Redensarten! Wir wollen alles stückweise durchgehn.

Zuerst gebraucht Flechier die nachdrücklichsten Redensarten, daß heißt solche, die die Sache der Einbildungskraft vormalen, indem sie sie dem Geiste zu verstehen geben! Schwang den Fittig — — Dieser Adler, dessen verwegner Flug —— jene ehernen Donner brüllten —— Frankreich stand und erwartete, u. s. w.

2. Findet man hier sonderbare und kühne Wendungen: Schon zitterte der Feind; — schon schwang der Adler den Fittig &c. Diese Wortfügungen sind im gesellschaftlichen Styl gar nicht gebräuchlich.

3. Sind hier die großen Figuren angebracht: die Ausrufung: Ach! die Anrede: o Gott! schrecklich &c. merkliche Gegensätze: Du handelst nach Willkühr mit den Siegern und mit ihren Siegen. Der gesellschaftliche Ton hat kein solch hitziges Ansehn, keine solchen Ausbrüche, die die Aktion des deklamirenden Red-

ners

ners bey sich tragen. Man merkt, daß er auf der Kanzel steht, man hört ihn, man sieht seine Gestus.

4. Die Erweiterung herrscht überall; das will sagen, der Redner stellt seine Gedanken zu wiederholten malen vor, aber jedesmal mit einigem Zuwachs von Stärke und Erhabenheit Schon zitterte —— schon schwang er den Fittig 2c. In dem gesellschaftlichen Styl begnügt man sich die Sache nur Einmal zu sagen: der Herr von Condom fiel in Ohnmacht. Man war im Begriff eine Lustreise nach Fontaibleau zu thun, alles zerschlug sich.

5. Findet sich hier ein wohl eingetheilter und fortschreitender Numerus: das heißt, der Redner wählt in seinen Redensarten, solche Ruhepunkte die die meiste Majestät haben, und läßt sie nach einer gewissen Proportion wachsen:

1. Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich hier eine tragische Scene öffne;

2. daß ich diesen großen Mann darstelle, wie er ausgestreckt liegt auf seinen eigenen Trophäen;

3. daß ich ihn enthülle, diesen blassen und blutigen Leichnam, bey welchem noch der Donner dampfet, der ihn traf;

4. daß ich sein Blut gen Himmel schreyen lasse wie das Blut Abels, und vor ihren Augen die traurende Religion aufführe und das Vaterland in Thränen. Hier sehen wir Glieder, die alle wachsen: welches wir die aufsteigende Fortschreitung genannt haben. Diese Anordnung, die man in der höhern Schreibart fast überall antrifft, stellt dem Geiste eine Art von Pyramide vor, die ihre Spitze und ihren Fuß hat, und eine Figur ausmacht, die zugleich Mannichfaltigkeit und Einförmigkeit besitzt.

Es ist eben so viel Numerus in dem Briefe der Frau von Sevigne', als in der Rede des Flechier; allein der Numerus der Redners ist mehr graduirt, er ist gleicher, ist glänzender, schmettert mehr. Die Frau von Sevigne' spricht nicht in drey Absätzen; sie sagt die Sache nur Einmal, bloß um sie zu sagen. Flechier erweitert den Gedanken, er macht Staat, er will die Zuhörer täuschen. Die Sevigne' denkt nicht auf die Wahl der Worte, auf nachahmende Schlußfälle. Flechier vergißt nichts, was seiner Rede Glanz, Stärke, Majestät mittheilen kann. Er sucht nicht nur die Töne in seinen Perioden gut zu verbinden, genau an einander zu ketten, sondern auch die Perioden auf eine Art zu Ende laufen

zu lassen, die für das Ohr und für den Geist gleich angenehm ist: das heißt, er denkt darauf, wie er seiner Rede einen prächtigen Numerus geben will, wenn wir dieses Wort in dem zweyten Verstande nehmen, den wir ihm oben gegeben haben, und der hier den sechsten Charakter des erhabenen Styls ausmacht.

6. Die Schlußfälle der Redensarten sind merklicher, werden mehr vorbereitet, mehr abgeändert als im gemeinen Styl: Scene öffne ist traurig und etwas offen; auf seinen eigenen Trophäen ist prächtig und wohlkingend; der Donner dampfet der ihn traf, ist hart und stark; Vaterland in Thränen ist sanft, traurig, ein wenig schleppend wegen des dreyfachen Trochäus. Im Original ist das Wort eplorée hiezu noch geschickter, wegen seiner letzten Sylbe, die gleichsam zu ersterben scheint.

7. Und dieses hätte ich zuerst setzen sollen: die Töne sind männlich und stark, die Wörter lang und harmonisch: Verwegener Flug, eherne Donner, befahren, Kinder der Menschen, unumschränkten Hoheit, jene erhabenen Häupter, traurende Religion u. s. w. In unserer Uebersetzung ist dieses kein Wunder, weil die deutsche Sprache an langen Wörtern reich genug ist; im Originale sind derglei-

dergleichen edle und majestätische Wörter allerdings mehr zu bewundern und scheinen mit großem Fleiße gesucht zu seyn.

Unser Redner konnte nicht sagen, der Herr von Turenne wäre der ehrlichste Mann von der Welt —— sein Tod wäre der verdrießlichste Zufall der Frankreich hätte begegnen können —— Die Leute vom Handwerk bewunderten das, was er gethan hätte. Eben so wie die Frau von Sevigne', wenn sie die großen Worte, die Figuren, die Versetzungen, die anhaltende Harmonie, die Erweiterung, den dreyfachen Numerus gebraucht hätte, keinen Brief gemacht haben würde.

Dergleichen Ausschweifungen sind nicht schwer zu vermeiden, weil die äußersten Enden weit genug von einander entfernet sind, so daß man nicht leicht von dem einen auf das andere fällt; allein es giebt minder merkliche Stufen, Geschlechter die näher verwandt, obgleich völlig von einander unterschieden sind, wobey man sich leichter irrt. Ein tragischer Dichter macht epische Verse, bisweilen gar lyrische; ein komischer vergißt sich und wird tragisch. Ein jeder hat seinen persönlichen Geschmack, und hält das für andere gut, was er für sich selber liebt. Ein Autor müßte gewissermaßen mit der Materie

rie die er abhandelt einerley Wesen ausmachen; er müßte nicht anders denken, sich nicht anders ausdrücken, als durch sie: und mehrentheils redet die Materie durch den Autor; sie nimmt die Farbe des Menschen an, und verliert zum wenigsten einen Theil der ihrigen. Wenn die Materie ganz allein Gesetzgeberinn der Komposition wäre, so würde jeder Gedanke, jeder Gegenstand, so wie er ankömmt, den Ton derselben annehmen und sich dergestalt in das Gemälde verbreiten, daß er es mannichfaltig machte, ohne die Einsicht desselben zu zerstören. Die großen Sachen würden sich herablassen, ohne sich zu erniedrigen, die kleinen würden sich erheben, ohne ihre Simplicität zu verlieren. Durch dieses Mittel sind Homer, Virgil, Boileau, Racine und La-Fontaine die Muster des Schönen geworden; und durch das gegenseitige Mittel sind Lukan und Seneka und einige andere, die man anführen könnte, Beyspiele vom Gegentheile geworden.

Von diesen beiden Arten der Harmonie, findet sich die erstere, nehmlich die Zusammenstimmung der Töne mit den Gegenständen, nicht leicht anderswo, als in der Poesie, und vornehmlich in der hohen Poesie; denn weil die Poeten in ihrer Begeisterung alles personificiren

ren was in der Natur ist, allem Bewegung und Handlung und zwar eine lebhafte Handlung geben, so ist diese Nachahmung hier eher zu machen, und die Aehnlichkeit fällt stärker ins Auge. Bey den übrigen Gattungen, wo es eben so sehr auf vernünftiges Schließen als auf Malen ankömmt, findet sich diese Harmonie weit seltener und ist weniger sichtbar. Fast alles schränkt sich auf die Melodie ein, und auf die zweyte Art von Harmonie.

XI. Kapitel.

Von den verschiedenen Arten des Styls.

Wenn die Worte nach den Gesetzen der Harmonie und des Numerus dergestalt gewählt und geordnet sind, daß sie sich zur Erhabenheit oder Simplicität des Stoffes, den man behandelt, schicken, so entspringt daraus dasjenige was man den Styl nennt.

Dieses Wort bedeutete ehemals den Griffel, dessen man sich bediente auf die mit Wachs überzogenen Tafeln zu schreiben. Dieser Griffel war an einem Ende spitz, und an dem andern Ende platt, damit man wieder auslöschen konnte, was man wollte; daher Horaz sagt: *sæpe stylum vertas*, lösche oft aus. Heutiges Tages

ges gebraucht man es für die Art, den Ton, die Farbe, die in einem Werke oder in einem Theile desselben auf eine merkliche Weise herrschen.

Es giebt drey Arten des Styls, den gesellschaftlichen, den mittlern, und den hohen Styl.

Der gesellschaftliche Styl wird in vertrauten Gesprächen, in Briefen, in Fabeln gebraucht. Er muß rein, klar, ohne scheinbaren Schmuck seyn. Wir wollen im dritten Artikel bey Gelegenheit des Briefstyls ausführlicher davon reden.

Der mittlere Styl ist stärker als der gesellschaftliche, und schwächer als der hohe Styl. Er macht von allem Gebrauch, was die Rede schmücken und verschönern kann; alle Bluhmen der Redekunst finden hier ihre Stelle, alle Zierrathe, die aus der Wahl der Worte, der Wendungen, der Gedanken entstehn. Mit einem Wort: er thut uns völlig ein Genüge, so bald er nicht dem hohen Styl zur Seite steht.

Dieser ist reich, edel majestätisch; man fühlt seine unwiderstehliche Gewalt: Er ist ein aufgeschwollener Strom, der eine breite Stirne zeigt, und seine Wellen mit Ungestüm fortrollt. Er setzt uns in Hitze, in Erstaunen, man verzweifelt ihn zu erreichen. Er bewegt die Seelen bis in ihr Innerstes, und führt sie mit sich fort.

fort. Er entreißt uns unsre eigenen Gedanken, und giebt uns wider unsern Willen andere. Er nimmt die Gemüther mit Sturm ein. Wir haben an einem andern Orte *) gesagt, daß der hohe Styl nicht einerley mit demjenigen ist, was man das Erhabene nennt. Das Erhabene ist oft nur ein einziger Zug im simpelsten Styl. Der hohe Styl kann sich länger erhalten: es ist ein edeler und majestätischer Gang:

Ein Frevler, den ich gleich der Zeder blühen sah,
Trug seine Stirn empor, und schien den Wolken nah,
Und schien dem Donner zu gebieten;
Die Völker priesen ihn, und fürchteten ihn sehr,
Und alle seine Feinde knieten:
Ich gieng vorbey; er war nicht mehe.

Die fünf ersten Verse sind im hohen Styl, ohne erhaben zu seyn, und der letzte ist erhaben, ohne im hohen Styl zu seyn.

Wer im gesellschaftlichen Styl vortrefflich ist, sagt Cicero, ist ein großer Redner, ob er gleich kein vollkommener Redner ist. Er geht einen sichern Schritt, ohne jemals zu fallen. Wenn man in dem mittlern Style fällt, so geschieht es ohne Gefahr: man kann hier nicht hoch fallen. Aber ein Redner der den hohen Styl besitzt, ist

der

*) Im dritten Bande, in dem Artikel von der lyrischen Poesie.

der verächtlichste unter allen, wenn er nichts als diese Gattung allein besitzt. In dem gesellschaftlichen Styl hat man das Verdienst der Reinigkeit, der Lieblichkeit; in der mittlern Gattung hat man das Verdienst der Anmuth und einiger Arten des Schmuckes; im erhabenen, wenn man nichts als diesen Theil allein besitzt, scheint man kaum gesunde Vernunft zu haben. Der vollkommene Redner ist derjenige, der wechselsweise den vertrauten, den mittlern, den hohen Styl zu gebrauchen weiß, nachdem es der Stoff und die Umstände erfodern. Da sich in einem und eben demselbigen Werke die Materie erhebt und senkt: so muß sich auch der Styl, worinn die Materie eingekleidet ist, mit ihr erheben und senken. Und gleichwie in den Sachen selbst alles verknüpft ist und durch heimliche Bande zusammen hängt, also muß auch in den verschiedenen Arten des Styls alles verknüpft seyn und zusammenhangen. Folglich muß man die Uebergänge, die Verbindungen wohl in acht nehmen, die Farben unmerklich schwächen oder verstärken: außer wann die Materie plötzlich zerreißt und gleichsam abgebrochen erscheint, und sich also der Styl genöthiget sieht, eben so plötzlich zu ändern. Zum Exempel, als Krassus wider einen gewissen Brutus, der ein Schand-

fleck seines Namens und seiner Familie war, eine gerichtliche Klage führte, und das Leichengepränge von einer seiner Anverwandten vorbey ziehen sahe, hielt er die Leiche an, richtete die Rede an den Brutus und gab ihm die schrecklichsten Verweise: **Was willst du, daß Julia deinem Vater berichten, allen deinen Vorfahren berichten soll, deren Bildnisse du hier tragen siehst? Was soll sie dem Brutus sagen, der uns von der Herrschaft der Könige befreyet hat?** rc. Hier kam es nicht auf Schattirungen an, auf feine Uebergänge: die Materie riß den Styl mit sich fort, und ihm kömmt es zu, ihr zu folgen.

Der Styl überhaupt kann periodisch oder zerschnitten seyn.

Der periodische ist derjenige Styl, worinn die Sätze oder die Redensarten entweder durch den Verstand selber oder durch Konjunktionen mit einander verknüpft sind.

Der zerschnittene ist derjenige Styl, dessen Theile alle unabhängig und ohne gegenseitige Verbindungen sind. Man sehe hier ein Exempel.

Wenn der Herr von Turenne nur zu schlagen und zu siegen gewußt hätte; wenn seine Seele nicht über die menschlichen Tugenden erhaben gewesen wäre; wenn seine

Tapfer-

Tapferkeit und seine Klugheit nicht von dem Geiste der Aufrichtigkeit und der Menschenliebe beseelet worden wären: so würde ich ihm den Rang der Fabier und der Scipionen geben. Dieß ist ein Periode der vier Glieder hat, wovon der Verstand noch nicht geendiget ist: Wenn der Herr von Turenne zu schlagen und zu siegen gewußt hätte, etc. Dieser Sinn ist unvollständig, weil die Konjunktion wenn wenigstens ein zweytes Glied verspricht: folglich ist der Styl hier periodisch. Will man ihn zerschneiden, so darf man nur die Konjunktion wegnehmen. Der Herr von Turenne hat mehr gewußt, als zu schlagen und zu siegen. Er hat sich über die menschlichen Tugenden empor geschwungen. Seine Tapferkeit und seine Klugheit wurden von dem Geiste der Aufrichtigkeit und der Menschenliebe beseelt. Er ist weit über die Fabier und Scipionen erhaben. Oder wenn man ein anderes Exempel will. Der Große gebe von den Einkünften seiner Aemter; der Kriegesmann gebe von seinem Solde; der Kaufmann gebe von seinem Handel; der Künstler gebe von seiner Hände Werk; der Lehrer opfre von dem, was ihm Fleiß und Nachsinnen einbringet; der

Jüngling gebe von seinen Vergnügungen; ein irdisch gesinntes Frauenzimmer gebe von seinem Schmucke; die Sünderinn gebe ihr Glas mit köstlicher Salbe, welches zu unheiligem Gebrauche bestimmt war; der Einwohner dieser Provinzen gebe von seinem Erbtheile; der Flüchtling gebe was er von dem Reste seines zerschmetterten Schiffes gesammelt, und zünde davon dem Gotte, der ihn aus dem Schiffbruche errettet, ein Feuer zum Opfer an.

Saurins Predigten, aus dem Franz. übers. 1. Th. 8. Predigt.

Man kann also den Perioden als einen Gedanken beschreiben, der aus mehrern Gedanken zusammengesetzt ist, deren jeder einen unvollendeten Verstand hat, bis zu einem letzten Ruhepunkte, der ihnen allen gemein ist.

Jeder von diesen Gedanken besonders genommen, heißt ein Glied des Perioden.

Wann nur zwey derselben vorhanden sind, so ist es ein Periode von zwey Gliedern; wann drey vorhanden sind, so ist es einer von drey Gliedern; wann vier vorhanden sind, so ist es einer von vier Gliedern: allein wann mehr als vier vorhanden sind, so ist es kein Periode mehr, sondern eine periodische Rede. Eben so, wann

nur ein einziges Glied da ist, es habe einen so guten Numerus, als es wolle, so ist dieß nicht eigentlich ein Periode, ob ihm gleich viele Schriftsteller diesen Namen gegeben haben.

Zuweilen sind die Glieder des Perioden aus andern Stücken zusammengesetzt, die man Zwischensätze, Einschaltungsstücke nennt; dergleichen eingeschaltete Stücke dienen dazu, den Gedanken zu nähren, zu verstärken, zu erweitern: Gott ziehet, wann es sein Wille ist, aus dem Schatze seiner Vorsehung erhabene Geister hervor ꝛc. Wann es sein Wille ist, ist eine Einschaltung. Es ist genug einen Begriff hievon zu haben; alle Lehren, die man hierüber häuft, sind verlorene Unkosten.

Eben so verhält es sich auch mit den Regeln über die Glieder des Perioden. Es ist genug, wenn man weiß, daß, wenn sie zu kurz sind, sie keine Haltung haben; daß, wenn sie zu lang sind, ihnen die Bewegung fehlt; daß die Schlußfälle eines jeden Gliedes mit einiger Anmuth begleitet seyn müssen, und daß der Schluß des letztern Gliedes mehr als die übrigen davon besitzen muß; und endlich daß die Gedanken ohne Zwang hineingebracht werden und dergestalt auf einander folgen müssen, daß in der Fortschrei-

tung die letztern allezeit etwas zu den vorhergehenden hinzuthun.

Der periodische Styl hat einen doppelten Vortheil vor dem zerschnittenen Styl: erstlich ist er harmonischer; zweytens erhält er den Geist in der Erwartung. So bald der Periode angefangen wird, läßt sich der Geist des Zuhörers ein, und ist genöthigt dem Redner bis an das Punkt zu folgen: sonst verliert er die Frucht der Aufmerksamkeit, die er den ersten Worten geschenket hat. Diese Erwartung ist dem Zuhörer sehr angenehm, sie erhält ihn immer aufgeweckt und im Athem.

Der zerschnittene Styl hat mehr Lebhaftigkeit und Schimmer. Man gebraucht sie alle beide wechselsweise, nach dem es die Materie erfodert. Neque ſemper utendum eſt perpetuitate, et quaſi converſione verborum; ſed ſæpe carpenda membris minutioribus oratio eſt. Die Mannichfaltigkeit, die in allen Dingen nöthig ist, ist es in der Rede noch mehr als irgend wo. Man muß sich vor der Monotonie des Styls in acht nehmen und

Die Strenge mit Gelindigkeit
Und mit dem Scherz den Ernst vermählen.

XII. Ka-

XII. Kapitel.

Daß die Wahrheit, die Deutlichkeit, die Stärke, mit einem Worte, die Naivität der Rede mehrentheils von der natürlichen Anordnung der Worte entstehe.

Die Naivität schließt die Wahrheit, die Richtigkeit, die Klarheit in sich; sie giebt der Schreibart Wärme, Kraft, und Nerven; sie enthält alle Schönheiten und bedeckt fast alle Fehler. Sie macht, daß die Rede uns beredet und überzeugt, uns die Gegenstände als lebendig und beseelt vor Augen stellt, und uns durch unsichtbare Bande an sie fesselt. Mit einem Worte: Die Naivität giebt eben so wohl Stärke, als Anmuth. Wir wollen in diesem Kapitel zeigen, daß sie vornehmlich von der Anordnung der Worte abhängt.

Der verschiedene Gebrauch, den man von dem Worte Naivität macht, muß uns hier nicht im geringsten irre machen. Man darf nur einen Unterschied festsetzen unter der Naivität und unter einer Naivität.

Was man eine Naivität nennt ist ein Gedanke, ein Ausbruch der Einbildungskraft, eine Empfindung die uns wider unsern Willen entfährt,

fährt, und die uns selber Schaden thun kann. Sie ist ein Ausdruck der Leichtsinnigkeit, der Lebhaftigkeit, der Unwissenheit, des Unverstandes, der Schwachheit, und oft aller dieser Eigenschaften zugleich. So war die Antwort, die jene Frau ihrem sterbenden Manne gab, als er ihr einen andern zur Ehe vorschlug: Höre, nimm dir den Menschen, er wird sich gut für dich schicken. Ach! sagte die Frau, ich dachte auch eben dran.

Die Naivität hingegen ist die Sprache der Freyheit, der Aufrichtigkeit, der edlen Einfalt.

Bey einer Naivität ist weder Ueberlegung, noch Arbeit, noch Fleiß. In der naiven Rede ist alles dieses; aber es ist nicht darinn zu sehen. Gedanke, Wendung, Worte, alles scheint ohne Kunst aus der Materie selbst entsprungen zu seyn. Man hat gesucht, geprüft, gewählt; aber man hat nur das genommen, was aus dem Stoff und aus den Umständen hervorzufallen schien.

Eine Naivität kömmt nur einem Narren zu, der redet, ohne gewiß zu seyn was er redet. Die Naivität ist das Vorrecht großer Geister, wahrer Talente, Dichter und Redner vom ersten Range, die gemacht sind, die Stimme der Natur

tur deutlich zu vernehmen, und getreulich auszudrücken.

Da diese Naivität nur in einer zarten Schattirung besteht, und also ziemlich schwer zu fassen ist: so wollen wir sie mit den angränzenden Schattirungen vorstellen und die Begriffe von beiden durch Exempel festsetzen, die einleuchtend seyn und von einander abstechen sollen.

Es lassen sich vier Arten von Gedanken in den Werken des Geschmacks unterscheiden: einige nenne ich naive Gedanken, andere natürliche; noch andere gesuchte; und endlich die letzten gezwungene Gedanken.

Die ersten erwachsen aus dem Stoffe und scheinen von selbst daraus hervor zu keimen. Die von der zweyten Art liegen auch in dem Stoffe, aber sie bedürfen einiger Hülfe, um auszubrecken. Die von der dritten Art erfodern Mühe; sie gehören halb dem Autor und halb dem Stoffe zu. Was endlich die gezwungenen anbetrifft, so sind sie wider Willen des Stoffes und durch eine Art von Gewalt, die ihr der Autor angethan hat, zum Vorscheine gekommen.

Man sehe hier die Rede die Livius dem Mucius Scävola in den Mund legt, indem er mit dem Porsenna spricht, den er hatte ermorden

wollen, um durch seinen Tod Rom zu befreyen, welches in der äußersten Gefahr war.

„Ich bin ein Römischer Bürger: Mucius ist „mein Name. Ich kam als Feind, meinen „Feind umzubringen. Auch habe ich eben so „viel Muth zum Tode, als ich Muth zum Töd„ten hatte. Schwere Dinge zu thun, und „schwere zu leiden steht einem Römer an.“ Romanus sum, inquit, civis: C. Mucium vocant. Hostis hostem occidere volui. Nec ad mortem minus animi est, quam fuit ad necem. Et facere et pati fortia Romanum est.

Den ersten Gedanken: Ich bin ein Römischer Bürger: Mucius ist mein Name, kann man einen naiven Gedanken nennen. Nichts ist einfältiger und zugleich erhabener. „Ich „fürchte nicht zu bekennen wer ich bin. Ihr „hasset die Römer, ihr wollt sie vertilgen: ich „bin einer von ihnen; wenn ihr daran zweifelt, „so erkundiget euch: ich heiße Mucius.“

Ich wollte meinen Feind erwürgen. Auch dieser wäre noch naiv, wenn er im Lateinischen so stünde, wie man ihn hier im Deutschen vorstellt; aber Livius bringt einen Gegensatz hinein: Hostis hostem occidere volui: Mucius hat ohne Zweifel so reden können; folglich ist es natürlich. Indessen sieht man hier

doch

doch ein wenig mehr Kunst, als in dem vorhergehenden.

„Ich habe eben so viel Muth zum Tode, „als ich Muth zum Tödten hatte.“ Der Stoff verwirft diesen Gedanken gewiß nicht. Allein man stelle sich einen wilden Soldaten vor, wie Mucius, in einer so rauhen Zeit, als die war, worinn er lebte, wo, selbst nach dem Livius, die beredtesten Männer, wie Menenius Agrippa, durch Fabeln redeten, prisco illo et horrido modo; außerdem, diesen braven Wilden in den allererschrecklichsten Umständen: kann man wohl glauben, daß er mit so vieler Stärke drey Antithesen hinter einander habe zusammendrängen können? Hostis hostem; nec minus ad mortem, quam ad necem; et facere et pati. Der Geschichtschreiber geht hier wenigstens mit seinem Helden um die Hälfte. Dieß ist ein wenig gesucht.

Was soll man aber zu dem vierten Gedanken sagen: Et facere et pati fortia Romanum est: Schwere Dinge zu thun und schwere zu leiden steht einem Römer an? Er ist schön, er ist edel, er ist erhaben, das ist wahr. Allein in dem Munde des Mucius, hat er ein falsches Licht, und macht ein Aufsehen, das nach Praleren schmeckt. Ueberdem ist es eine Art

von

von Spruchrede, ein allgemeiner Satz, der weit besser klingt in dem Munde eines Redners aus dem Jahrhunderte des Plinius, als in dem Munde eines Soldaten aus den Zeiten des Brutus, wo man, wie Salustius sagt, die Kunst gut zu reden verabsäumete, und an nichts weiter dachte, als gut zu handeln. Warum gab ihn uns Livius nicht, als käme er von ihm selber? Warum suchte er keine andere Stelle für ihn? Denn man merkt es wohl, er hat ihn nicht gern wollen umkommen lassen. Wir bewundern den Livius so sehr, wie irgend ein anderer, wir bewundern seine Stärke, seine gedrängten, lebhaften, kühnen Züge; aber wir bewundern noch weit mehr die nachdrückliche Naivität Virgils, der, so Poet er auch ist, weit einfältiger und wahrer in den Reden ist, die er seine Helden halten läßt. Man urtheile davon aus den Reden der Dido, des Aeneas, des Evanders, des Turnus. Wir wollen nur die vom Nisus anführen, als er seinen Freund Euryalus unter den Händen der Rutuler sieht, die ihm das Leben nehmen wollen:

Me me! adsum qui feci! in me convertite ferrum,
O Rutuli! mea fraus omnis, nihil iste, nec ausus,
Nec potuit: coelum hoc et conscia sidera testor;
Tantum infelicem nimium dilexit amicum.

„Mich,

„Mich, mich! ich bin der Thäter! auf mich das „Schwerdt, ihr Rutuler! mein ist die ganze „Schuld! Dieser hat nichts gethan, ach! er „konnte auch nichts thun! ich nehme den Him„mel über uns zum Zeugen, und die Sterne, „die es wissen; nur mich Unglücklichen, mich „hat er allzusehr geliebt.“ Dieß ist die ganze Rede des Nisus. Sie ist naiv von einem Ende bis zum andern: sie ist der bloße Ausdruck der Empfindung. Er sieht seinen Freund in dem Augenblicke, da er erwürgt werden soll; er will den Streich auf sich selber ziehn: daher wiederholt er so oft mich, mich! ich bin der Thäter! auf mich! Er apostrophirt die Rutuler, ihre Aufmerksamkeit desto mehr auf sich zu ziehn. Er nimmt das ganze Verbrechen auf sich: mein ist die Schuld. Er beweist mit einem einzigen Worte, daß sein Freund nichts gethan habe. Sein Beweis ist, daß er nichts habe thun können. Er schwört bey dem Himmel, den er mit der Hand zeigt, coelum hoc. Und endlich klagt er schmerzlich, daß sein Freund ihn zu sehr geliebt habe. Man denkt nicht an den Virgil, noch an seinen Witz, noch an seinen Ausdruck. Man denkt nur an den Nisus, man sieht ihn hervorstürzen, man hört sein Geschrey, man sieht seine Geberden in seiner Verzweifelung.

Hier ist nichts Gesuchtes, nichts Erzwungenes. Alles ist nicht nur natürlich, sondern auch von einer solchen Leichtigkeit, von einer solchen Wärme, von einem solchen anscheinenden Leben, als sich nur bey der Wahrheit findet, und welches wir Naivität nennen.

Man werfe die Augen auf die unvergleichlichen Gemälde des Le-Sueur: auch hier w.rd man diese Naivität finden, von der wir reden. Man wird hier nicht die schimmerreichen, die starkangelegten Züge sehn, nicht das kunstverrathende Kolorit, nicht das flatternde Gewand, womit einige andere Maler ihre Figuren überladen haben. Alles ist hier simpel, frey, aufrichtig; alles trägt den Charakter an sich, den die Kunst nicht beschreiben kann, noch die Meister lehren, noch die Rivale sich einander abstehlen können, der aber alle bezaubert, die Geist und Augen haben.

Dieser Charakter findet sich sowohl in den Reden, als in den Gemälden. Und wenn die Worte und Redensarten in geschickten Händen sind, so haben sie dort nicht weniger Biegsamkeit und Nachdruck, als die Züge und Farben des Malers. Dieses läßt sich aus dem Homer abnehmen, der vom Anfange bis zum Ende naiv ist, aus dem Virgil, aus dem Cicero, aus dem

Katull und denjenigen unter den Neuern, die ihren Fußtapfen gefolget sind.

Diese Beobachtung ist nicht neu, die ganze Welt hat sie schon lange vorher gemacht; aber niemand, glaube ich, hat einen Versuch gemacht zu erklären, worinn dieser Charakter der Naivität eigentlich bestehe.

Die Kunst der Alten ist ganz in ihren Werken zu sehn. Bey genauer Untersuchung findet man, daß ihr ganzes Geheimniß, in Ansehung des Ausdrucks, auf drey Stücke gegründet ist: auf die Kürze der Zeichen, auf die Art sie zu stellen, und auf die Weise sie mit einander zu verbinden.

Wir haben bereits von dem Verdienst und der Wirkung der Kürze geredet *). Hier reden wir nur von der Anordnung der Worte.

Es herrscht nothwendig eine gewisse Ordnung in unsern Begriffen. Sobald wir handeln, setzen wir uns einen einzigen Gegenstand vor, der der Mittelpunkt aller unserer Bewegungen ist, der uns durch sich selbst und für uns selbst beschäfftiget. Und wenn andre Gegenstände vorhanden sind, die uns zu gleicher Zeit beschäfftigen, so geschieht es nur in Beziehung auf diesen erstern.

Dieser

*) Seite 70.

Dieser Gegenstand wird der Hauptgegenstand genannt; und der Begriff, der ihn vorstellt, wird eben so wie er, der Hauptbegriff genannt. Diejenigen Begriffe, die nur solche Gegenstände vorstellen, die dem ersten untergeordnet sind, werden Nebenbegriffe genannt, und ihre Verrichtung ist gänzlich dem Hauptbegriffe untergeordnet, zu dem sie von Rechts wegen gehören, und ohne welchen sie sich keinesweges im Verstande befinden würden. Hieraus schließen wir, daß die Richtigkeit, die Wahrheit, die Stärke, mit einem Wort die Naivität der Rede erfodert, daß der Hauptgegenstand an der Spitze erscheine, und die andern nach dem Grade ihres Antheils an demselben gestellt werden. Was würde man wohl von einem Menschen sagen, der in seinem Gemälde die herrschende Person bedeckte, vertiefte, durch andre Personen verdunkeln ließe? Die Maler unterlassen niemals, ihren Held an den allerscheinbarsten Ort zu stellen, damit er zuerst aller Augen auf sich ziehe. Hierauf lassen sie die übrigen untergeordneten Figuren mit ihm gruppiren; dergestalt, daß sich die Aufmerksamkeit des Zuschauers von dem Mittelpunkt aus nach und nach über alle übrigen Gegenstände rund umher gleichsam als in so viel Zweige ausbreite, wovon die vornehmste Person

der

der Stamm ist. Dieß ist eine Regel für alle diejenigen, die es unternehmen die Herzen zu rühren und auf die Einbildungskraft zu wirken. Der Maler und der Redner haben einerley Gesetz. Wann ein Bürger sein Leben in Gefahr, oder seine Wohnung in Feuer sieht, macht er alsdann einen Perioden? sagt er: Meine Herren, ich bitte Sie, mich aus der Gefahr zu reißen, worinn ich mich befinde, mein Leben, oder mein Haus zu verlieren? Er belästigt seine Sprache nicht mit dergleichen unnützen Ideen, die zu seinem Endzwecke nichts beytragen. Die Natur selbst schreyet hier Feuer! Gewalt! in diesem einzigen Worte ist alles gesagt. Die Nebenbegriffe werden von selbst kommen, oder werden auch gar nicht kommen.

Diese Anordnung ist ein sehr deutliches Beyspiel von dem, was die Natur bey oratorischen Reden erfodert. Sie redet hier freylich nicht so heftig, weil die Noth nicht so dringend ist. Indessen wann der Redner weiß, wie er sie sprechen lassen muß, so wird sie sich allezeit in eben derselben Ordnung ausdrücken. Laßt uns den Flechier hören, wie er eine sterbende Prinzessinn reden läßt: „Das Licht meiner Augen verlischt; eine Wolke sonder Ende erhebt sich

„zwischen mir und der Welt. Ich sterbe; „ich verliere mich unvermerkt von mir sel„ber. Trauriger Augenblick! Endliches „Schicksal meiner abgematteten Jugend!

Man kann diesen Perioden nicht so handgreiflich analysiren, als die Rede des Bürgers, der Feuer schreyt; indessen wenn es geschehen seyn wird, so wird er eben dasselbe Principium deutlich vor Augen stellen.

Es redet hier eine sterbende Person. Alle ihre Worte, wenn sie sich ordnen, ordnen sich von selber, und müssen folglich alle nach der Ordnung der Gedanken und der Empfindungen, die sie ausdrücken, gestellt seyn. Sie sind von dem Redner so glücklich gewählt worden, daß die Französische Sprache, ohngeachtet der Schwierigkeit die sie hat, der natürlichen Ordnung der Gedanken zu folgen, sich doch bey dieser Gelegenheit nicht rebellisch bewiesen hat. Die Deutsche, die noch biegsamer in ihren Wortfügungen ist, hat hier dem Autor ohne allen Zwang nachgehen können.

Die natürliche Ordnung *) erfodert, daß der rührende Gegenstand an der Spitze stehe: Das Licht meiner Augen —— eine Wolke sonder

*) Man sehe am Ende die Grundsätze der Uebersetzungskunst.

der Ende —— Auf diese Gegenstände hat die sterbende Prinzessinn ihre Aufmerksamkeit gerichtet, und hierauf will sie also, daß die Personen, mit denen sie redet, die ihrige gleichfalls richten sollen. Für diese Gegenstände sind beide Redensarten gemacht. Die Zeitwörter die nach ihnen folgen, sind nur nähere Bestimmungen, die den Sinn vollenden und ihm seine metaphysische und grammatikalische Bildung geben; aber sie sind nicht der Gegenstand, der die Einbildungskraft der redenden Person rührt: Das Licht meiner Augen —— verlischt. Eine Wolke sonder Ende —— erhebt sich.

Eben so verhält es sich mit diesen beiden Gliedern: Ich sterbe; ich verliere mich unvermerkt von mir selber. Hier ist der wichtigste Gegenstand das Zeitwort selbst; die Prinzessinn will die Handlung selber, die jetzt geschieht, vor Augen stellen: ich sterbe, ich verliere mich; und das Uebrige der Redensart ist nur da, die Art und Weise davon auszudrücken. Endlich in dem doppelten Ausruf: trauriger Augenblick! endliches Schicksal meiner abgematteten Jugend! hielt die redende Person nicht für nöthig, ein Zeitwort hinzu zu thun, weil der vorgestellte Gegenstand sich selbst genugsam erklärt, und, da er mehr Hitze als Licht

bey sich führt, nicht sowohl der Worte als der Wendung bedurfte.

Weil es aber bey dergleichen Materien nicht genug ist das Beyspel des Guten zu zeigen, sondern man auch ein Beyspiel vom Gegentheile bey der Hand haben muß, um den Unterschied desto einleuchtender zu machen: so laßt uns eben dieselben Gedanken nehmen: Der Tod verlöscht das Licht meiner Augen; er zieht zwischen mir und der Welt eine Wolke auf, die sonder Ende ist; ich habe meine Laufbahn vollendet; eine unbekannte Gewalt raubet mich mir selber. Wie ist dieser Augenblick so traurig! Sehet, dieses ist das Ende einer in Schwachheit zugebrachten Jugend! Ein gewöhnlicher Redner wäre mit diesem Ausdrucke zufrieden gewesen: er ist leicht, natürlich, und körnicht genug. Aber man lese den ersten noch einmal, man wird den Unterschied bald wahrnehmen, und bey näherer Untersuchung sehn, daß er daher kömmt, weil bey der letztern Leseart die Zeichen mehr nach dem Bedürfnisse der Sprache, als nach den Gesetzen der Natur gestellt sind; anstatt daß bey der erstern die Natur allein die Anordnung gemacht zu haben schien.

Die Natur, die ihre Regeln hat, nach welchen sie die Worte untereinander geordnet wissen

will, hat eben dieselben Regeln für die Anordnung der Glieder eines Perioden, und der Perioden in einer Rede. Man kann hier von dem Kleinen auf das Große und von dem Großen auf das Kleine schließen. Es findet sich die Naivität eben so wohl in der Eintheilung einer Rede, als in einem einzelnen Zwischenworte. Man empfindet es leicht, wenn eine Eintheilung bloß natürlich ist; aber man giebt ihr einen andern Namen, man nennt sie glücklich, wenn sie naiv ist, das will sagen, wenn sie mehr aus dem Stoffe plötzlich entsprungen, als durch Nachdenken hervorgebracht zu seyn scheint.

Die Naivität, die eine gewisse Anordnung der Gegenstände nach den Absichten dessen verlangt, der da redet, will auch haben, daß diese Gegenstände unter einander auf das genaueste verknüpft seyn sollen.

Sie will zuerst, daß derjenige, der sich einmal als regierend gezeigt hat, allezeit so erscheine, so lange die Rede von ihm ist: Servetur ad imum qualis ab incepto processerit. Oft glaubt ein Schriftsteller Geschicklichkeit zu zeigen, wenn er künstlich einen andern Gegenstand unterschiebt. Allein so bald es wirklich nicht mehr derselbe ist, so verliert der Geist des Lesers die Spur; der Weg den er gieng, verläßt

ihn; er wird stutzig, mehr oder weniger, nachdem die Abweichung groß ist. Zum Exempel, ein gewisser Skribent sagt zuerst, indem er vom Geschmacke handelt: Der Geschmack schränkt sich nicht bloß auf die Kenntniß der Werke des Witzes ein: und wenn er sich darauf einschränkte, dürfte man wohl die ganze Jugend auf die Erlernung der schönen Wissenschaften wenden? Unmittelbar darauf setzt er hinzu: Diejenigen, welche sie besser gekannt, haben davon ganz anders geurtheilt: sie haben sie ꝛc. In den ersten Redensarten sprach man vom Geschmacke. Dieß war der Stoff, von dem man handelte; und in den beiden letztern spricht man von den schönen Wissenschaften. Der Geist wird wider seinen Willen nach einem andern Gegenstande hingerissen, zu einer Zeit, da er sich noch gänzlich mit dem erstern beschäfftigte.

Die Natur verlangt also, daß alle Theile einer Rede, die kleinen sowohl als die großen, eben so mit einander verbunden seyn sollen, wie sie in einem natürlichen Ganzen verbunden sind. Dieß ist die wahre Verbindung, und es giebt fast keine andere als diese. Man sieht das Beyspiel davon an einem Baume: Frucht, Blüthe, Blätter, Zweige, Stamm, alles ist eines.

nes. Eben so giebt es einen geraden Stamm für die Begriffe und für die Worte. Dieser enthält alle Rechte und alle Vorrechte der Natur. Alles was von der Nebenlinie ist, oder was nur durch eine künstliche Einpfropfung damit zusammenhängt, ist beynahe fremde in einer Rede, und wird von denen dafür angesehn, die davon zu urtheilen im Stande sind.

Dieses macht die Uebergänge denen Leuten so schwer, die von ihrer Materie nicht Meister sind, die sie nicht genug durchgedacht haben, um alle ihre Theile und Gelenke zu kennen. Sie wollen die Materie lenken, weil sie ihr nicht folgen können, und aus Mangel eines vermittelnden Stückes, das zur Verknüpfung dienen könnte, fügen sie Theile zusammen, die nicht dazu geschnitten sind, sich zu passen. Daher kommen die künstlichen Uebergänge, die verkehrten Wendungen, die gebraucht werden eine Lücke zu bedecken, eine Narbe zu ziehn, und diejenigen zu betriegen, die von der Festigkeit eines Gebäudes aus seiner Tünche urtheilen.

Man gehe die Werke berühmter Skribenten durch, man wird hier keine erschlichene Wendungen sehn. Die Materie entwickelt sich von selber; alles folgt ungezwungen aufeinander; und wann sie über einen Punkt gesagt haben, was

darüber zu sagen war, so gehen sie zu einem andern über, ungekünstelt und mit einer Art von Aufrichtigkeit, die dem Leser weit angenehmer ist, als alle die Spitzfindigkeiten, die einen kleinen Geist, oder wenigstens einen allzumüßigen Skribenten verrathen.

Die Naivität schließt die Hitze, den Nachdruck, die Lebhaftigkeit, als Zweige der Untereintheilung in sich. So bald die Gedanken in wenig Worten und in der schicklichsten Ordnung gesagt werden, so haben sie ein Feuer, ein allgewaltiges Licht, das zugleich erleuchtet und erhitzt. Sie haben alsdann diejenige Kraft, welche die Redner einem Wurfpfeile vergleichen, der gerade herabgeschleudert wird, den schnellen Fluß, der den Zuhörer mit sich fortreißt. Mit einem Worte, sie haben diejenigen Ausdrücke, diejenigen einzigen Wendungen, die die höchste Vollkommenheit der Redekunst ausmachen. Wenn der Worte hingegen zu viel sind, oder wenn sie anders geordnet sind, als die Begriffe, so wird die Rede matt, frostig, langweilig.

XIII. Kapi-

XIII. Kapitel.

Von den übrigen Eigenschaften der Schreibart.

Man sagt die Schreibart ist rein, sie ist gleich, sie ist gedrungen, stark, zierlich, hart, holpericht, schwülstig, matt ꝛc. Sollte es wohl unnütz seyn, wenn wir jungen Leuten behülflich wären, sich von diesen verschiedenen Eigenschaften der Schreibart einen richtigen Begriff zu machen?

Sie ist rein, wenn sie weder Barbarismen in den Worten, noch Solöcismen in den Wendungen besitzt; wenn alles so gesagt wird, wie es von Leuten gesagt werden muß, die ihre Sprache gut zu reden wissen; wenn sie sprachrichtig ist, ohne pedantisch zu seyn.

Sie ist gleich, wenn sie bloß einerley Farbe besitzt, oder nur durch unmerkliche Schattirungen abgeändert wird, ohne hervorstechende Figuren, Ausdrücke, Gedanken: intexto vestibus colore.

Sie ist voll und gedrungen, wenn die Gedanken auf einander folgen und sich berühren, ohne sich auszudehnen, und aus einander zu begeben; wenn sie sich fest zusammenschließen, die

Glieder zu verstärken und die Kräfte zu verdoppeln.

Sie ist hart und holpericht, wenn die Gedanken nicht aus einander entstehn; wenn sie durch Unterdrückung der vermittelnden Begriffe zusammenstoßen und gleichsam von einander abprallen; wenn die Metaphern zu hart oder zu häufig sind; wenn die Glieder der Perioden mehr hingeworfen, als in Ordnung gestellt werden; und endlich wenn die Gesetze des Numerus zu oft gebrochen sind, und das Ohr durch Mangel an Harmonie beleidiget wird.

Sie ist matt, weitschweifig, wässericht, wenn sie mehr Worte hat, als zu den Gedanken nöthig sind; wenn einerley Begriffe mit solchen Zusätzen wiederkommen, die gar zu unmerklich sind; wenn man alles sagt, was zu verstehen war, ohne gesagt zu werden: daß heißt mit einem Worte, wenn man in den Verstand seiner Leser ein Mißtrauen zu setzen scheint.

Sie ist hingegen feurig, wenn man nicht mehr als das nothwendigste vorstellt; wenn man alles unnütze unterdrückt, und zu neuen Begriffen unerwartete Ausdrücke nimmt.

Sie ist fein, wenn man zu gewählten, zu ausgesuchten Gedanken einen leichten und natürlichen Ausdruck hinzuthut. Sie ist gesucht, wenn

wenn man zu gewöhnlichen Gedanken einen weither gesuchten Ausdruck gebraucht.

Sie ist schwülstig, wenn die Ausdrücke grösser sind, als die Begriffe, oder die Begriffe grösser, als die Dinge selbst.

Sie ist zierlich, wenn sie das, was sie sagt, deutlich, leicht und vornehmlich kurz sagt, mit dem eigenthümlichen Worte, mit der Wendung, die die einzige in ihrer Art ist.

Sie ist blühend, glänzend, nicht, wenn alle Worte lauter Bluhmen sind, sondern wenn die Rede, nach der Beschreibung des Dionysius von Halikarnaß, einen leichten und hurtigen Gang hat, wenn die Worte sich gleichsam jagen, sich einandern anziehn durch gewisse sanfte Verbindungen, durch eine gewisse Melodie, die sie vereinigt und aus vielen Worten nur ein einziges zu machen scheint. Eben dieser Rhetor vergleicht sie einem klaren und lebendigen Wasser, das unaufhörlich und immer mit gleicher Leichtigkeit fließt; einem seidenen Gewebe, das lauter sanfte Schattirungen sehen läßt; einem glänzenden Gemälde, dessen Farben mit Verstande gemischt, vertrieben, abgesetzt sind. Alle Ausdrücke, die man hier gebraucht, sind ausgefeilt, sind wohlklingend, sind reizend, haben ein frisches, jugendliches Ansehn. Alles ist hier abge-

abgemessen und abgezirkelt. Die Glieder der Perioden verknüpfen sich, ohne sich zu vermischen, haben einen Zusammenklang, ohne einen Gleichlaut zu haben, werden nach einer Stufenfolge gesetzt, um zuletzt einen Fall zu erhalten, der dem Ohre Vergnügen macht; ihre mannichfaltigen Schlußfälle werden von Ferne vorbereitet und gleichsam nach dem Takte herbeygeführt. Die Perioden selbst scheinen aus dem Gewebe des Textes hervorzugehn, um mehr Aufsehen zu machen und größere Wirkung zu thun. Hier findet man keine veralterten Worte oder Figuren, nichts plumpes, nichts hartes, nichts schleppendes; alles ist hier zart, fein, reizend, schimmernd; alles ist gemacht dem Ohre zu schmeicheln und den Geist zu täuschen.

Eben dieser Autor beschreibt die nervichte, die männliche Schreibart ungefähr auf folgende Weise: In der strengen, der ernsthaften Schreibart werden alle Worte gleichsam auf einen festen und breiten Grund gestellt, welches der Gedanke ist. Man möchte sagen, sie wären mit Fleiß von einander abgesondert, um desto sichtbarer zu seyn, wie Felsenspitzen, die man von weitem erblickt. Vokale und Konsonanten stoßen hier oft zusammen und springen von einander ab. Die Worte sind hier wie rohe und unbehauene

Steine,

Steine, die man bey großen Gebäuden in den Grund wirft. Dieser Styl geht mit großen Schritten, bedient sich langer und schwerfälliger Worte, und fürchtet nichts so sehr, als leichtfließende Sylben, die er nur gebraucht, wenn ihm andre fehlen. Dieß ist sein System in Ansehung der Worte. Er beobachtet eben dasselbe bey den Redensarten: er wählt keinen andern als einen starken und kraftvollen Numerus; er bekümmert sich nicht darum, ob er gleich, ob er symmetrisch ist, ob er gesteigert wird, wenn er nur natürlich und ungezwungen ist, und mehr einen gewaltigen Streich zu führen, als zu gefallen gemacht ist. Er denkt wenig an einen harmonischen Gang der Perioden; dergleichen gebraucht er nur von ungefähr, und weil sie sich von selbst so geordnet haben. Man wird nicht sehen, daß er Worte hinzuthut der Redensart ihre Ründung zu geben und den Numerus voll zu machen. Hier giebt es keine glänzenden Schlußfälle, die Beyfall suchen und erhalten; keine anhaltenden Figuren, keine vorbereiteten Uebergänge, keine künstlichen Verbindungen, keine Bluhmen, keinen Putz. Der Styl ist oft rauh, holpericht, ungestaltet, mit nichts geschmückt, als mit seiner Freyheit und Offenherzigkeit.

Zwi-

Zwischen diesen beiden letzten Gattungen ist es leicht, sich viele Mittelstraßen zu denken, die einer von beiden Gränzen mehr oder weniger nahe kommen. Ein vollkommener Redner bringt bey Verfertigung seiner Rede alle Farben seines Stoffes an; er beschäfftigt sich in seiner Begeisterung nicht damit, wie er die Härte der Sylben, das Gähnen der Vokale, den Zusammenstoß der Konsonanten vermeiden will; er denkt nicht auf künstliche Schlußfälle, auf eine symmetrische Stufenfolge des Numerus; er schreibt mit Hitze, mit Gewalt, mit Ungestüm, er gleicht einer Quelle, die aus voller Urne strömt. Alsdann erst, wann er zu seiner Arbeit aufs neue zurückkehrt, treibt er die Sorgfalt bis auf die allerkleinsten Stücke. Alsdenn denkt er auf die Verbesserung der Fehler; alsdann schafft er die Zweydeutigkeiten hinweg, giebt den dunkeln Stellen mehr Licht, schneidet das Ueberflüßige ab, macht die Ungleichheiten eben, stellt die Sprachrichtigkeit her. Bisweilen thut er noch mehr: er unterdrückt Schönheiten, die an der Stelle, wo sie stehn, zu vielen Glanz haben würden; er verwandelt ein Gleichniß in eine Metapher, die Schreibart dichter zusammen zu pressen; er schwächt ein starkes Wort, er löscht ein Bild aus, er nimmt eine Figur weg; er verstümmelt

der

den Perioden, den Numerus, die Symmetrie, um desto wahrer zu scheinen, und das Ohr durch einen Sturz, durch einen übereilten Sprung aufzuwecken; er läßt so gar kleine Unrichtigkeiten stehn, die der Kritik zur Nahrung dienen können, wobey sich aber Leute von Geschmack nicht aufhalten werden. Warum dieses? weil er weiß, daß die höchste Stufe der Vollkommenheit in jeder nachahmenden Kunst diese ist, daß der Künstler ganz verschwinde, und nichts sehen lasse, als die Natur, die allein das Recht hat zu rühren, zu gefallen, zu überzeugen.

XIV. Kapitel.

Art und Weise sich den Styl zu formiren.

Wir schließen diesen Artikel damit, daß wir noch ein Paar Worte über die Art hinzuthun, wie man seinen Styl formiren kann.

Man muß, wie jedermann weiß, viel lesen, und zwar die besten Schriftsteller lesen; hiernächst muß man selber schreiben; Cicero sagt, daß die Feder in diesem Stücke der beste Lehrmeister sey: Stylus optimus dicendi Magister; drittens muß man nachahmen. Ich will mich bloß bey diesem letzten Punkte aufhalten.

Die Art wie man es anfängt sich den Styl durch Nachahmung zu bilden, scheint wenigen Nutzen zu versprechen. Man legt dem jungen Skribenten ein Stück aus dem Cicero oder aus einem andern berühmten Autor vor, wovon er Wendung und Wortfügung auf einen andern Gedanken, den man ihm einzukleiden giebt, hinübertragen soll. Allein dieser Gedanke ist von dem Gedanken des Cicero verschieden, folglich wird man ihm ein Kleid geben, das ihm nicht angemessen ist. Man sieht leicht, was hieraus entstehen muß.

Man hat bemerket, daß junge Leute, so oft sie nachahmen, ihr eigenes Werk mehr verunstalten, als verschönern. Sie nehmen allemal zu viel oder zu wenig. Selten haben sie einen Magen, der es machen könnte wie die Biene, die aus Rosen, Klee und Lilien einen Saft zieht, woraus sie einen andern Saft zusammensetzt, der von dem ausgezogenen ganz verschieden ist. Ungeschickte Nachahmer geben die Rose, den Klee, die Lilien so wieder, wie sie sie gefunden haben, nur mit dem Unterschiede, daß diese Bluhmen unter ihren Händen verwelket sind.

Mag man ihnen doch, um ihnen die grammatischen Wendungen zu zeigen, eine gewisse Form geben, ihre Redensart darnach einzurichten.

ten. Zum Exempel, zur Nachahmung dieses Satzes: Ad rivum eundem lupus et agnus venerant siti compulsi, der Wolf und das Schaf, von Durste getrieben, kamen an einen Bach, gebe man ihnen diesen andern: Der Bruder und die Schwester, von Liebe getrieben, kamen zu ihrem Vater: *Ad patrem suum frater et soror venerant amore compulsi.* Dergleichen Uebungen lassen sich mit gutem Nutzen vornehmen, und geben den Charakter beider Sprachen vollkommen zu erkennen.

Allein, wenn es darauf ankömmt ein Stück von einiger Länge zu verfertigen, es so schön zu machen als es möglich ist, in einem Styl, in einem Tone, der sich zu ihm schickt; und man dazu durch den Weg der Nachahmung gelangen will: so sehe man hier, wie man es ungefähr anfangen kann.

Ehe die Tonkünstler ein Koncert anfangen, stimmen sie ihre Instrumente auf einerley Ton, den sie nach einem Instrumente nehmen, welches untrieglich und seiner Natur nach unveränderlich ist.

Ehe der nachahmende Skribent die Feder zur Hand nimmt, muß er sich gleichfalls ein gewisses Modell erwählen und zwar aus der Gattung worinn er arbeiten will. Ist es eine lateinische

Rede, so muß er weder den Salust, noch den Livius lesen, viel weniger den Plautus und Terenz. Er muß auch nicht einmal die philosophischen Bücher des Cicero lesen, noch auch diejenigen die von der Redekunst handeln, am wenigsten seine Briefe; sondern er muß seine Reden lesen, und vornehmlich diejenigen, die von gleicher Gattung mit der Materie sind, die er abhandeln will. Er lese seine Rede für den Marcellus, für das Manilische Gesetz, für den Ligarius, wenn gelobt werden soll. Er lese die Verrinischen, die Katilinarischen, die Philippischen, wenn getadelt werden soll. Wenn ich ein heroisches Gedicht zu verfertigen hätte, so würde ich mich ganz allein an den Virgil halten, ich würde nicht seine Hirtengedichte, auch nicht sein Gedicht vom Landbau nehmen; sondern diejenigen Stellen seiner Aeneide, die die meiste Verwandschaft mit meiner Materie hätten: und wann ich eine Zeit lang den Ton seiner Trompete angehöret, mein Ohr mit seinen Akkorden angefüllt hätte, wann ich mich von seinem Geiste durchdrungen fühlte, alsdann würde ich mich in die Höhe schwingen und Krieg und Schlachten verkündigen. So oft ich zu meinem Werke zurückkehren wollte, würde ich mich mit gleicher Vorsicht zur Arbeit anschicken; und

wann

wann es sich zutragen sollte, daß das Orakel taub bey meinen Bitten bliebe, daß ich seine Stimme nicht vernähme, so würde ich einen günstigern Augenblick erwarten. Auf diese Weise würde Virgil allein mein Apollo und mein Aristarch, mein Genius und mein Richter seyn.

Wäre mein Werk zu Ende gebracht, und es käme nunmehr darauf an es auszufeilen, so würde ich immerfort zu meinem Modelle gehn, und wieder zu meiner Arbeit zurück kehren, und versuchen, ob der Eindruck von beiden gleich bliebe. Welche Beruhigung für mich, wenn ich, zum wenigsten an einigen Stellen, gleiche Stärke, gleiche Hoheit, gleiche Naivität, gleiche Harmonie wiederfände? Man nimmt unvermerkt die Sitten derer an, mit denen man umgeht. Geschieht dieses so gar ohne unser Vorwissen, was wird nicht geschehen, wenn man sich bestrebt, wenn man sich Gewalt anthut, ihnen ähnlich zu seyn?

Wer in dieser Absicht liest, um nachzuahmen, muß sich einige Tage lang ganz und gar dem Autor wiedmen, den er nachahmen will. Er muß genau auf seine Gedanken, Wendungen, Ausdrücke acht geben; einige Stellen wiederholen, sich dabey verweilen, das Mark davon ausziehn. Er muß sich nicht begnügen zu lesen, er muß mit

lauter Stimme lesen; die Verse singen, die Reden deklamiren; in Affekt gerathen, sich erhitzen. Nun ist die Musenstunde da. Nun ist es Zeit, Pinsel und Palett zu ergreifen. Geschieht es, daß das Gedächtniß dem Geiste des Artisten Ausdrücke liefert, die von dem Modelle, welchem man folgt, abweichen, so werden sie mit dem allgemeinen Strome fortgerissen werden, und mit den übrigen gleichen Lauf nehmen. Es wird kein Styl seyn, der aus Lappen von allerley Farben zusammengestickt ist; man wird hier keine Perioden sehn, die Horaz, Juvenal und Cicero buntscheckicht machen. Die Nachahmung eines einzigen Musters hat alles in eine gleiche Form gebracht, und das Werk ist, was den Ausdruck anbetrifft, so vollkommen geworden, als es, nach den Talenten des Verfassers, seyn konnte.

Vierter Abschnitt.

Von der Aktion.

Da diese Arbeit vornehmlich junge Leute zum Augenmerk hat, so wird man mir erlauben, ihnen hier einige Anmerkungen vorzulegen, die ihnen behülflich seyn können, sich in ihren öffentlichen Redeübungen auf eine gute Art zu zeigen. Weil das, was sie hersagen, selten ihr eigenes Werk ist, so erfodert es ihr Vortheil, sich zum wenigsten durch die Art, wie sie es hersagen, Ehre zu erwerben, welches geschieht, wann sie zeigen, daß sie dasjenige, was sie sagen, selbst empfinden und verstehn.

I. Kapitel.

Von der Aktion junger Leute, in öffentlichen Redeübungen.

Das erste was junge Leute zu beobachten haben, ist eine reine Aussprache. Dazu gehört, daß sie langsam reden, die Töne deutlich unterscheiden, die Ausgänge völlig hören lassen, die Wörter von einander absondern, ja nicht allein die Wörter, sondern auch die Sylben, zuweilen gar gewisse Buchstaben, die sich verwirren oder durch ihren Zusammenstoß einen Uebelklang her-

vorbringen könnten; sich bey den Punkten und Strichen, und sonst überab verweilen, wo der Verstand und die Deutlichkeit es erfodern. Die Aussprache ist beym reden, was der Druck beym lesen ist. Ein Werk das zierlich gedruckt ist, auf schönem Papier, richtig punktirt, wo Zeilen und Wörter in dem gehörigen Abstande stehen, erhält dadurch einen neuen Werth: es verführt die Augen. Eben so gern hört man auch eine reine Aussprache, die dem Ohre die Wörter ohne Verwirrung, ohne Beschwerde zuführt: der Geist übersieht ihre Ordnung und die Abtheilungen der Gedanken desto besser.

2. Muß die Aussprache leicht und ungezwungen seyn. Sobald der Redner sich zerarbeitet, wird der Zuhörer gemarteet. Es ist besser, auf eine galante Art einige Fehler zu machen, als auf eine pedantische Art alle Kleinigkeiten zu beobachten.

3. Es ist nicht genug, daß die Aussprache richtig und ungezwungen ist, man muß auch einen Ton gebrauchen, der den Sachen die man sagt, angemessen ist. Weil diese Töne bis ins Unendliche verschieden sind, so ist es sehr schwer ihren Unterschied zu bestimmen, und Regeln davon zu geben. Indessen scheint es doch als ob man folgende drey Gattungen von Tönen fest-

setzen

setzen könnte: den vertrauten Ton, den anhaltenden Ton, und einen dritten, der das Mittel zwischen diesen beiden hält, und den man also den mittlern Ton nennen könnte.

Der vertraute Ton ist der Ton des gewöhnlichen Umgangs. Er ist weder singend, noch monotonisch. Er besteht in sanften und simpeln Brechungen. Er ist leichter durch die Nachahmung zu lernen, indem man sich ein Muster wählt, als nach Regeln. Ich sage: indem man sich ein Muster wählt; denn es muß eine gewisse Wahl angestellet werden: es giebt einen vertrauten Ton unter angesehenen Leuten; und es wäre gar nicht rathsam junge Leute so reden zu lassen, wie sie mit ihres gleichen reden.

Der anhaltende Ton ist derjenige, den man bey der Deklamation wichtiger Reden oder bey Lesung sehr ernsthafter Werke gebraucht. Die Stimme ist allezeit voll, die Sylben werden mit einer gewissen halbsingenden Melodie ausgesprochen; ändert man die Brechungen der Stimme, so ändert man sie auf eine edle Art.

Der mittlere Ton wird ein wenig mehr aufgestützt als der vertraute, und etwas weniger als der anhaltende. Diese drey Gattungen von Tönen haben eine jede ihre Grade, das ist,

sie haben mehr oder weniger, nach dem der Stoff, der Redner, der Zuhörer, und der Ort ist.

Bey öffentlichen Schulübungen muß man, scheint es, alle Erklärungen, Anmerkungen, Betrachtungen, Erzählungen im vertrauten Tone hersagen: es ist eine gelehrte Unterhaltung.

In einem erhöhtern Tone, alle Anführungen, so wohl in Versen als in Prose, wenn sie nehmlich nicht von der erhabenen Gattung sind, zum Exempel, wenn es ein Stück aus einer Abhandlung oder Komödie, oder wenn es eine Fabel ist. Denn man darf nicht mit einerley Tone den Raben und den Fuchs hersagen, und auch zugleich die Anmerkungen, die über diese Fabel gemacht sind. Diese letztern muß man in einem einförmigern und nachläßigern Tone hersagen; die Fabel hingegen muß ein wenig nach Kunst schmecken, man muß ihr ein reizender, ein lachender Ansehen geben.

In dem anhaltenden Tone deklamirt man Stücken aus einer Rede oder aus der höhern Poesie. Ich setze hier die hohe Poesie und die Rede neben einander, ob jene gleich einen Grad höher steigt. Verse muß man singen und nicht lesen. So sagt man in einem edlen Tone: Turenne stirbt: alles ist in Verwirrung. Das Glück wanket, der Sieg wird müde, der

Frie-

Frieden entfernet sich; aber dieser Ton ist noch erhabener, wenn man sagt:

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf. Ein Stral von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel rc.

Dieser anhaltende Ton besteht vornehmlich darinn, besonders für junge Leute, daß sie, erstlich die Stimme beym Anfange eines jeden Perioden herablassen. Man hat angemerket, daß man allemal zu dem Tone, den man verlassen hat, unvermerkt wieder zurückkehrt. Dieses giebt einige Abänderung, und beschließt die Redensarten so, daß unser Ohr damit zufrieden seyn kann. Vielleicht wäre es auch lächerlich, bey einer solchen Redeübung mehr zu verlangen. Will man haben, daß ein Kind nach der Reihe tausend verschiedene Rollen machen, daß es tausend Charakter annehmen soll, die man ihm nach und nach durch das Gedächtniß durchführt? Soll es deklamiren, wie Bourdaloue, und eine Zeile nachher den Krispin spielen? Er besteht zweytens darinn, daß man auf eine paßionirte Art ausspreche: das heißt, daß man auf gewisse Sylben einen Nachdruck setze, das Feuer auszudrücken, die Seele sichtbar zu machen. Drittens, daß man in der hohen Poesie den Reim ein

wenig merken lasse, vornehmlich den weiblichen, ohne jedoch sich anderswo als bey den Strichen und Punkten zu verweilen. Denn es ist ein Fehler, sich bey den Reimen aufzuhalten, wenn es der Verstand nicht erfodert.

Was die Rednergeberden oder Gestus anbetrifft, so glaubt man gemeiniglich, sie bestünden darinn, daß man die Hände bewege. Gestus machen, heißt, durch die Haltung oder Bewegung des Leibes zeigen, daß man denkt, daß man empfindet. Es ist eine Sprache, die an die Augen gerichtet wird, so wie die Worte und die Töne an die Ohren gerichtet werden.

Es wäre eben so lächerlich, wenn man von Kindern die großen Gestus verlangen wollte, als es lächerlich wäre, wenn man die passionirten Töne der Kanzel oder des Theaters von ihnen foderte. Wenn sie nur eine gute Stellung, wenn sie eine Miene annehmen, die gefällig ist, und die mit dem, was sie sagen, übereinstimmt wenn sie nur zu empfinden scheinen, so ist es schon genug. Machen sie ja einige Bewegungen mit den Händen, so müssen es mehr hervorkeimende, als völlig ausgebildete Gestus seyn. Sie werden sich desto beliebter machen. Sie werden das Ansehen haben, als ob sie durch eine gewisse Scham zurückgehalten würden, die

in ihrem Alter fast eben so viel werth ist, als die Schönheiten der Kunst.

Ihre Augen womit zu beschäfftigen, mag sich ihre Einbildungskraft die Personen vorstellen, zu welchen sie zu reden scheinen, sie sich in ihrer Stellung, in ihrer Aufmerksamkeit vorstellen. Zum Exempel, wenn sie die Fabel vom Eichbaum und vom Schilfe hersagen, und es redet der Eichbaum, so können sie sich ein Schilf einbilden, das an einem gewissen Orte zuhört, nach welchem sich ihre Augen, und die wenigen Gestus die sie machen, hinwenden können.

Was die Hände anbetrifft, die ihnen sehr im Wege sind, besonders die linke, so gebe man ihnen im Anfange ein Buch, ein aufgerolltes Papier, die Lehne eines Stules, die sie halb verdecke und ihnen einen Theil ihrer Beschwerden benehme; dieses ist besser, als eine Hand, die in ewiger Monotonie hin und her geht, wie ein Pendel an der Uhr. Bey Sachen die mit Geschmack gemacht werden sollen, ist das Hauptwerk, der agirenden Person ihre Freyheit zu lassen. Es giebt Charakter die lenksamer sind als andere: man findet Kinder, die aus der Wiege ein angenehmes Wesen mit sich bringen. Andere hingegen sind in allen ihren Bewegungen steif. Die erstern haben fast gar keine Lehr-

meister

meister nöthig: es ist genug, wenn man ihnen den Weg zeigt und sie der liebenswürdigen Freyheit überläßt, die eine allzufinstere Autorität unfehlbar ersticken würde. Was die andern anbetrifft, so müssen die Lehren, die man ihnen giebt, allezeit aufgeräumt und lachend seyn. Nur eine zärtliche und kluge Mutter könnte einem solchen Fehler glücklich abhelfen; oder, falls es ein anderer zu thun unternimmt, so müßte er zuvor ihre Gesinnungen annehmen.

Ich habe vergessen zu sagen, daß man junge Leute ja nicht ihre ersten Versuche selber machen lasse: sie würden Gewohnheiten annehmen, die fast unmöglich wieder zu verbessern wären. Man muß ihnen das Beyspiel geben, und so vor ihnen reden, wie man haben will, daß sie selber reden sollen: ihnen mehr als einmal die Töne, die Haltungen des Kopfes rc. wiederholen, hierauf sie nöthigen, es stehendes Fußes nachzumachen. Wenn sie es in Gegenwart ihrer Lehrer nicht wagen wollen, so muß man sie bitten, sich ganz allein, etwan vor einem Spiegel, zu üben. Da können sie sich nach Belieben hören und sehen, sich billigen und tadeln; und im Fall sie nur eine Anlage zu einem gesunden Verstande und Geschmacke besitzen, so werden sie die Geberden ihres Modelles bald wiederfinden oder

sie

sie zu ersetzen wissen. Hierauf werden sie mit mehr Zutrauen und folglich auch mit besserm Glücke wiederum auftreten können. Die Menschen sind Menschen in jedem Alter. Man muß ihrer Eigenliebe vor andern Leuten zu schonen suchen: Hæc omnia magis monitoris non fatui, quam magistri eruditi.

II. Kapitel.

Wichtigkeit der rednerischen Aktion.

Nunmehr erlaube man mir ein Wort an die Redner zu richten, und ihnen die Verbindung vorzustellen, die sich unter der Sprache der Geberden und der Töne, und unter der Sprache der Worte befindet, und ihnen zu empfinden zu geben, von welcher Wichtigkeit es ist, daß Worte, Ton der Stimme, und Geberden, bey dem Redenden übereinstimmen.

Unser Vorsatz ist hier keinesweges Regeln zu geben. Wir haben uns nur ein einziges Augenmerk vorgesetzt: nehmlich den Umfang und die Menge von Dingen zu zeigen, die die Kunst der Deklamation in sich schließt; damit, falls sie jemand zu seinem eigenen Gebrauche studiren will, er seinen Gegenstand einiger maßen kennen möge. Wir wollen auch zugestehn, wenn man

es haben will, daß fast ein jeder sein eigener Lehrmeister in diesem Stücke seyn muß, und daß alle Anweisungen, zumal die schriftlichen, so zu sagen, verlorne Unkosten sind.

Die Alten hatten über die Rednergeberden und über den Ton der Stimme eine Sammlung von Regeln die eine ganze Kunst enthielt, und die denen zur Richtschnur diente, die eine öffentliche Rede zu halten hatten. Ja sie glaubten, dieses Stück sey eines der allerwichtigsten bey der Kunst zu rühren und zu überreden.

Wir im Gegentheil haben bisher geglaubt, es sey weit kürzer zu glauben und beständig im Munde zu führen, daß man sich bey der Deklamation dem Naturtriebe überlassen müsse, daß es für diesen Theil der Redekunst keine Regeln gäbe, und daß, wenn man sich in den Sinn kommen ließe, dergleichen hineinzubringen, es ein unfehlbares Mittel seyn würde, die Natur zu zerstören, oder wenigstens zu verderben. Wenn diese Art zu denken richtig wäre, so würde die Beredsamkeit selbst eben so wenig Regeln nöthig haben: weil die natürliche Beredsamkeit allemal die meiste Stärke und Anmuth besitzt. Eben so wäre es auch mit allen übrigen Künsten beschaffen, deren Endzweck es ist, die natürlichen Kräfte zu ordnen, zu verschönern, zu verstärken,

um

um sie desto gewisser zu ihrem vorgesetzten Zwecke zu bringen.

Jedermann hat von dem Wettstreite reden hören, den Cicero und Roscius mit einander hatten. Der Redner drückte einen Gedanken durch Worte aus. Der Komödiant drückte ihn augenblicklich durch Geberden aus. Der Redner änderte die Worte mit Beybehaltung des Gedankens; der Komödiant änderte die Geberden, und drückte den Gedanken noch einmal aus. Hier hat man also zwey Mittel sich auszudrücken, deren jedes hinlänglich ist, die Gedanken vorzustellen: die Rede und die Geberden.

Die Pantomimen spieleten ganze Stücke mit bloßen Geberden. Sie machten daraus eine zusammenhangende Rede, die von den Zuschauern ganze Stunden lang angehöret wurde. Was wäre geschehen, wenn sie noch den andern Theil der Deklamation hinzugethan hätten, nehmlich den Ton der Stimme?

Die Musik, welche nur diesen letzten Ausdruck besitzt, drückt in dieser Sprache unendlich viele Sachen aus. Sie malt die Freude, die Traurigkeit, das Schmachten. Sie weiß die Stärke, die Schwäche, den Trotz, ein Ungewitter, das Brüllen der Erde nachzuahmen. Sie erhitzt, sie entzückt, und redet nur durch bloße

Töne. Was würde geschehen, wenn sie mit den Geberden verbunden wäre, die durch den Weg der Augen unsre Seelen rühren, und mit den Worten, die zugleich zum Verstande und zum Herzen gehn?

Man fragte den Demosthenes, welches die erste und die vorzüglichste Eigenschaft eines Redners sey? er antwortete: Die Aktion; und welches die zweyte sey? die Aktion gleichfalls; und die dritte? gleichfalls die Aktion, bis man zu fragen aufhörte: wodurch er zu verstehen geben wollte, daß ohne die Aktion, alle übrigen Eigenschaften eines Redners für wenig zu rechnen wären.

Er hatte es empfindlich genug erfahren, um davon überzeugt zu seyn. Dieser Redner, der beredteste der jemals gewesen ist, wurde der Stärke seines Geistes und seiner nachdrücklichen Beredsamkeit ungeachtet, allemal ausgezischt, so lange er die Kunst, seine Waffen zu führen, noch nicht verstand. Der Unterricht, den er von einem Komödianten erhielt, war für ihn ein aufgehender Stral von Lichte, der ihm klärlich zeigte, daß, ohne Aktion, die schönsten Sachen nichts als ein Leichnam ohne Leben sind, weit fähiger den Zuhörer kalt zu machen, als ihn zu erhitzen. Er legte sich daher mit allen

Kräften

Kräften darauf; und die erstaunliche Mühe die er sich gab, nebst der unsterblichen Ehre, die er sich dadurch erworben hat, sind eine hinlängliche Rechtfertigung für diejenigen, die seinem Exempel folgen, und sich der Kunst zu deklamiren gänzlich wiedmen wollen.

Die Erlernung dieser Kunst dient nicht allein den Rednern, den Schauspielern von Profession, allen denen die verbunden sind zu gewissen Zeiten öffentlich aufzutreten: sondern wie kann, ohne sie, irgend ein Mensch, der die guten Autoren lesen will, ihre Schönheiten empfinden? Laßt uns unser Gleichniß vom Leichnamme wieder anbringen, so häßlich es auch ist. Die Bücher, die wir lesen, sind lauter leblose Gestalten, Schattenbilder ohne Blut, die der Leser beseelen muß, wenn er ihre Züge erkennen will. Er muß ihnen seine Stimme, seine Geberden leihn: er muß den Oedipus sehen, wie er sich an die Stirne schlägt, und vor Schmerzen heult; er muß den Donner des Demosthenes hören; er muß sich mit dem Cicero gegen die Klodier, gegen die Katilinen erhitzen und rund um sich her die Zuhörer zittern sehn. Sonst sind die schönsten Werke kalte Figuren, kaum entworfene und halb ausgelöschte Risse, flüchtige Züge eines berühmten Pinsels.

 Und

Und ein Autor, der selbst schreibt, wie will er seinen Styl beleben, wenn er sich nicht in seinem Kabinette einbildet, den Himmel zu apostrophiren, die Hölle zu eröffnen? Woher will er Lieblichkeit, Stärke, Nachdruck bekommen, wenn er nicht, zum wenigsten mit halber Stimme, die Töne der Natur versucht?

Da nun die Kunst der Deklamation demjenigen, der schreibt, der liest, der öffentlich redet, gleich nützlich ist: so ist es zum wenigsten vernünftig, sich einen Augenblick dabey aufzuhalten, um zu sehen was sie enthält.

III. Kapitel.

Wie viel Dinge bey der rednerischen Aktion zu beobachten sind.

Die Deklamation, oder, wie die Lehrer der Redekunst sie nennen, die Aktion, ist eine Art von Beredsamkeit des Körpers, ein Ausdruck der in Geberden und im Tone der Stimme besteht: Est actio quasi corporis quaedam eloquentia, cum constet motu atque voce.

Diese Art von Rede hat, so gut wie die Sprache der Worte, ihre ersten Elemente. Sie hat ihre eigene Naivität, ihren Reichthum; sie hat ihre besondere Uebereinstimmung mit einem

jeden

jeden Gegenstande, und ihre allgemeine, mit dem ganzen Stoffe; sie hat ihre Melodie, ihren Numerus, ihre Abänderungen, ihren Anstand; und endlich hat sie auch ihre Fehler und Ausschweifungen.

Es giebt einfache Töne und einfache Geberden, woraus die andern zusammengesetzt sind. Es giebt einige, die mehr oder weniger zusammengesetzt sind, und deren Zusammensetzung mehr oder weniger leicht ist. Ja, man kann sagen, daß die Geberdensprache nicht allein ihre Perioden und Redensarten, sondern auch ihre Wörter, Sylben und Buchstaben hat. Allein das sonderbarste hiebey ist, daß, auf der einen Seite, alle Menschen, von welchem Alter und Stande sie auch sind, diese Sprache verstehn, und daß, auf der andern Seite, jeder Mensch seine eigene hat, die ihm so eigenthümlich, so persönlich zugehört, als sein eigenes Wesen. In der That, wir haben ein jeder unsre eigenen Geberden und Töne, so wie wir unsere äußerliche Bildung, unsern Leibesschnitt, unsre Züge, unsre Stimme haben; und wir haben sie von andern Menschen so verschieden, als wir selbst von ihnen durch den eigenthümlichen Charakter verschieden sind, der macht, daß Peter nicht Paul, und daß Paul nicht Peter ist. Also ist

die Geberdensprache Peters keineswegeſ die Sprache Pauls; und Pauls iſt wiederum nicht die Sprache Peters; und obgleich beide auf gemeinſchaftliche Elemente gegründet ſind, ſo ſind ſie doch zum wenigſten ſo verſchieden von einander, als die Franzöſiſche, die Italiäniſche, die Spaniſche Sprache von der Lateiniſchen verſchieden ſind, von der ſie die meiſten ihrer Wörter entlehnet haben.

Ein jeder Redner hat alſo ſeine Bewegungen und Stellungen, die ihm und zwar ihm allein eigen ſind. Dieſes Eigenthum des Ausdrucks macht, daß er die Sprache, die der ganzen Welt zugehört, auf eine ihm ganz eigene Weiſe redet, und ſetzt ihn in den Stand, ſich auf eine neue Art auszudrücken, ſelbſt alsdann, wann er ſich ſolcher Worte bedient, die gar nichts neues an ſich haben. Dieſer Reiz der Neuheit iſt Urſache, daß wir zuweilen dem einen Prediger vielmehr als dem andern, dieſem Schauſpieler vielmehr als jenem zugethan ſind. Man gebe zwey verſchiedenen Leuten einerley Sachen zu ſagen und einerley Rolle zu ſpielen. Der eine bezaubert uns, der andre bringt uns zum gähnen. Das macht, der eine fügt zu dem wörtlichen Ausdruck eine Geberdensprache hinzu, die klar, beſtimmt, naiv iſt; der andere hingegen hat unbe-

unbestimmte, falsche, oder nicht viel bedeutende Geberden.

Es giebt drey Gattungen von Geberden: einige stellen etwas durch Nachahmungen vor, wie wenn man jemandes Gang oder Stimme nachmacht: man kann sie nachahmende Geberden nennen. Andere bezeichnen bloß einen Ort, eine Sache, eine Person: dieses sind andeutende Geberden. Endlich giebt es auch solche, die man paßionirte Geberden nennt, weil sie die Leidenschaften der Seele schildern und den Eindruck davon denen mittheilen, die sie sehen.

Die nachahmenden Geberden finden sich mehr im Komischen als im Tragischen. Es schickt sich nicht für einen wohlgesitteten und ehrbaren Mann, eines andern Ton und Mienen nachzumachen; weil sich bey dergleichen Nachahmungen allemal ein Zug befindet, der einen Mangel an Ernsthaftigkelt und etwas Possierliches verräth.

Die andeutenden Geberden drücken den Gedanken überhaupt aus; sie zeigen dem Zuschauer den Gegenstand, auf welchen er seine Aufmerksamkeit richten soll.

Die paßionirten Geberden sind wahre Abdrücke unserer Seele. Sie dienen der Natur,

wann sie sich selbst erklären will, und wann sie sich ganz den empfangenen Eindrücken überläßt. Diese Geberden sind die Seele der Rede, durch sie allein erhält die Beredsamkeit den Sieg. Diese Gattung begreift alle Stellungen und alle Bewegungen des Leibes unter sich. Einem Redner auf der Kanzel muß so gar die Setzung der Füße nicht gleichgültig seyn, ungeachtet sie niemand sieht. Denn von ihrer Stellung hängt oft die Sicherheit, der Anstand, die Annuth der ganzen Leibeshaltung ab.

Eben so verhält es sich auch mit den Tönen der Stimme, die durch die kleinsten Abfälle schattiret, vertieft oder erhöhet werden, durch halbe Töne, durch viertel Töne, bisweilen durch Eintheilungen, die die musikalische Rechenkunst nicht erreichen kann. Insgemein bleibt die Stimme des Redners in der Quinte. Sie geht nicht ehe heraus, als bey den Ausbrüchen, wann die größesten Streiche geführt werden. Dieses nannten die Lateiner vocis contentio. Wie viel Kunst und Sorgfalt gehört nicht dazu, alle diese Grade zu treffen! Noch mehr: jeder Redner hat seine eigene Stimme, die eine besondere Kunst erfodert, entweder sie sanfter zu machen, wann sie zu rauh ist, oder sie zu unterstützen,

wann sie schwach ist, sie zu berichtigen, wann sie falsch ist, sie zu mäßigen, wann sie zu laut ist.

Kurz es giebt keine Leidenschaft, keine einzige Bewegung in irgend einer Leidenschaft, ja keinen Theil dieser Bewegung, der nicht seinen besondern Ton, seine besondere Geberde, seine Modulation, seine Grade des Tons und der Geberde hätte; auch giebt es keinen Menschen, der diese Bewegung auszudrücken nicht seine eigenthümlichen Geberden und Töne hätte; ja, was diejenigen die öffentlich reden, noch mehr erschrecken muß, es giebt keinen einzigen Zuhörer, der nicht, wenn er ein Mensch ist, im Stande seyn sollte, diesen Ausdruck wahrzunehmen und seine Richtigkeit zu empfinden.

Eben auf diese Empfindsamkeit des Zuhörers gründet sich die Kraft und der Nachdruck der Geberdensprache. Zwischen ihm und dem Redner ist eine Sympathie, eine natürliche Uebereinstimmung, die macht, daß der eine alles genau und begierig auffaßt, was der andere durch seine äußerliche Gestalt und durch die Töne seiner Stimme ausdrückt. Wenn unsre Augen und Ohren der Aktion des deklamirenden Redners nachfolgen, so üben sie ihre Kräfte an ihrem natürlichsten Gegenstande. Wir verlieren nicht das geringste. Die Natur selbst spricht

zu unsern Organen, das heißt, zu den Kräften, die sie ausdrücklich für sich selbst gemacht und zwar so gemacht hat, daß diese Kräfte sie verstehen und begreifen sollten, wenn sie zu ihnen redete.

Eine Sprache, so nachdrücklich, so reich sie auch an Wörtern und Wendungen ist, bleibt in tausend Fällen weit hinter dem Gegenstande zurück, den sie ausdrücken will. Es giebt Dinge, die sie nur zum Theil, oder dunkel oder weitschweifig sagt. Oft entwirft sie nur, was doch gemalt, oder gar eingegraben seyn sollte. Ein einziges Geschrey erschüttert uns bis in die innerste Seele; unser ganzes Wesen nimmt Antheil an dem Gegenstande, dessen Triebrad so gewaltsam ist, daß es uns fortreißt und alle andere Ketten zerbricht. Eben so verhält es sich auch mit den Geberden. Ein einziger Wurf des Auges spricht geschwinder und besser als alle Reden. Eine Stellung, Eine Haltung des Leibes überzeuget uns, erklärt uns mit einemmal tausend Dinge, die wir mit Vergnügen auseinanderwickeln. Wie viel reizende Scenen giebt es nicht, die alles der Kunst und den glücklichen Naturgaben des Schauspielers zu danken haben, und die, wenn sie nichts als die Worte zu ihrem Dienste hätten, kaum ein grober Entwurf gewesen wären.

Die

Die Sprache der Deklamation ist eben so fruchtbar und reich, als sie nachdrücklich ist. Sie hat Ausdrücke, die sich mit den Worten und Wendungen von jeder Art genau zusammenpassen. Bey den verblühmten Redensarten, bey den Verwechselungen des Namens, nehmlich der Metonymie, der Antonomasie, bey der Vergrößerung sind Ton und Geberde stärker, feuriger. Die Wiederholung, die Umkehrung, die Zusammenfassung der Begriffe verändern sie gleich im Anfange, beym Schlußfalle, oder an beiden Orten. Die Steigerung läßt sie herauf oder herunter steigen; in Frage und Beantwortung läßt sie in Bässen und Diskanten koncertiren; der Gegensatz und die Vergleichung theilen und zerschneiden sie nach gewissen Symmetrien, die sich bald durchkreuzen, bald parallel laufen, itzt den geraden und natürlichen, itzt den umgekehrten Weg. Mit einem Wort, es giebt keine Figur der Rede, mit welcher nicht auch eine Figur der Geberden und des Tones übereinstimmen sollte, mit diesem einzigen Unterschiede, daß die Figuren der Töne und Geberden sich nicht auf das Papier zeichnen lassen; dahingegen die Figuren der Wörter und Gedanken sich klärlich in Exempeln darstellen lassen.

Die Biegsamkeit, womit sich die Geberden und die Töne nach den Figuren der Gedanken und der Wörter bequemen, findet sich eben so merklich in den Perioden.

Es giebt einfache Perioden, von einem einzigen Gliede. Es giebt zusammengesetzte, von zwey, von drey, von vier, von fünf, von sechs Gliedern und darüber. Es ist kein einziges unter ihnen, welches nicht einen gewissen Ton, eine gewisse Art der Geberden erfoderte, die es vom Anfange bis ans Ende begleiten, die jedes Glied mit einer gewissen Brechung schließen, die Zwischensätze absondern, die folgenden Glieder ankündigen, und endlich den vollständigen Ruhepunkt bezeichnen.

Ein gewisser Ton kündigt das erste Glied an, ein andrer Ton kündigt das zweyte, ein andrer das dritte Glied an, und endlich läßt einer das denique merken, und benachrichtiget Geist und Ohr, daß ein völliger Ruhepunkt kommen wird. Kurz, so wie in einem schönen Perioden Melodie, Harmonie, Numerus, Abänderung der Melodie und des Numerus, und der Harmonie zu finden ist: eben so giebt es auch in den Geberden und Tönen eine Melodie, die sie vereiniget und aneinander fügt; denn in der Geberde, die wirklich gemacht wird, muß noch ein Rest von derjenigen

nigen zu finden seyn, die vorhergegangen ist, und der erste Keim von derjenigen, die folgen wird.

Es giebt einen Numerus darinn, der die Ruhepunkte und Absätze anordnet, der die Schlußfälle vorbereitet, der den Intonationen vorsteht.

Es giebt eine Harmonie darinn. Weil in diesem Stücke jedermann Kenner ist: so darf der Schauspieler nur Einen widersprechenden oder verstümmelten Gestus machen, Einen falschen Ton angeben, Einen Schlußfall versäumen; so wird er ausgezischt. Wenn hingegen ein Gestus, ein Ton von einer ausbündigen Wahrheit ist: so klatscht man in die Hände. Sobald man aber einerley Brechungen, einerley Endigungen, einerley Bewegungen immer wieder bringt: so malt sich die Zerstreuung in den Augen des Zuschauers, die Muskeln lassen nach, er schläft ein.

Es giebt Abänderungen darinn. Die Mannichfaltigkeit, die in allen Dingen das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes ausmacht, ist in der Deklamation vornehmlich nöthig. Man muß abändern, nicht allein wann die Sachen sich abändern; (welches unumgänglich nothwendig ist;) sondern auch, wann eben dieselben Sachen wiederholt werden: Das le pauvre hom-

homine im Tartüff, das Was kriegt sie mit, das Ohne Interessen in dem Schatze, alle diese wiederkehrenden Worte werden abgeschmackt und ekelhaft, wenn sie mit eben denselben Tönen und Geberden wiederkommen.

Endlich müssen auch Richtigkeit, Deutlichkeit, Wahrheit darinn herrschen. Diese letztere Eigenschaft scheint die andern beiden in sich zu schließen. Denn sobald bey Geberden und Tönen der Ausdruck wahr ist, so ist er auch richtig und deutlich, weil er gar nichts kunstmäßiges enthält, nichts, welches erworbene Kenntnisse voraus setzt. Die Richtigkeit ist weiter nichts, als eine genaue Uebereinstimmung des Ausdrucks mit der ausgedrückten Sache. Nun ist die Wahrheit nichts anders, als eben dieselbe Uebereinstimmung: also muß, wenn der Ton und der Gestus wahr ist, entweder der eine, oder der andere, oft auch alle beide mit dem Gedanken zugleich zum Vorschein kommen, mit ihm wachsen, sich nach allen seinen Ungleichheiten und Stufenfällen bequemen: und dieses nennt man Richtigkeit.

Sie müssen frey und lebhaft seyn. Alles, was nach Zwange, nach Mühe schmeckt, verräth Kunst und Falschheit; was furchtsam ist, zeigt Schwäche oder Mißtrauen an: folglich muß

sich

sich Freymüthigkeit und Ungezwungenheit und eine anständige Dreistigkeit in der Aktion des Redners offenbaren. Alle diese Eigenschaften sind in dem Begriffe der Wahrheit enthalten.

Dieses ist diejenige Wahrheit, die wir sonst Naivität genannt haben; wenn sich nun diese in den Worten und Redensarten befinden muß, die der Redner gebraucht, der sich einer Sprache bedient, die von menschlicher Erfindung ist: so wird sie sich noch mit weit mehrerm Rechte in der Sprache der Natur befinden müssen.

Doch es giebt in dieser Gattung, so wie in der Malerey, ein Wahres und ein schönes Wahres. Denn wenn sich irgend zwo Gattungen gleichen, so ist es gewiß die Malerey und die Aktion: weil die eine das Modell und die andere die Kopie ist. Ich sage die eine, ohne Bestimmung; denn so wie die Natur das Modell der Maler ist, so müssen die Malereyen wiederum die Modelle einer schönen Aktion seyn. Wie viel Lehren für einen vollkommenen Schauspieler liegen nicht in den Gemälden des Le-Brun, des Le-Sueur, des Du-Poussin, wo alle Figuren Arten von Pantomimen sind, die desto bewundernswürdiger sind, weil sie zu ihrem Ausdrucke keine Reihe von Geberden haben, die sich gemeinschaftliche Hülfe leisten, sondern nur eine

einzige. In diese einzige Geberde mußte man die ganze Seele des Alexanders schließen, den ganzen Schmerz der Mutter des Darius: die Kunst hat es gethan, und hat das Geheimniß gefunden, uns Thränen auszupressen.

Was würden wir nicht empfinden, wenn ein Redner bey einem wahren, wirklichen, existirenden Stoffe, an sich selbst, das will sagen, an einem lebenden und beseelten Modelle, dasjenige vorstellte, was sonst nur auf Leinewand gemalet, oder gar nur auf Papier abgerissen ist; und wenn er zu diesen Geberden noch die Sprache und die Accente der Natur hinzufügete?

Zu allen diesen Eigenschaften thue man noch den Anstand hinzu, der sich über alle andern Theile erstreckt, und die Art und Weise, und die Gränzen in allem vorschreibt, was man sagt, oder was man thut. Er zeigt dem Redenden, was sein Gegenstand von ihm fodert, was der Ort, wo er ist, die Versammlung die ihn hört, der Gedanke den er ausdrückt, ja was von ihm sein eigenes Alter und sein Stand erfodert. Vornehmlich aber ordnet er die Bewegung an.

Die meisten unter denen, die sich damit abgeben öffentlich zu reden, haben keinen Begriff von dieser Bewegung, oder sie nehmen sie wenigstens nicht in Acht. Und doch ist es diese

Bewe-

Bewegung, die die Alten zuweilen Rythmus nannten, von der so wohl der starke, als der sanfte Eindruck abhängt.

Die Griechen unterschieden zweyerley Bewegungen: eine sanfte, so wie im gemeinen Leben, wenn unser Herz zwar beschäfftiget ist, aber ohne Unruhe: diese nannten sie ἦθος; und eine lebhafte, wie, wenn sich Leidenschaften in uns entzünden: diese hieß παθος, daher das Wort pathetisch kömmt.

Diese beiden Bewegungen müssen wechselsweise auf dem Rednerstule herrschen, bald um sich sanft einzuschmeicheln, bald um sich eine Oeffnung zu machen und mit Sturm zu erobern. Schwache Redner wissen nur von einer einzigen Art, die sich auf eine Gewohnheit gründet, die sie thörichter Weise, von einem Muster angenommen haben, das vielleicht in einem andern Stücke mit Recht berühmt, in diesem Stücke aber ganz gewiß fehlerhaft war. Sie bringen alles mit gleicher Hitze vor, Eingang, Eintheilung, Erzählung, und Beweise. . . . Es ist ein aufgezogenes Rad, das nichts aufzuhalten vermag. Wenn sie von ungefähr die Bewegung abändern, so geschieht es auf eine so ungeschickte Art, daß sie jedesmal ihren schlechten Geschmack

schmack verrathen. Weil ihr einziger Zweck nur ist, ihr Gedächtniß einer beschwerlichen Bürde zu entladen: so schütten sie den frischen Zufluß immer unabgesetzt aus; und denken gar nicht daran, daß sie selbst die Leidenschaften vorstellen müssen, die sie in andern erregen wollen; und daß diese Leidenschaften, gleich dem Feuer, von so subtiler und flüchtiger Natur sind, daß der Eindruck des geringsten Hauches, der geringsten Idee, die durch die Seele geht, ihre Farbe, ihre Bewegung, ihren Lauf verändert.

Unter allen Bewegungen ist diejenige die anständigste und die beredteste, die des Redners Zuversicht zu seiner guten Sache, und die Gewißheit anzeigt, die er hat, sie auf eine solche Art vorzustellen, daß diejenigen überredet werden, die ihn anhören. Diese Bewegung bringt dasjenige hervor, was man den Ton der Autorität nennt, wenn der Redner Herr von seiner Materie, Herr von sich selber, zuversichtlich ohne Stolz und seines Beyfalles sicher zu seyn scheint. Dieser Ton flößt dem Zuhörer Hochachtung ein, und verdoppelt den Glauben an seine Beweise. Dahingegen ein Mensch, der sich von seiner Materie fortreißen läßt, uns nichts weiter als einen Begriff von seiner Leichtsinnigkeit oder von seiner Schwäche giebt. Ich vergleiverglei-

gleiche ihn mit einem Reuter, der die Zügel eines unbändigen Pferdes nicht anzuhalten vermag. Das beste, was ihm in der Laufbahn begegnen kann, ist, daß er die gute Meynung zerstört, die man von ihm hatte, und den Sieg seinen Rivalen überläßt.

Andere glauben ihr Ton sey anständig, und der Kanzel worauf sie reden würdig, wann sie ihrer Stimme ihre ganze Ausdehnung geben, und alles singen, was sie sagen. Dieser schreyende Ton ist eine beständige Zerstreuung für den Zuhörer. Sein Kopf wird von dem Getöse betäubt, und seine Seele ist in einer ganz leidenden Bewegung, ohngefähr so, wie man sie in gewissen Augenblicken der Träumerey erfährt, wo man hört, ohne zu vernehmen, wo man vielerley Gegenstände sieht, ohne einen einzigen genau zu betrachten. Zuweilen wird die Stimme durch den allzukleinen Ort geängstiget sie prallt wieder auf sich selbst zurück, und bringt eine Art von Kakophonie hervor, die den Zuhörer dähmisch macht, und ihn nöthigt, wofern er etwas hören will, seine Aufmerksamkeit dergestalt anzustrengen, daß ihn diese Arbeit zerstreut, und den Eindruck schwächt, den er bekommen haben würde.

Wir wollen hier die satirischen Anmerkungen des Pater Sanlec *) nicht wieder auf die Bahn bringen. Wir wollen nur anmerken, daß es keine Kunst giebt, die aus so vielen Theilen besteht, wie die Redekunst; und daß fast keine zu finden ist, die wir weniger studiren, und worinn wir folglich mehr Fehler machen.

Wäre gleich die Seele des Zuhörers eine reine Tafel, ohne Vorurtheil, ohne vorgefaßte Meynungen; wäre sie gleich ein weiches Wachs, willig und bereit alle Bildungen anzunehmen: noch würde sie der Wahrheit nicht gehorchen, die man ihr auf eine solche Weise vortragen wollte, wie man sie täglich vorträgt, ich meyne mit allem Anscheine von Falschheit. Nun aber kömmt der Zuhörer oft mit seinem Panzer bedeckt, alle Pfeile abzuhalten, die man ihm zuwerfen will. Er fodert den Redner heraus, er erwartet ihn, er beurtheilt seine Kunst, seine Geschicklichkeit, fest entschlossen den Streich abzuwenden oder zurück zu schicken. Der geringste Fehler rührt seinen Geist augenblicklich, nimmt dem Beweisgrunde seine Kraft, und zerstört die ganze Unternehmung des Redners.

Man

*) Der Pater Sanlec hat ein Gedicht über die Deklamation der Redner geschrieben.

Man wünschte, daß ein Redner, und vornehmlich ein geistlicher Redner, vollkommen erfüllt mit seinem Stoffe und mit der Wichtigkeit seines Dienstes, und als einer der, wie man sagt, die Republik auf dem Herzen trägt, die Wahrheit kräftig und einfältig vorstellete, und bloß mit demjenigen Feuer und Lichte, die sie allemal zu begleiten pflegen. Allein anstatt dieser männlichen Stärke, welche Demosthene erfodert, messen mittelmäßige Artisten die Beredsamkeit nach ihren eigenen Kräften, und glauben alles gethan zu haben, wenn sie uns artige Sachen schenken, Redensarten die ein Aufsehen machen, witzige Einfälle, Flittern; und wenn sie damit zu Stande kommen dergleichen elende Waaren auf ein grobes Gewebe zu heften, so werfen sie alles unter die Zuhörer, so wie es ihnen ihr Instinkt oder die fehlerhafte Nachahmung eines gewissen blindlings gewählten Modelles eingiebt.

Die Schwierigkeiten, die man hier bey der Kunst zu deklamiren vorstellt, könnten einige Leute erschrecken. Allein man richtet diese Anmerkungen nur an solche, die den ganzen Umfang ihrer Kunst eingesehen haben, und sich vorsetzen, den Preis davon zu tragen.

Eine jede Kunst in der Welt erfodert Mühe; und wenn eine ist, die sie verdient, so ist es diese. Man hält jungen Leuten ganze Jahre lang Meister, ihnen die Kunst bey zu bringen, wie sie hereinkommen, herausgehen, grüssen, sich hinstellen sollen: und man will es der bloßen Natur, dem bloßen Instinkte überlassen, Anstand und Anmuth bey solchen Gelegenheiten anzuordnen, wo sich der Mensch einem ganzen Volke zur Schau stellt, einem Volke, welches alle seine Bewegungen, alle seine Töne nach der Strenge richtet. Dieses gute Naturell, wovon man bey der Aktion so viel Rühmens macht, und wovon man sich einbildet, daß es ungebaut und ungebessert bleiben müsse, wenn es natürlich seyn soll, würde gar nichts verlieren, wenn es gepflegt würde; und würde wahrhaftig Stärke und Reizungen gewinnen, die es nicht hat.

Zwey-

Zweyter Artikel.

Von der historischen Erzählung.

I. Kapitel.

Von der Eigenschaft der historischen Erzählung und ihren verschiedenen Arten.

Die Erzählung ist ein genauer und getreuer Vortrag einer Begebenheit: das heißt, ein Vortrag, der die ganze Begebenheit zu wissen thut, und zwar so, wie sie wirklich ist. Denn wenn er mehr oder weniger davon zu wissen thut, so ist er nicht genau; und wenn er sie anders zu wissen thut, so ist er nicht getreu. Wer erzählet, was er gesehen hat, erzählt es, wie er es gesehen hat, und wie es zuweilen nicht ist; alsdann ist die Erzählung getreu ohne genau zu seyn.

Eine jede Erzählung ist das Ebenbild derjenigen Begebenheit, die den Stoff davon ausmacht. Le-Brun und Curtius haben beide die Schlachten Alexandes gemalt. Dieser mit willkührlichen und angenommenen Zeichen, nehmlich mit Worten; jener mit natürlichen und nachahmenden Zeichen, nehmlich mit Farben und mit Pin-

selzügen. Sind sie der Wahrheit genau gefolgt, so sind sie beide Historienschreiber. Haben sie das Falsche mit dem Wahren vermischt, so sind sie Poeten, zum wenigsten in dem erdichteten Theile ihres Werkes. Denn der Charakter des Poeten ist, das Wahre mit dem Falschen zu vermischen, nur mit der Behutsamkeit, daß alles von gleicher Natur zu seyn scheine.

Ob es nun gleich mit dem Geschichtschreiber nicht eine gleiche Bewandniß hat, so steht er doch ebenfalls zwischen der Wahrheit und der Lügen in der Mitte. Er wünscht natürlicher Weise zu interessiren. Und da das Interesse der Erzählung allein von Sachen abhängt, die groß und sonderbar sind: so ist es einem Erzähler, zumal wenn er eine lebhafte Einbildungskraft hat, wenn nicht sehr bekannte Urkunden wider ihn sind, und die Begebenheit, die er unter den Händen hat, sich einiger maßen dazu bequemt, sehr schwer, sich an die bloße Wahrheit zu halten, und in keinem Stücke davon abzuweichen. Er lieset seine Verzeihung in den Augen der Zuhörer, die fast allemal eine rührende Wahrscheinlichkeit lieber haben, als eine trockene Wahrheit. Wie ist es da möglich, sich einer gewissenhaften Genauigkeit zu unterwerfen? Wenn man die Begebenheiten in Ehren hält, wobey man leicht ei-

ner Falschheit überführt werden könnte, so wird man sich doch wenigstens in Ansehung der Ursachen etwas nachsehen. Man wird sich ein Vergnügen daraus machen, die größesten, die merkwürdigsten Wirkungen aus einer fast unsichtbaren Quelle herzuleiten, unsichtbar, entweder ihrer Geringfügigkeit oder ihrer Entfernung wegen. Man wird unmerkliche Verknüpfungen zeigen, man wird verborgene Schlupfwinkel aufdecken; ein geringer Umstand, aus dem Haufen herausgenommen, wird zur Entwickelung der allergrößesten Unternehmungen dienen müssen. Durch dieses Mittel wird man die Ehre erhalten, ein Mann zu heißen, der gute Augen gehabt hat, der tiefe Untersuchungen angestellt hat, der die Falten des menschlichen Herzens genau kennt, und über das alles wird man noch die Erkenntlichkeit und Bewunderung der meisten Leser erhalten. Dieser Fehler, wie man leicht glauben kann, ist kein Fehler seichter und ungehirnter Köpfe. Allein so nahe er auch der Tugend kömmt, ist er doch darum nicht weniger ein Fehler.

Die Erzählung hat alle ihre Schönheit und Vollkommenheit erreicht, wenn sie zu der Treue und Genauigkeit, die Kürze, die Naivität und

ein solches Interesse hinzuthut, als sich für sie schickt.

Man muß bey der Erzählung kurz seyn: Wir haben es bereits bey der Aesopischen Fabel gesagt *), und wiederholen, daß man niemals lang ist, wenn man nicht mehr sagt, als was gesagt werden muß. Dem Redner kömmt es zu, die Gränzen und den Umfang seines Stoffes zu kennen. Wir haben einen Augenblick vorher **) von der Naivität der Rede, und folglich auch von der Naivität der Erzählung gehandelt. Was das Interesse anbetrifft, so haben wir im zweyten Bande ***) bey Untersuchung der Epopöe seine Eigenschaften erklärt, und die Arten davon bestimmt. Wir wollen hier nur anmerken, daß das Interesse der wahrhaften Erzählung unendlich größer, als das Interesse der fabelhaften ist; weil die historische Wahrheit uns sehr nahe angeht, und gleichsam einen Theil unseres Wesen ausmacht: sie ist das Ebenbild von unseres gleichen, und folglich unser eigenes. Die Fabeln sind nur Gemälde der Einbildung, sinnr iche Hirngeburten, die uns gleichwohl rühren, weil sie Nachahmungen der Natur sind; die uns aber weniger rühren, als die Natur selbst,

*) 1 Band, pag. 274. **) Siehe oben, pag. 199.
***) Pag. 3. u. f.

selbst, weil sie nichts weiter als Nachahmungen sind: In omni re procul dubio vincit imitationem veritas. *Quint.*

Es giebt überhaupt drey Gattungen der Erzählung: die rednerische, die historische, und die vertraute Erzählung. Wir haben von der ersten bey der Rede gehandelt; und von der letzten bey der Fabel. Wir schränken uns hier nur auf die historische Erzählung ein.

Die historische Erzählung hat so vielerley Charakter, als es Arten von Geschichten giebt. Nun aber giebt es eine Geschichte der Menschen in ihren Verhältnissen gegen die Gottheit betrachtet: dieses ist die Geschichte der Religion; eine Geschichte der Menschen in ihren Verhältnissen untereinander: dieses ist die weltliche Historie; und endlich eine natürliche Historie, welche die Geburten der Natur, ihre Erscheinungen, ihre Veränderungen zum Gegenstande hat.

Die Geschichte der Religion theilt sich wiederum in zwo Arten, wovon die eine die heilige Geschichte ist, von Männern geschrieben, die Eingebungen hatten; die andere die Kirchengeschichte, geschrieben von Männern, die das bloße Licht der Natur zum Wegweiser hatten.

II. Kapitel.

Charakter der heiligen Geschichte.

Wenn man die Historie in ihrer ganzen Größe, in ihrer ganzen Würde kennen will, so muß man sie in den heiligen Büchern ansehn. Der Verfasser, der sich von allen Empfindungen, die außer seinem Stoffe liegen, losgemacht hat, der sich gänzlich und einzig der Wahrheit wiedmet, die er schildert, stellt sie so vor, wie sie ist, mit der Naivität, der Stärke, der Aufrichtigkeit, die ihr eigenthümlich sind. Kein Hang zu der einen Partey wider die andre, keine Kunstgriffe Liebe, Haß, Erstaunen, Bewunderung zu erregen. Die hellleuchtende Wahrheit allein wirkt auf die Gemüther ohne die künstliche Hülfe der Beredsamkeit. Welche Erhabenheit in der Erzählung von Erschaffung des Weltgebäudes! Aber auch welche Simplicität! Indem man die Geschichte der Welt anfieng, war eine schöne Gelegenheit da, alle Reichthümer der Kunst und des Geistes anzubringen. Man konnte Gott schildern, wie er in der Unendlichkeit einen Punkt bezeichnete, der Raum der Körper zu seyn, und in der Ewigkeit einen andern, der Anfang der Zeiten zu seyn. Man hätte ihn mit einer unbegreiflichen Macht den

Abgrund

Abgrund durchbrechen sehen, der zwischen dem Nichts und zwischen dem Wesen ist; hierauf ihn alle Theile der geschaffenen Materie austheilen sehen mit einer Weisheit, mit einer Ordnung, mit einer Pracht, die seiner würdig ist. Aber aller dieser Prunk von schimmernden Gedanken hätte die Treue des Skribenten verdächtig gemacht. Man hätte glauben können, daß er sich eben so sehr mit sich selber, als mit seiner Sache beschäfftigte. Was bedarf Gott zu seiner Ehre, nachdem er die Welt gemacht und sie mit dem Siegel seiner Eigenschaften bezeichnet hat, was bedarf er solcher emphatischen Lobeserhebungen, welche nur Schwäche oder Unwissenheit bey dem Bewunderer verrathen? Er war es selbst, der dem Moses in die Feder gab, was er schreiben sollte, und Einfalt mußte der Charakter seines Ausdrucks seyn: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Gleiche Einfalt herrscht in der Ausführung; Es werde Licht, und es ward Licht. Die Erde bringe hervor allerley Pflanzen und Thiere, die Luft allerley Vögel, das Wasser allerley Fische: und es ward also.

War es nöthig zu erklären, auf welche Weise sich die Wesen formirten? über die Organisation der ersten Keime und die Erhaltung der Arten,

Arten, über das Principium des Lebens, welches in der Natur ausgebreitet und in verschiedenen Graden den verschiedenen Geschlechtern der Pflanzen und der Thiere mitgetheilet ist, Grundrisse von Lehrgebäuden zu entwerfen? und dieses alles um die eitele Neugierde eines stolzen und unruhigen Geistes zu befriedigen, der seines vornehmsten Gegenstandes, der Absicht, zu welcher er bestimmet ist, unfruchtbarer Spekulationen wegen, vergißt? Gott hat es nicht so gewollt: weil diese Kenntnisse nur dem Werkmeister zukommen; und da es dem Menschen nicht aufgetragen ist, die Theile zusammenzufügen, diejenige Bewegung auszutheilen und zu unterhalten, die alles in der Natur zerstöret und ersetzt, noch auch irgend einen Keim zu organisiren; so war es unnütz, ihm die Wissenschaft der Principien zu ertheilen. Es scheint der Größe und selbst der Güte Gottes gemäßer zu seyn, sich selber das Wort dieses großen Räthsels vorzubehalten, und dem Menschen nichts zu überlassen, als den Genuß und den Dank gegen seinen Wohlthäter.

Die rührenden Erzählungen sind mit gleicher Einfalt behandelt, als die erhabenen. Das Leben Josephs, welches ein Muster in dieser Art ist, hat alles der Naivität, und den Situationen zu danken, die es vorstellt. Wahre Schön-

heiten,

heiten, welche die Kunst durch keine Bemühungen ersetzen kann!

Die Erzählung des neuen Testamentes ist von gleichem Charakter. Man affektirt hier nicht, Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu zeigen, die Thaten und Geschichten mit gewissen Kunstgriffen aufzustützen, dem Leser durch Betrachtungen zu helfen, daß er die Größe und das Gewicht der Sachen recht empfinden möge: eben derselbe Geist, der den Text diktiret, wird auch für aufrichtige Leser der Ausleger seyn. Sieht man hier wohl jemals die Art von Unruhe, die einen Autor begleitet, der nur von seiner eigenen Kritik bey der Wahl der Geschichten und der Umstände geleitet wird? Man nimmt vielmehr eine unbesorgte Feder wahr, die alle Begebenheiten schlechtweg aufzeichnet. Sie mögen sich selbst wider den Unglauben vertheidigen. Wer kann läugnen, daß nicht zu Bethlehem ein außerordentliches, von den Propheten geweißagtes Kind geboren sey? Morgenländische Weisen sind gekommen, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. An wen haben sie sich gewandt? An den König Herodes, welcher, da er nicht im Stande war, ihnen den Ort anzuzeigen, die Lehrer des Gesetzes versammelt, von ihnen zu vernehmen, was die Propheten über diese Sache verkündiget haben.

ben. Diese weltkündige Begebenheit ist nicht genug. Die Magier begeben sich nach Bethlehem: der argwöhnische König erwartet ihre Zurückkunft; und da er sich in seiner Erwartung betrogen sieht, erklärt er das Orakel des Himmels auf seine ihm eigene Weise: er fürchtet, dieses Kind möchte ihm dereinst die Krone rauben. Weil er aber nicht weiß, wo es hingekommen ist, so befiehlt er, alle Kinder um Bethlehem zu erwürgen, die ohngefähr von gleichem Alter sind, damit das verfolgte Kind in den allgemeinen Untergang verwickelt werde. Ein klägliches Geschrey erhebt sich über diese Unmenschlichkeit, das ganze römische Reich hört es, und hört es mit Schaudern. Hatte der Geschichtschreiber dieser Begebenheit nöthig, das geringste von dem seinigen zu der einfältigen Wahrheit hinzuzuthun, um sie wahrscheinlicher zu machen?

In andern Geschichten muß man hie und da Lücken ausfüllen, wo die Wahrheit mangelt, Verbindungen vorsparen, allerley Triebfedern spielen lassen; der Skribent kann keinen Schritt thun, ohne Urkunden in der Hand, Urkunden, deren Ansehen nöthig hat, durch andere Denkmäler unterstützt zu werden, die bisweilen in der That unläugbar sind, die aber auch bisweilen zweydeutig;

deutig, dunkel, räthselhaft sind, und sich einander zu widersprechen scheinen. In der inspirirten Historie sieht man, daß der Autor alles vor seinen Augen gegenwärtig hat, und daß sich die Erzählung so ordnet, wie die Dinge wirklich sind.

Obgleich die heilige Geschichte nicht dazu gemacht ist, den Skribenten zu einem Modelle zu dienen, sondern den Menschen zu lehren, was er ist, was er thun soll, und wornach er, den Absichten Gottes zu Folge, streben soll: so ist es doch gewiß, daß in der historischen Gattung nichts vollkommeners zu finden ist. Sie ist genau, getreu, sicher, einfältig, ohne Leidenschaft: es ist die Wahrheit selber, die sich offenherzig und ohne Zierrathe sehen läßt.

Wir reden nicht von dem Interesse, welches in den Sachen selber liegt; nichts ist größer, edler, lebhafter, mannichfaltiger in irgend einer Historie. Sie ist in Ansehung der übrigen historischen Erzählungen, man vergebe uns diese Vergleichung, was die Epopöe in Ansehung der übrigen Gedichte ist: weil sie allein das Recht hat, das Wunderbare vorzustellen, das will sagen, die Wirkungen Gottes auf den Menschen, die Gesetze seiner Gerechtigkeit, die Größe seiner Gewalt, die Schätze seiner Weisheit, und

die

die Erhabenheit seiner Absichten. Sie enthält die Grundsätze und Erläuterungen der wahren Religion; sie setzt die Fundamentalwahrheiten des Gesetzes der Natur in das helleste Licht; sie zeiget den Menschen in allen Ständen und Altern die Mittel an, sich eines dauerhaften Glückes zu versichern; sie enthält die Urkunden aller Nationen, entdeckt ihren Ursprung, ihre Niederlassung; sie erleuchtet die Finsternisse von mehr als dreyßig dunkeln Jahrhunderten; sie reicht uns den Faden dar, wodurch wir aus dem Labyrinthe der fabelhaften Zeiten herauskommen; sie macht uns eine Erklärung von den kostbaren Denkmälern, deren Bedeutung das menschliche Geschlecht gänzlich verloren hatte, ob sie gleich allemal in seiner Verwahrung geblieben waren: mit einem Worte, dieses Buch der Bücher ist die Geschichte des Himmels und der Erde, und dessen was in ihnen enthalten ist; und alles was nicht darinn enthalten ist, das ist entweder eine Wiederholung gleicher Thaten und Beyspiele, oder auch Ungewißheit, Irrthum, eitele und zur Glückseligkeit des Menschen unnütze Gelehrsamkeit.

Die Kirchengeschichte ist von der weltlichen Geschichte nur durch den Gegenstand unterschieden. Hier ist der Skribent sich selber überlassen;

sen; er hat keine andern Hülfsmittel, das Wahre zu erkennen und es andern vorzutragen, als seine eigenen Erkenntnisse und Talente. Weil er aber Materien abhandelt, die zum Christenthume gehören, so ist er mehr als irgend ein anderer Geschichtschreiber verbunden, seine Erzählung mit demjenigen Geiste der Einfalt, der Naivität zu beleben, der sich zu einer Religion schickt, die auf eine ganz besondere Weise allem dem entsagt, was nichts weiter als eiteler Pomp und leere Praleren ist. Der Herr von Fleuri hat in seiner Kirchenhistorie diesen Charakter in Ansehung seiner Glaubensgenossen vollkommen erreicht. Wenn man ihn liest, so glaubt man die Aussage eines verständigen und getreuen Zeugen zu hören, der das mit Aufrichtigkeit sagt, was er ohne Vorurtheil gesehen hat, und der es folglich so sagt, wie es ist. Seine Schreibart hat etwas von der Würde und Salbung, die man bey Lesung der heiligen Geschichten empfindet. Er redet von den Absichten Gottes mit Anstande, von seinen Dienern mit Behutsamkeit; er tadelt und lobt durch Thaten; läßt überall einen gesunden Verstand, eine erleuchtete Gottesfurcht, ein rechtschaffenes Herz sehn. Wenn er zuweilen im Vorbeygehen den Keim zu einer Betrachtung vorbringt, so kehrt er doch

alsbald wieder zurück zu seinem Amte, und zu dem Charakter eines Geschichtschreibers und eines Zeugen, der unintereßirt ist.

Da unser Endzweck hier nicht ist, eine Nachricht von allen berühmten Geschichtschreibern zu geben, noch auch Regeln über die Art, wie man die Historie studiren soll, vorzuschreiben, sondern nur die verschiedenen Gattungen der Historie, ihre Eigenschaften, ihre verschiedenen Gegenstände zu charakterisiren, so darf man sich nicht wundern, daß wir eilfertig von einer Gattung zur andern übergehen. Es ist uns genug, wenn wir Erklärungen geben, und zuweilen ein Muster anführen.

III. Kapitel.

Von der weltlichen Geschichte.

Die weltliche Geschichte ist das Ebenbild der vergangenen Zeiten, den künftigen Zeiten zur Unterweisung aufgestellt. Sie ist, wie La-Mothe sagt, der sie als ein Redner beschreibt, ein Schauspiel von beständigen Revolutionen in den menschlichen Sachen, vom Ursprunge und Falle der Staaten, der Sitten, der Meynungen, die einander unaufhörlich folgen; kurz von allen den gewaltigen obgleich unmerklichen Bewegungen, die

alles mit sich fortreißen, und die Gestalt der Erde unaufhörlich verändern.

Man theilt sie in die allgemeine und in die besondere Geschichte.

Die allgemeine wäre, nach dieser Eintheilung, die Geschichte des menschlichen Geschlechts, das seit dem Anfange der Welt auf der bewohnten Erde sich ausgebreitet hat. Obgleich nichts in der Welt ist, womit die Menschen nicht zu Stande kommen sollten, wenn sie ihre Kräfte so lange vereinigen, als es zu der Unternehmung nöthig ist: so scheint es doch unmöglich zu seyn, eine allgemeine Welthistorie zu verfertigen, die alle Völker zu allen Zeiten und an allen Orten in sich faßte. Wir sagen eine Historie, nicht aber eine Chronologie, die man etwan an einigen Stellen umständlicher ausführt: welches mehr als einmal zu Stande gebracht worden ist. Eine allgemeine Weltgeschichte würde die Grundlagen von allen Geschichten der Völker enthalten, denen man eine Ausdehnung geben müßte, die zu dem Ganzen des Werkes ein Verhältniß hätte. Die Historie einer großen Monarchie würde darinn ungefähr eine Figur machen, wie eine Provinz in der Historie eines Königreichs. Alle Gegenständezu geschnitten, abgemessen, gestellt

nach ihren symmetrischen Beziehungen unter einander und mit dem Ganzen, würden darinn einer beständigen Vergleichung unterworfen seyn; und so wie die fortfließende Zeit in einem und eben demselbigen Strome alle Geschlechter, die zugleich existiren, mit sich dahin reißt: eben so würde der Lauf dieser Historie in dem allgemeinen Gemälde des menschlichen Geschlechtes, nicht allein die zeitverwandten Beziehungen der Ursachen und der Wirkungen, welche die Bühne der Welt gegenwärtig einnehmen, sondern auch die mehr oder minder entwickelte Keime von Katastrophen vorstellen, die den zukünftigen Jahrhunderten aufbehalten sind.

Ehe man den Pinsel in die Hand nähme, müßte man die Jahrbücher aller Königreiche, die Denkmäler aller Geschichten zusammenbringen, man müßte sicher seyn, daß sie authentisch wären, daß man sie in ihrem wahren Verstande nähme; hiernächst würde es darauf ankommen, eine zahlreiche Gesellschaft gelehrter Männer aufzurichten, ihnen einen gleichen Geist mitzutheilen, und diesen Geist, durch eine Art von Seelenwanderung, auf die Fortsetzer ihres Werkes zu bringen, bis die Unternehmung zu Stande gebracht wäre. Thuanus hat uns die allgemeine Geschichte eines Jahrhunderts geliefert: allein sein

sein Plan schränkt sich nur auf Europa ein und auf die Begebenheiten derjenigen Länder, die mit diesem einzelnen Welttheile in Verbindung gestanden haben.

Bossuet, der einen Entwurf einer allgemeinen Geschichte verfertigt hat, schränkt ihn nach dem Gesichtspunkt ein, woraus er sein ganzes Werk ansahe: ein Gesichtspunkt, der eines philosophischen Bischofes und eines Gottesgelehrten würdig ist, der mit den kostbaresten Schätzen der Gelehrsamkeit versehen war.

Gott hat alles zu seiner Ehre, das heißt, für sich selber gemacht: und alle erschaffenen Wesen finden ihre eigene Vollkommenheit in der nähern Verbindung mit ihrem Urheber. Also sind alle Veränderungen, die sich mit dem menschlichen Geschlechte zutragen, den Absichten der Vorsehung untergeordnet; und eine von diesen Absichten, seit dem Fall und Irrthume des Menschen, ist, ihn durch das Mittel der geoffenbarten Religion wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen. Die Kette der untern Ursachen ist aus unendlich vielen Gliedern zusammengesetzt, die aneinander hangen und bis zu dieser ersten Ursache hinaufsteigen, die sie hält und trägt.

Von diesen Betrachtungen, die die gesunde Philosophie eben sowohl als der Glaube billiget,

geht Bossuet aus, und nimmt seinen Flug bis zu dem Schooße der Gottheit, von wannen er die Erde betrachtet und die Einwohner, die sie bedecken; er beobachtet die Bewegungen, die sie näher zu diesem bestimmten Endzwecke bringen, oder die sie weiter davon entfernen. Die erste Absicht Gottes war, den Menschen durch Unschuld und Freyheit glücklich zu machen. Der Mensch hat sich durch das Laster zum Sklaven gemacht. Die zweyte Absicht Gottes ist, ihn aus seinen Ketten loszumachen, und ihn wieder auf den Weg der Unschuld und des Glückes zurück zu bringen. Und nach dieser Absicht hat er alle Revolutionen des menschlichen Geschlechtes angeordnet.

In diesem Schlusse des französischen Bischofes sind zwey Theile: Gott will eine Religion festsetzen den Menschen wieder in seine Rechte einzusetzen, dieses ist der erste Theil. Gott will, daß Revolutionen in den menschlichen Dingen seyn sollen, dieß ist der zweyte Theil.

Entweder sind diese beiden Rathschlüsse einander untergeordnet, oder sie sind es nicht. Sind sie es, so ist Bossuets Plan, der die Revolutionen der Welt der Einsetzung der übernatürlichen Religion unterwirft, unvergleichlich. Und um zu beweisen, daß es unmöglich anders seyn kann, ist es genug, wenn man nur bedenkt, daß man

die Seele des Menschen, welche eigentlich den Menschen ausmacht, nicht ohne eine wirksame Beziehung auf ihr Glück betrachten kann, welches Glück ihre Vereinigung mit Gott ist; und daß folglich alle Seelen, die die Bewegungen des menschlichen Geschlechts hervorbringen, so entfernt sie auch von ihrem bestimmten Ziele sind, dennoch alle durch die Vorsehung zu dem einzigen Zwecke zurück gebracht werden müssen, den sie sich bey allen ihren Bewegungen vorstellen sollten; kurz, daß alle Handlungen des Menschen, so wohl diejenigen, die in dem Reiche der Gnade, als diejenigen, die in dem Reiche der Natur vorgehen, nothwendig in dem System der Weisheit Gottes über die Bestimmung der Menschen zusammen kommen müssen.

Noch mehr, wenn es, wie man nicht zweifeln darf, Endursachen bey den Revolutionen giebt, die unter dem menschlichen Geschlechte vorgehn; wie können diese Revolutionen einen würdigern Gegenstand haben, als diesen, das menschliche Geschlecht zu seinem Urheber, seinem Wohlthäter, seinem Glücke zurück zu führen; und es folglich zur Kenntniß einer Religion zu bringen, außer welcher für den Menschen keine Glückseligkeit vorhanden ist?

Diese erhabene Idee ist die Seele von dem Werke des Bossuet; sie breitet sich über alle Theile desselben aus, und stellt also das größeste, das herrlichste, das ordentlichste Gemälde dar, das die Historie jemals aufzuweisen gehabt hat: nehmlich die Beziehung aller Revolutionen der Monarchien, der Königreiche, aller Völkerwanderungen mit der Aufrichtung der Kirche Jesu.

Bey der Ausführung dieses erhabenen Entwurfes sieht man die Stärke und Kühnheit des Pinsels, den der Autor geführt hat. Er konnte diesen Entwurf machen, er konnte ihn auch erfüllen. Alles ist darinn des großen Bossuets würdig, würdig der hohen Idee, die er von der Religion hatte, und seines Amtes bey einem jungen Prinzen, dem man tief einprägen mußte, daß die Könige, die sich oft Götter zu seyn dünken, nichts als Werkzeuge sind, deren sich die Gottheit bedient, die Völker zu strafen oder zu belohnen, und sie dadurch auf den Weg zu bringen, worauf, er sie haben will, oder auf dem Pfade zu erhalten, den sie betreten haben.

IV. Kapitel.

Von den besondern Geschichten.

Die Geschichte, welche man zum Gegensatz der allgemeinen Weltgeschichte, die besondere nennt, kann allgemein seyn, in Vergleichung mit andern, deren Gegenstand von kleinerm Umfange ist. Zum Exempel die Geschichte eines Königreichs in Vergleichung mit der Geschichte einer Provinz; die Geschichte einer Provinz in Vergleichung mit der Geschichte einer Stadt, können, obgleich uneigentlich, allgemein genannt werden.

Man sieht von selbst, daß je weiter das Feld einer Historie ist, je kleiner die Gegenstände darinn erscheinen müssen. Wenn man sich in den Mittelpunkt der Dinge stellt, so nehmen die Gegenstände immer mehr ab, je weiter sie sich entfernen. Es giebt einige, die man in einer geringern Entfernung sehen würde, die man aber aus diesem Standorte gar nicht bemerkt; es giebt andre, die stark ins Auge fallen würden, und die bloß sichtbar werden; und endlich andere, die die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers an sich ziehen würden, und die nur einen Theil davon erhalten. Dem Skribenten kömmt es

zu, sein Werk aus dem rechten Gesichtspunkte anzusehn und die Verhältnisse eines jeden Gegenstandes in seinem Gemälde nach den Regeln der Perspektive gehörig zu graduiren. Soll die Historie eines Staats oder Königreichs beschrieben werden, so muß man alles richtig abzeichnen, und mit Sorgfalt ausmalen, was einen Einfluß in die öffentlichen Geschäffte gehabt hat, und was demjenigen dienen könnte, der die Verwaltung der Staatsgeschäffte in demselbigen Königreiche auf sich hätte. Sind kostbare Feste gegeben, prächtige Schauspiele angestellt, besondere Werke verfertigt worden, hat man Ueberschwemmungen gehabt: so ist dieß, wie Tacitus sagt, eine Materie für ein Tagebuch; alles, was man von der Historie verlangen kann, ist, daß sie es im Vorbeygehen anzeige.

Die Historien der Staaten und der Königreiche sollten nur von Philosophen oder von Staatsräthen geschrieben werden, oder vielmehr von Philosophen, die das Amt der Staatsräthe verwaltet hätten; alsdann würde man mit gleichem Glücke das Spiel der Leidenschaften und der Politik und die Beziehungen unter diesen Ursachen und ihren Wirkungen entdecken können. Man würde so wohl die Triebfedern sehen, die in der menschlichen Natur liegen, und

die

die in einer jeden Regierungsart ihre Wirkungen äußern, als auch die, welche der besondern Regierungsart eines gewissen Volkes, seinem eigenthümlichen Charakter nach, eigen sind. Man würde sehen, daß eine gewisse Springfeder alle Menschen, von welcher Art sie auch sind, in Bewegung setzt; daß eine andere nur die republikanischen Geister, oder die an eine Monarchie gewöhnt sind, in Bewegung setzt; daß durch einen gewissen Weg die Tugenden, die Ehrliebe, die Hochachtung, die man dem Staate schuldig ist, geschwächt, erstickt werden, u. s. w.

Xenophon, Thucydides, Livius, Tacitus, waren mit diesen Schätzen versehen, als sie es unternahmen, eine Historie zu verfertigen. Bey ihnen behält die Historie noch einen Theil ihres ursprünglichen Charakters, welcher ist, die Moral und die Politik in die Schale der Begebenheiten einzuhüllen. Nach Art der Poeten, die mit dem Schleyer der Erdichtung alle Geheimnisse der Weltweisheit bedeckten, haben sie sich nicht begnügt, uns nach der Ordnung der Zeiten und der Oerter eine Liste von Begebenheiten zu liefern, sondern sie haben vollständige Abhandlungen von der Staatskunst verfaßt, die sie aus der guten oder übeln Aufführung der Völker zogen, deren Geschichte sie beschrieben.

Und ohne daß sie eine andere Absicht zu haben schienen, als allein Begebenheiten zu erzählen, oder, den Leser durch eine Folge von Gemälden wichtiger Unternehmungen zu unterhalten, fanden sie ein Mittel, den Geist zu unterrichten, das Herz zu bilden, und die ganze sittliche Philosophie in ein Licht zu setzen.

Es giebt Historien, die sich auf eine einzige wichtige Begebenheit einschränken, wie die Zusammenverschwörung des Katilina, des Wallenstein, die Revolution von Portugal, die Belagerung von Dünkerken. Bey diesen Gattungen von Historien ist es nothwendig, eine vorläufige Nachricht zu geben, um den Leser in die Erzählung hineinzuführen. Ein epischer Dichter hat das Recht, sich augenblicklich mitten in die Begebenheiten hinein zu werfen, die er uns erzählen will; ja oft fängt er ganz nahe beym Ende an, und erspart sich gewisse angenehme Ausschweifungen, dem Leser dasjenige zu berichten, was er noch nicht weiß, und was er zu wissen verlangt. Allein die Historie, die allemal sittsam ist, allemal behutsam geht, erlaubt sich dergleichen Freyheiten nicht. Die Chronologie ist ihre Fackel: dieser folgt sie Schritt vor Schritt. Also muß der Geschichtschreiber bey dergleichen absonderlichen Historien den Leser

gleich

gleich Anfangs mit der Geschichte der Zeit, des Orts, der Sitten, mit dem verschiedenen Interesse der Personen und mit ihren Charaktern bekannt machen: hiernächst muß er mitten unter allen diesen Umständen den Keim der Begebenheit, die er erzählen will, sichtbar machen, dem Wachsthum und der Entwickelung desselben folgen, und ihn endlich zu seiner bestimmten Reife bringen. Dergleichen Stücke sind ungemein angenehm, weil sie, nebst dem Verdienste der Wahrheit, einen Theil von den Eigenschaften der Poesie besitzen. Es giebt hier eine Einheit der Handlung, einen Anfang, ein Mittel, ein Ende. Es ist ein Körper, den man regelmäßig zertheilen, dessen Gliedern man insgesammt Verhältniß und Ebenmaß geben kann; es fehlt nichts mehr als die poetische Schreibart, das Wunderbare und einige kunstmäßige Unordnung, um eine Epopöe daraus zu machen.

Es giebt Historien, die sich auf das Leben eines einzigen Menschen einschränken. Wenn dieser ein Prinz ist, so ist es eine Materie zu einer eigentlichen Historie: dergleichen ist die Historie Ludewigs des vierzehnten, Ludewigs des eilften, Alexanders des Großen; doch mit der Bedingung, daß man darinn den Staatsmann mehr als den Privatmann betrachte. Denn

wenn

wenn man sich eben so umständlich in seine persönliche Aufführung einläßt, als in die Verwaltung der öffentlichen Geschäffte, so heißt dieß eigentlich eine Lebensbeschreibung.

Die Alten fanden einen besondern Geschmack an Lebensbeschreibungen. Voll Erkenntlichkeit und Hochachtung gegen außerordentliche Leute, und überdem in Betrachtung dessen, daß ein ehrenvolles Andenken das einzige Gut ist, was den Verstorbenen auf der Erde, die sie verlassen haben, übrig bleibt, machten sie sich ein Vergnügen und eine Pflicht daraus, sie dieser geringen Vortheile zu gewähren. Ich würde die Waffen ergreifen, sagt Cicero, die Ehre der berühmten Todten zu vertheidigen, so wie sie solche ergriffen haben, das Leben der Bürger zu vertheidigen. Es sind unsterbliche Lehren, Beyspiele von Tugenden, die dem menschlichen Geschlechte gewiedmet werden. Bildnisse und Statüen, welche die körperlichen Züge großer Männer vorstellen, sind in den Häusern ihrer Kinder eingeschlossen, und werden den Augen einer kleinen Anzahl von Freunden aufgestellt; Lobschriften, die von geschickten Federn entworfen sind, stellen die Seele selbst und ihre tugendhaften Gesinnungen dar. Sie vervielfältigen sich ohne Mühe; sie kommen in alle Sprachen, sie fliegen

gen

gen in alle Länder, und dienen zu Lehrmeistern in allen Weltaltern.

Nepos, Plutarch, Sueton, haben diese Erzählungsart den weitläuftigen Historien vorgezogen. Sie schildern ihre Helden in allen Umständen des Lebens, und sind vornehmlich nach dem Geschmacke solcher Leser, die den Menschen kennen zu lernen begierig sind. Warum soll der ruhige Bürger, der Gelehrte, der Civilbediente nichts als Krieger vor Augen haben, die Städte einnehmen, Schlachten liefern, Frieden den Ländern schenken, die sie entvölkert haben? Dergleichen Züge sind gut für Köpfe, die solche Begebenheit lieben, die ein Geräusch machen. Allein für denjenigen, der den Menschen an sich selber will kennen lernen, sind die kleinen Beschäfftigungen eines Cäsars, eines Augusts, Züge von Heinrich dem vierten, von Ludewig dem vierzehnten unendlich rührender und angenehmer, als Eroberungen und Triumphe.

Sueton und Nepos haben sich begnügt, nur einen einzigen Mann auf einmal vorzustellen. Plutarch hat sich einen weitläuftigern und für einen philosophischen Kopf interessanter Plan gemacht. Er stellt Männer, die sich in gleicher Lebensart berühmt gemacht haben, in Verglei-

chung.

chung. Bey ihm figurirt Cicero neben dem Demosthenes, Hannibal an der Seite des Scipio. Der Leser, der von einem Vergleichungspunkte zu dem andern übergeht, beurtheilt die Grade des Lasters und der Tugend, und beschäfftigt sich wider seinen eigenen Vorsatz, indem er bloß dem Skribenten zu folgen glaubt, der ihn mit sich fortreißt. Es giebt Leute, die diesen Geschichtschreiber allen andern vorziehn, wegen des großen Verstandes, den man überall bey ihm antrifft, wegen seiner gesunden Weltweisheit, die bloß auf die Tugend abzielt; und endlich, weil er den Menschen malt, und zwar weil er ihn mit starken Zügen malt.

V. Kapitel.

Schreibart der Geschichte.

Der Text der Geschichte muß natürlicher Weise eine beziehende Form haben, das will sagen, der Geschichtschreiber muß erzählen, was von den Personen, die er auf die Bühne bringt, gesagt oder gethan worden ist, und sie nicht selber reden lassen. Jedoch, da man angemerket hat, daß, je mehr die handelnden Personen selbst reden, je lebhafter und feuriger die Erzählung wird: so haben die Historienschreiber, nach dem

Maße wie sie es in der Kunst hochgebracht hatten, etwas von der Manier der Poeten geborgt, und die allzumonotonische Form ihrer Erzählung in die dramatische verwandelt.

Zuweilen führen sie die eigenen Worte ihrer Personen an; und alsdann ist dieß eine Urkunde, die sie in die Historie eintragen. Um dergleichen Reden dergestalt einzutragen, wird erfodert, daß sie es wegen ihrer Wichtigkeit verdienen. Alle Worte Alexanders, Augusts, Ludewigs, wenn sie auch allezeit dieser großen Prinzen würdig gewesen wären, sind nicht allezeit der Geschichte würdig. Livius erzählt die eigenen Worte der ersten Kriegserklärungen und Friedensverträge, die mit den benachbarten Völkern Roms gemacht worden sind: Sallust kopirt den Brief des Katilina an den Mallius, und die Rede des Kato und des Cäsars. Diese Stücke gefallen, wenn sie nicht allzulang und körnicht genug sind, daß sie nicht nöthig haben, durch einen Auszug zusammengedrängt zu werden.

Zuweilen nehmen es die Geschichtschreiber auf sich, die Reden, die gehalten worden sind, selbst zu machen, oder auch Reden zu machen, die gar nicht gehalten worden sind; und dieses darum, damit sie die Bewegungsgründe zu den Unternehmungen desto deutlicher vor Augen legen kön-

nen. Der Autor, als ein Nachahmer der Poeten, versetzt sich alsdann in die Umstände, worinn er seine handelnden Personen sieht: er nimmt ihren Charakter an, ihren Geist, ihre Empfindungen; und in dieser durch die bloße Kunst erschaffenen Begeisterung, bemüht er sich so zu reden, wie sie selbst würden geredet haben. Dieses war der herrschende Geschmack des Livius. Dieser geistreiche und feurige Geschichtschreiber konnte der Versuchung, Reden zu halten, unmöglich widerstehn, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot. Es war bey ihm fast zu einer Art von Nothdurft geworden; aber zu einer Nothdurft, wovon es uns leid thun würde, wenn er sie nicht befriediget hätte. Alle Historienschreiber, die seinem Exempel gefolget sind, haben einerley Beyfall mit den Poeten erhalten, welche die Sitten wohl gezeichnet hatten. Wenn nur die Historie ganz allein den Stoff zu dieser Art von Drama hergegeben hat, so scheint es, der Leser müsse dem Historienschreiber verbunden seyn, daß er einen Kunstgriff gebraucht hat, der die Erzählung belebt, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun.

Wann die Historienschreiber befürchteten, diese dramatische Form möchte ihrer Erzählung das Ansehen einer Erdichtung geben, so wähl-

ten sie die beziehende Form, die ein gewisses Mittel zwischen der Erzählung und dem Drama hält. Als das römische Volk auf den aventinischen Berg entwichen war, sandte man den Menenius Agrippa zu ihnen, der sich damit begnügte, ihnen zu sagen *), „daß, zu der Zeit, als die Glie„der des Menschen noch nicht, wie jetzt, einem „einzigen Willen unterworfen gewesen wären, „sondern ein jedes seinen eigenen Willen und „seine eigene Sprache gehabt hätte, sie eines„mals unwillig darüber geworden wären, daß „ihre Sorgen und Bemühungen dem Magen al„les verschaffen müßten, der seiner Seits ganz „ruhig mitten unter ihnen nichts thäte, als daß „er der Güter genösse, die man ihm zuführte. „Sie hätten sich also verschworen, daß die Hand „nicht mehr Speise zum Munde bringen, der „Mund sie nicht mehr annehmen, die Zähne sie „nicht mehr zermalmen sollten; allein, sie wä„ren, da sie auf diese Weise dem Magen wehe „zu thun geglaubt hätten, selbst matt und welk „geworden.“ Der Historienschreiber verschwin-

*) Tempore quo in homine non, ut nunc, omnia in unum consentiebant, sed singulis membris suum cuique consilium, suus sermo fuerit, indignatas reliquas partes sua cura, suo labore ac ministerio ventri omnia quæri; ventrem in medio quietum, nihil aliud quam datis voluptatibus frui: conspirasse inde, ne manus ad os cibum ferrent, &c. *Liv. II, 32.*

det in dieser Erzählung nicht, er zeigt sich an der Seite der handelnden Person.

Zu diesem Schmucke des historischen Styls kömmt noch ein anderer hinzu, der aus den Gedanken entsteht. Es ist nicht möglich, daß einem Autor, der eine Zeitlang eine gewisse Begebenheit unter den Händen gehabt, und sie auf allen Seiten besichtigt hat, nicht eine Menge Gedanken von allerley Art dabey einfallen sollten, die dem Leser nicht einfallen, der flüchtig über die Gegenstände hinwegeilt. Noch mehr: nach dem Charakter und dem herrschenden Geschmacke eines jeden Schriftstellers, sind dergleichen Gedanken entweder moralisch oder politisch, voll Menschenliebe, oder mit Bitterkeit vermischt, einer gesetzmäßigen Unterthänigkeit, oder der Unabhängigkeit zugethan. Es scheint, als ob die Geschichten, indem sie durch den Kopf des Geschichtschreibers gehn, daselst die Farbe des Menschen an sich nehmen. Man sieht leicht, daß diese Schönheiten den Fehlern sehr nahe kommen. Was bedarf der Leser eurer Betrachtungen, wann sie bloß von euch herkommen, wann sie nicht aus der Materie entstehn? Sie entstehen daraus. Gut, so begnügt euch, mich daran zu erinnern, und aufs höchste mir den Keim zu meiner Betrachtung zu zeigen. Wenn

ihr

ihr mir gar zu oft Lehrsätze und Spruchreden auskramt; wenn ihr auf jedem Blatte predigt, wie einige Neuere gethan haben: so mag eure Historie so schön geschrieben seyn, als sie will, ich bin es überdrüßig, Unterweisungen zu bekommen; ich nehme nach und nach Abschied von meinem Schulmeister und lasse ihn auf seinem Katheder stehn.

Dieser Fehler ist mehrentheils der Fehler einer wahrhaftig tugendhaften Seele, die nebst vieler Einbildungskraft einen Vorrath von Philosophie gesammelt hat. Es giebt allenthalben Beziehungen auf die Grundsätze der Moral. Man ergreift sie hitzig, man kann sich nicht entschließen, eine Lehre, eine Betrachtung umkommen zu lassen, die durch ihre glückliche Wendung verführt.

Lebhafte Bilder machen eine noch größere Figur in der Historie, als die Gedanken: sie kommen weit öfter wieder, und nehmen weit mehr Platz in der Rede ein.

Man malt die Geschichte: den Kampf der Horazier und der Curiazier; man malt die Pest zu Rom, die Ankunft der Agrippine mit der Asche des Germanikus, oder den Germanikus selber auf dem Sterbebette.

Man malt die Züge des Leibes, den Gemüthscharakter, die Sitten: den Kato, den Katilina, den Piso, u. s. w. Strenge Lehrer der Beredsamkeit wollen aber, daß man die Menschen mehr durch ihre Handlungen als durch Worte schildern soll. Auch ist Homer und Virgil, die man als Muster des Schönen in Absicht auf die Erzählungen ansehen kann, sehr sparsam mit solchen aufgehängten Gemälden, wo der Skribent sich damit abgiebt, Vorstellungen zu entwerfen, die der Leser sich selber aus den Handlungen abziehen muß, wenn er gescheut ist. Denn ihm kömmt es zu, durch einen Schluß den Charakter der vorgestellten Personen herauszubringen. Muß man ihn immer bey der Hand führen, oder ihn gar den ganzen Weg über tragen? Das Mittel, ihn munter zu erhalten, ist, ihn zu beschäfftigen, ihm eine Arbeit aufzugeben. Wofern die Arbeit nur nicht zu schwer ist, so wird er sie, voll Zufriedenheit mit sich selber, verrichten, und es dem Autor Dank wissen, daß er eine so gute Meynung von ihm gehabt hat.

Nach allem dem, was wir oben von dem Ausdrucke gesagt haben, beläuft sich das Uebrige, was den Styl der Historie angeht, auf sehr wenige Dinge. Man sieht wohl, daß keine oratorische Figur darinn Statt findet, weil diese

Figuren gemacht sind, Leidenschaften auszudrücken; Leidenschaften aber hat ein Historienschreiber nicht: er hat weder Freunde noch Feinde, weder Aeltern, noch Vaterland. Er hat nichts zu beweisen noch umzustoßen; er verklagt nicht, er vertheidigt nicht. Sein ganzes Amt ist, die Sache vorzutragen, wie sie ist. Nihil iratum habet, nihil invidum, nihil atrox, nihil mirabile, nihil astutum; casta, verecúnda, virgo incorrupta quodam modo. *Cic.* Sallust und Tacitus scheinen von diesem Stücke mehr besessen zu haben, als Livius. Wenn man diesen letztern liest, so empfindet man, daß er ein Römer gewesen ist; bey ihm schätzt man den Hannibal hoch, man bewundert ihn; allein, man fürchtet sich vor ihm, weil man Rom lieb hat. Doch dieser Fehler war eine Schönheit für die Römer. Wer ist Philosoph genug, sein Werk keinem andern, als dem menschlichen Geschlechte oder der Nachwelt zuzueignen?

Wir reden nicht vom Kurtius, der eigentlich nur eine Lobrede auf den Alexander gemacht hat; noch auch vom Xenophon, der nichts anders zu schreiben verlangt hat, als ein Muster eines vollkommenen Monarchen. Dieser letztere ist der simpelste, der naiveste unter allen Geschichtschreibern, wenn man den Cäsar ausnimmt, der

sich in diesem Stücke, wie in den übrigen, als den ersten Geist seines Jahrhunderts bewiesen hat. Er ist nicht gekräuselt, sagt Cicero, nicht geschmückt, nicht geputzt; aber er ist viel schöner, als wenn er es wäre. Die gesuchten Wendungen, die starken Redensarten, die glänzenden Gedanken, schicken sich mehr für einen Rhetor, der einen Theil der Aufmerksamkeit, die bloß seinem Stoffe gebührt, auf sich selbst ziehen will, als für einen Mann von gesunder Vernunft. Alle diese Ausstaffirungen dienen mehr die Historie zu verstellen, als zu verschönern.

Die vornehmste Eigenschaft des historischen Styls ist, er muß eilfertig seyn. Der Geschichtschreiber eilt, auf die Begebenheit zu kommen; und für ihn ist die Lehre, die den Dichtern gegeben wird, unumgänglich nöthig:

> Est brevitate opus, ut currat sententia, neu se
> Impediat verbis lassas onerantibus aures. *Hor.*

Der Styl muß der Materie gemäß seyn. Eine allgemeine Geschichte wird nicht in eben dem Tone geschrieben, wie eine besondere Geschichte: sie ist fast eine anhaltende Rede; sie ist periodischer, sie hat mehr Numerus. Livius und Tacitus haben einen weit höhern Ton, als Nepos. Wiewohl der Charakter des Skri-

benten

denken selber oft eben so viel dazu beyträgt, ihm mehr oder weniger Erhabenheit zu geben, als die Materie. Wie viel Gewalt man sich auch anthut, so kann man sich selbst doch nicht so sehr vergessen, daß man die Dinge nicht nach seinem eigenen Geschmacke zurichten sollte. Und überdem, was hat ein Autor für einen andern Wegweiser, als seinen Geschmack? Es kömmt nur darauf an, ihn gut zu haben.

VI. Kapitel.

Von der Naturgeschichte.

Der Kanzler Bakon in dem vortrefflichen Werke, worinn er einen Abriß von der möglichen Vollkommenheit der Wissenschaften macht, theilt die Naturgeschichte in drey Zweige, wovon der erste die regelmäßigen Werke der Natur unter sich begreift, das heißt diejenigen, wobey es uns dünkt, daß die ordentlichen Gesetze der Natur beobachtet worden sind; der zweyte ihre Ausschweifungen, das heißt, diejenigen Werke, wobey die Natur sich scheint von ihrem ordentlichen Wege verirrt zu haben; der dritte, die Künste, das heißt, die Werke, wobey die Natur durch Menschenhände gebraucht oder nachgeahmt worden ist: mit drey Worten,

die Freyheit, den Irrthum, den Zwang der Natur; oder, die beständigen Geburten, die sich täglich in jeder Gattung erneuern; die außerordentlichen Erscheinungen, welche von Zeit zu Zeit die Augen rühren und die Einbildungskraft in Erstaunen setzen; und endlich die Werke, welche Fleiß und Geschicklichkeit der Menschen aus dem Grunde und Boden der Natur hervorzieht: dieß ist der ganze Gegenstand der Naturgeschichte.

Wer es unternimmt sie zu studiren oder von ihr zu schreiben, der bedenke, daß die Welt der Tempel der Gottheit ist. Wenn wir, wie ein Heide gesagt hat, so bald wir vor die Altäre treten, die Augen niederschlagen, wenn wir in unserm ganzen äußerlichen Betragen Bescheidenheit und Ehrfurcht blicken lassen: wie viel mehr müssen wir nicht behutsam und ehrerbietig seyn, wenn wir es unternehmen, die Gestirne, den Himmel, die Götter kennen zu lernen. Lasset uns ein Mißtrauen in uns selber setzen, und uns fürchten, zu versichern, was wir noch nicht wissen, oder zu hinterhalten, was wir wissen. Diese wichtige Lehre giebt uns Aristoteles. Plato, durchdrungen von dieser Empfindung, fängt seine Abhandlung von der Natur, mit einer Anrufung Gottes an. Niemals hat sich die wahre

Welt-

Weltweisheit geschämt, Ehrerbietung für das höchste Wesen zu bezeugen, selbst zu der Zeit, da die Philosophen dieses Wesen nur unvollkommen erkannten.

Weder der Plan noch der Gegenstand unsers Werkes fodern von uns eine umständliche Untersuchung dieses Theils. Es ist genug für uns, der Jugend zu verstehen zu geben, daß dieses Studium eben so nützlich als angenehm ist.

Was kann den Menschen mit mehr Zufrieheit erfüllen, als die Kenntniß von allen Gütern, mit welchen er umgeben ist, und von den Beziehungen aller Wesen untereinander und auf ihn selbst? Alsdann, spricht Seneka, sage ich den Göttern Dank: alsdann finde ich das Leben theuer und werth, wann ich die Natur betrachte, wann ich mit meinen Augen bis in ihr Innerstes dringe. Weswegen könnte ich mich wohl sonst glücklich preisen, unter der Zahl der Lebendigen zu seyn? Etwa darum, daß ich unaufhörlich Trank und Speise durchseigen kann; daß ich täglich einen zerbrechlichen Körper stütze, der alle Stunden baufälliger wird, und funfzig bis sechzig Jahre einen Krankenwärter bey ihm vorstelle? Nein, sondern daß ich die Natur erkennen lernen und mich durch diese Erkenntniß, bis zu dem unendlichen Wesen erheben kann, wel-

welches alle Dinge geschaffen und geordnet hat, und sie alle erhält und regiert *).

Seneka ist nicht der einzige der auf diese Weise von den Absichten geredet hat, die man sich bey Erforschung der Natur vorsetzen soll: Cicero hatte es schon vor ihm gethan, nach dem Beyspiele aller Philosophen des Alterthums. Ja, es ist nicht einmal nöthig, durch die Offenbarung unterrichtet zu werden, wenn man diese Wahrheit empfinden soll:

Der Donner, mit Flammen beflügelt, verkündigt mit brüllender Stimme
Die hohen Thaten von ihm. Vor Ehrfurcht zittern die Haine
Und wiederhallen sein Lob. In tausend harmonischen Tönen,
Von dem Verstande gehört, verbreiten Heere Gestirne
Die Größe seiner Gewalt und Huld von Pole zu Pole.
Kleists Frühling.

Die Eigenschaften Gottes, seine Weisheit, seine Macht, seine Güte, seine Vorsehung, sind allenthalben eingegraben; man sieht sie nicht allein in den Himmeln, in den Lufterscheinungen, in

*) Tunc naturae rerum gratias ago, cum illam non ab hac parte video, quae publica est, sed in secretiora ejus intravi; cum disco, universi quis auctor sit, quis custos, quid sit Deus ... Nisi ad haec admitterer, non fuerat

in dem aufrührischen Meere, das den Sand des Grundes entblößet, man sieht sie in einem Insekt:

Wer lehrt die Bürger der Zweige voll Kunst sich Nester zu wölben,
Und sie vor Vorwitz und Raub, voll süßes Kummers zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen mit Liebe?
Durch dich ist alles was gut ist, unendlich wunderbar Wesen,
Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so herrlich im Vogel,
Der hier im Dornstrauch hüpft, als in der Feste des Himmels,
In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden Cherub.

Ebendas.

Durch die Naturgeschichte entdeckt man die Endursachen und Absichten des Schöpfers in Ansehung der Menschen; man lernt die Wohlthaten des höchsten Wesens erkennen und ihm den schuldigen Tribut der Danksagung bezahlen. Ist wohl ein Gegenstand größer und fähiger, den

fuerat operae pretium nasci. Quid enim erat cur in numero viventium me positum esse gauderem? An ut cibos et potiones percolarem? Ut hoc corpus casurum, et fluidum, periturumque, nisi subinde impleatur, farcirem, & viverem aegri minister? 6 *Quaest. Nat.*

den Werth der Naturgeschichte zu erhöhen? Er ist aber nicht der einzige.

Sie bringt dem Ackerbau, dem Handel, der Arzeneykunst, allen Künsten die wichtigsten Vortheile. Sie lehret uns, was die verschiedenen Erdstriche hervorbringen; sie giebt uns neue Ideen an die Hand, von den Materialien, die wir besitzen, einen klugen Gebrauch zu machen; sie verbindet die Völker durch die gegenseitige Mittheilung ihrer Reichthümer; sie macht uns zu Einwohnern aller Welttheile, so, wie die bürgerliche Geschichte uns zu Zeitverwandten aller Jahrhunderte macht.

Aristoteles hatte seinem Schüler, Alexandern dem Großen, begreiflich gemacht, von welcher Schönheit und Wichtigkeit ein Werk über die Natur, über den Charakter und die Sitten der verschiedenen Thiergeschlechter seyn würde. Dieser Prinz, mitten unter seinen Triumphen, ungeachtet des stolzen Geräusches der Ehre und des Glücks, das ihn begleitete, vergaß nicht, dem Philosophen alle in Griechenland unbekannte Arten zuführen zu lassen, um die Gränzen der Wissenschaften eben so zu erweitern, als er die Gränzen seiner Herrschaft erweiterte. Er fügte umständliche Nachrichten hinzu von der Erzeugung, der Nahrung, der Lebensart, der Ver-

richtung dieser Thiere. Aristoteles stellte darüber eine anatomische Vergleichung mit dem Baue des menschlichen Leibes an; und indem er in seinen Betrachtungen von dem, was wir selbst sind, ausgieng, so gab er auf einen Blick die Gleichförmigkeit und den Unterschied in der Anzahl, der Einrichtung, der Stellung, dem Gebrauche dieser Theile zu sehn. Er hatte über diese Materie vierzig Bücher geschrieben, wovon die zehn, die uns übrig geblieben sind, machen, daß Kenner den unschätzbaren Verlust der übrigen bedauren. „Dieses Werk, sagt der Herr „von Büffon in seiner Vorrede über die Natur„geschichte, kam meinen Augen als ein Verzeich„niß von Materien vor, das man mit der größe„sten Sorgfallt aus viel tausend Bänden von al„lerley Gattung ausgezogen habe. Es ist der ge„lehrteste historische Auszug, der jemals gemacht „worden ist, wenn die Wissenschaft in der That „nichts anders ist, als eine Historie dessen, was „sich zuträgt. Und gesetzt auch, daß Aristote„les dasjenige, was er in sein Buch gebracht „hat, aus allen Büchern seiner Zeit zusammen „gelesen hätte: so läßt uns doch der Plan des „Werks, seine Eintheilung, die Wahl der Exem„pel, die Richtigkeit der Vergleichungen, ein „gewisser Zuschnitt in den Gedanken, den ich den

„philo-

„philosophischen Charakter nennen möchte, nicht „einen Augenblick zweifeln, daß er nicht selbst „weit reicher gewesen seyn sollte, als die, von „denen er entlehnt haben mag.“

Theophrast, ein Schüler des Aristoteles, hatte alles, was man zu seiner Zeit von der Historie der Pflanzen wußte, zusammen gesammelt. Wir besitzen noch ein Stück von seinem Werke, woraus man die Art und Weise ersehen kann, nach welcher er diesen Theil abgehandelt hat.

Plinius der Aeltere, dem man diesen Zunamen giebt, ihn von seinem Neffen, dem jüngern Plinius, von dem wir die Briefe besitzen, zu unterscheiden, hat einen Plan zur Naturgeschichte entworfen, der die menschlichen Kräfte zu übersteigen scheint. „Seine Geschichte, sagt der „neuere Naturalist, den ich eben angeführt habe, „begreift außer der Geschichte der Thiere, der „Pflanzen, der Mineralien, die Geschichte des „Himmels und der Erde; die Arzneykunst, den „Handel, die Schiffahrt; die Geschichte der „freyen und der mechanischen Künste; den Ur„sprung der Sitten und Gebräuche, mit einem „Wort, alle natürlichen Wissenschaften und alle „menschlichen Künste; und welches erstaunens„würdig ist, in jedem Theile ist Plinius gleich

„groß

„groß .... Sein Werk ist so mannichfaltig, „als die Natur.“

Diese Hülfsmittel, die uns das Alterthum liefert, verbunden mit den Untersuchungen der neuern Naturforscher, die unermeßlichen Sammlungen des königlichen französischen Kabinets, und überhaupt die Sammlungen einiger reichen Privatpersonen, deren Geschmack auf diesen Gegenstand gefallen ist; die gesammelten Nachrichten so vieler Gelehrten und Reisenden, werden unser Jahrhundert bald in den Stand setzen, mit einer Geschichte der Natur zu prangen, die weit reicher, weit philosophischer und weit vollständiger seyn wird, als alle die bisher erschienen sind.

Dritter Artikel.

Von der Schreibart der Briefe.

Die Gattung der Briefe ist nichts anders, als die oratorische Gattung heruntergesetzt, bis auf eine bloße Unterredung: folglich giebt es so vielerley Arten von Briefen, als es Arten von Reden giebt.

Man räth in einem Briefe, man widerräth, man ermahnet, man tröstet, man frägt, man empfiehlt, man söhnt aus, man untersucht: und alsdann kömmt man in die Gattung der berathschlagenden Reden hinein. Man verklagt, man beschwert sich, man droht, man bittet um Schadloshaltung: dieses schlägt in die gerichtlichen Reden ein. Man lobt, man tadelt, man erzählt, man wünscht Glück, man dankt, ꝛc. alles dieses rechnet man zu der demonstrativen Gattung, die wir, nach ihrem vornehmsten Gegenstande, die Gattung der Ehrenreden genannt haben.

Man kann die Briefe in zwo Klassen theilen: einige kann man philosophische nennen, worinn man auf eine freye Art gewisse gelehrte Materien abhandelt; andere, vertraute, die nichts anders sind, als eine Art von Gespräch unter

Abwesenden: absentium mutuus sermo. Der Styl der letztern muß demjenigen ähnlich seyn, dessen man sich in einer persönlichen Unterredung mit einer solchen Person bedienet haben würde. In den philosophischen Briefen, welches eigentlich Abhandlungen oder Reden sind, die man an einen Freund richtet, erhebt man sich zuweilen mit seiner Materie, nachdem es die Umstände erfodern.

Wir bemerken hier, daß die natürliche oder einfältige und die vertraute Schreibart nicht einerley ist. Man schreibt in einem natürlichen Styl an Personen, die den höchsten Rang über uns haben, aber man schreibt nicht im vertrauten Styl. Alles, was vertraut ist, ist natürlich; aber nicht alles, was natürlich ist, ist vertraut.

Die Vertraulichkeit setzt eine gewisse freundschaftliche Verbindung, einen freyen und öftern Umgang mit den Personen, eine Art von Gleichheit zum Grunde, vermöge welcher man sich in seinen Reden gar keinen Zwang anthut; weil man sicher ist, daß alles, was man sagt, wohl aufgenommen werden wird, oder, was etwa fehlerhaft seyn möchte, Vergebung erhalten wird. Personen, die über uns sind, haben, in dem Punkt der Ehrenbezeugungen ein so zartes

Gefühl, daß es schwer ist, ihnen zu entwischen, wenn man gegen sie fehlt. Ein Wort, ein Ton, eine Geberde, ein Nichts wird bemerkt, gefühlt, gerichtet.

Was die natürliche oder einfältige Schreibart betrifft, so sehe man hier, wie sie Cicero in seinem Redner charakterisirt:

„Diese Schreibart senkt sich herab, und ist „eine Nachahmung der Sprache des Umgangs. „Dem Anscheine nach ist sie von der Rede des „Volks sehr wenig unterschieden; im Grunde „ist sie weiter davon entfernet, als man denkt. „Alle, die sie hören, auch so gar die Unberedte„sten glauben, daß nichts leichter sey, als auf „solche Weise zu reden. Und in der That, wann „die Rede bis auf einen gewissen Grad geschwächt „und erniedrigt wird, so scheint es beym ersten „Anblicke, als wäre sie leicht nachzuahmen, macht „man aber den Versuch, so entdeckt man die „Schwierigkeit *).“

Die Ursache warum es scheint als wäre sie so leicht nachzuahmen, ist diese: man findet darinn

*) Summissus est & humilis, consuetudinem imitans, ab indisertis re plus quam opinione differens. Itaque eum qui audiunt, quamvis ipsi infantes sint, tamen illo modo confidunt se posse dicere. Nam orationis subtilitas imitabilis illa quidem videtur esse existimanti; sed nihil est experienti minus. *Orat. Num.23.*

inn die eigentlichsten Wörter und die naivesten Wendungen; das heißt, man hat den sogenannten einzigen Ausdruck gebraucht, und die Redensart scheint sich von selbst in Ordnung gestellt zu haben. Dieser Charakter leuchtet besonders aus den Briefen der Frau von Sevigne hervor. Nichts ist leichter, sanfter, naiver: nichts ist schöner.

„Obgleich diese Gattung nicht sehr genährt „werden, nicht blutreich seyn darf: so muß sie „doch genugsame Säfte bey sich führen, die an„zeigen, daß sie, wenn ihr gleich die athletische „Stärke fehlt, doch wenigstens bey vollkomme„ner Gesundheit ist *).“

Armuth, Trockenheit, ist ganz etwas anders, als Simplicität; es giebt eine gewisse körnichte Simplicität, wo jeder Gedanke eine geziemende Ausdehnung besitzt, wo das Gewebe des Gesprächs allezeit hinlänglichen, obgleich nicht überflüßigen Zeug hat.

„Man befreye sie zuerst von den Fesseln des „Numerus **).“

*) Etsi enim non plurimi sanguinis est, habeat tamen succum aliquem oportet, ut, etiamsi illis maximis viribus careat, sit, ut ita dicam, integra valetudine. *Ibid.*

**) Primum igitur eum e vinculis numerorum eximamus. *Ibid.*

Es giebt, wie man weiß, verschiedene Arten des Numerus, die der oratorischen Rede zukommen: aber der einfältige, der natürliche Styl ist ihren Gesetzen nicht unterthan; sein Gang ist frey und ungezwungen. Der gar zu merkliche Numerus ist der Fehler von Balsaks Briefen. Er gebraucht wohlklingende Worte, harmonische Gänge, Fortschreitungen: lauter übel angebrachte Dinge in einem vertrauten Briefe. Diese Anmerkung erklärt sich aus dem, was wir von dem oratorischen Numerus und der Harmonie gesagt haben.

„Ferner darf man hiebey auch nicht auf eine „kunstmäßige Zusammenkettung der Wörter sehn: „vielmehr hat die Begegnung der Vokalen, diese „Art von Lücke in der Rede, hier einen ganz be„sondern Reiz; weil sie einen Menschen anzeigt, „der auf eine angenehme Art unachtsam gewe„sen ist, und sich mehr um Sachen als um Wör„ter bekümmert hat *).“

Man vermeidet die Zusammenkunft der Vokalen in der Poesie. In der höhern Prose sucht man ihr so oft auszuweichen, als man kann; aber

*) Verba enim verbis quasi coagmentare negligat. Habet enim ille tanquam hiatus concursu vocalium molle quiddam, et quod indicet non ingratam negligentiam de re, hominis, magis quam de verbis, laborantis. *Ibid.*

aber in einem Briefe läßt man diese Sorgfalt für die allzukleinen Theile fahren; weil man hier nicht mit gedrängten Gliedern gehn, nicht durch die Vereinigung vieler Kräfte einerley Art von Eindruck erregen will.

„In diesen beiden Stücken hat also der Brief„styl mehr Freyheit, nehmlich in der periodi„schen Anordnung und in der genauen Zusam„menkettung der Wörter: laßt uns sehen, wie „er im übrigen beschaffen seyn muß. Denn „auch die kleinen, die geringfügigen Redensarten „sind nicht zu vernachläßigen; vielmehr giebt es „eine gewisse Kunst kunstlos zu scheinen. So „wie es Weiber giebt, denen es wohl ansteht, „wenn sie ungeputzt sind: so giebt es auch eine „geringfügige Rede, die ungeschmückt am besten „gefällt. Bey beiden legt man es darauf an, „daß sie gefallen sollen: aber es muß nicht zu „sehen seyn. Die Perlen und aller schimmern„de Putz, muß bey Seite geschafft werden; man „darf nicht einmal das Kräuseleisen gebrauchen, „am allerwenigsten die Schminke *).“

*) Sed erit videndum de reliquis, cum hæc duo ei liberiora fuerint, circuitus conglutinatioque verborum. Illa enim ipsa contracta et minuta, non negligenter tractanda sunt, sed quædam etiam negligentia est diligens. Nam ut mulieres esse dicuntur nonnullæ inornatæ, quas id ipsum deceat: sic hæc subti-

Die Frau von Sevigne sagt eben dasselbe nach ihrer Art: Die Prinzessinn von Tarent sagt alle Tage, sie will an Euch schreiben. Sie schnitzt an ihren Federn; denn ihre Staatsschreiberey ist ein Stickwerk, das sich nicht so auf der Flucht machen läßt. Wir hätten viel zu thun, meine liebe Tochter, wenn wir an alle unsre D und L Liebesknoten machen wollten.

„Nettigkeit und Reinigkeit bleiben diesem „Styl allein übrig *).“

Wer vereinigt diese beiden Eigenschaften in einem höhern Grade, als die Frau von Sevigne?

„Ihn lebhafter zu machen, muß man ihn mit „artigen Einfällen untermengen, die von selbst „plötzlich entstanden zu seyn scheinen **).“ Die Prinzessinn kehrt nach Rennes zurück zu denen Herren von Chaulnes, die hergeschickt

subtilis oratio etiam incomta delectat. Fit enim quiddam in utroque, quo sit venustius, sed non ut appareat. Tum removebitur omnis insignis ornatus, quasi margaritarum; ne calamistri quidem adhibebuntur. Fucati vero medicamenta candoris, et ruboris, omnia repellentur. *Ibid.*

*) Elegantia modo et munditia remanebit. *Ibid.*

**) Acutæ crebræque sententiæ ponentur, et nescio unde ex abrupto erutæ. *Num.* 24.

geschickt hatten, anzufragen, ob sie uns ihre Aufwartung machen dürften. Sie gab in ihrer Sprache einen Bescheid darauf, so wie es ihr gut schien. Ich gab meinen Bescheid mit nein, sondern ich würde mit dieser Prinzessinn hinkommen und ihnen meine Schuldigkeit bezeugen; und sie selbst gäbe ihnen diesen Besuch als ein pures Geschenk, indem sie gar nicht die Absicht hätte, den Staat, der die Herren begleitete, hieher zu ziehn. Sie ist sehr vergnügt, daß ich sie so mit lachendem Muthe von einer großen Unruhe befreyt habe... Ich habe den Janustempel zugeschlossen. Mich dünkt das Wort war hier nicht übel angebracht. Man erwartete hier in der That keine dergleichen Anspielung auf den Janustempel, der zugeschlossen wurde, wenn ein allgemeiner Friede im römischen Reiche herrschte. Ein Besuch, den man als ein pures Geschenk giebt, ist eine sonderbare Wendung. Ein fruchtbarer Geist, und ein gewisser Schnitt des Witzes, bringen dergleichen unerwartete Züge hervor. Die Frau von Sevigne ist ganz voll davon; dieses ist eben die Schönheit ihrer Briefe; Jedermann weinte; ein kleiner Junker stand dabey, der wurde zur Quelle. Allem

Ansehen nach hatte sie unlängst Ovids Verwandelungen gelesen. Man müßte alle ihre Briefe übersetzen, wenn man die Züge von dieser Art zusammenlesen wollte. Eine ganz andere Art von feinem Witze, als in den Briefen des Voiture und des Plinius herrscht. Das Feine dieser Skribenten ist gelehrt, ausstudirt, symmetrisch, von künstlicher Wendung: bey der Frau von Sevigne hat alles ein schönes Naturell, ein freyer Kopf und ein freyes Herz eingegeben.

„Endlich muß man sich auch des oratorischen „Hausgeräthes mit Bescheidenheit bedienen: ich „nenne unser Hausgeräth alles, was sowohl in „Zierrathen der Gedanken, als in Zierrathen „der Worte besteht *).“

Der Briefstyl läßt alle Figuren, so wohl in Worten als in Gedanken, zu; aber er läßt sie nach seiner Art zu. Es giebt Metaphern für alle Stände; eben so giebt es auch Fragen, Suspensionen ꝛc. Die Ursach ist, weil alle diese Wendungen Ausdrücke der Natur sind.

„Es

*) Verecundus erit usus oratoriæ quasi supellectilis. Supellex est enim quodam modo nostra, quæ est in ornamentis, alia rerum alia verborum. *Ibid.*

„Es ist ein Gastmahl ohne Pracht, ohne Ue„berfluß; wobey aber nicht allein Haushältig„keit, sondern auch Zierlichkeit herrscht *).

„Hier sieht man keine gegen einander gestell„ten Aehnlichkeiten, keine gleichmäßigen Abthei„lungen, noch Schlußfälle von einerley Art, „oder durch Abänderung der Buchstaben gesuch„te Schönheiten: aus Furcht dergleichen Zier„rathe möchten gekünstelt scheinen und die Lust „zu gefallen allzusehr verrathen **). . . . Der „Briefschreiber wird nicht das Vaterland redend „einführen, nicht die Todten aus den Gräbern „hervorrufen, nicht viele Dinge auf einander „häufen, um sie zuletzt gleichsam in Einen Kno„ten zu binden ***).

„Auch kann man den Scherz mit einstreuen, „der dieser Gattung eine unvergleichliche Würze „giebt. Man hat zwo Arten davon: die eine „nennt man schlechtweg aufgeräumtes Wesen, „die

*) Sicut in epularum apparatu, a magnificentia recedens, non se parcum solum, sed etiam elegantem videri volet. *Num.* 25.

**) Huic acuto fugienda sunt paria paribus relata, et similiter conclusa, eodemque pacto cadentia: ne elaborata concinnitas, et quoddam aucupium delectationis manifesto deprehensum appareat. *Ibid.*

***) Non faciet Rempublicam loquentem, nec ab inferis mortuos excitabit, nec acervatim multa frequentans, una complexione devinciet. *Ibid.*

„die andere besteht in den so genannten launi-„schen Einfällen . . . Der erstern bedient man „sich, wenn man etwas artig erzählen will; der „letztern, wenn man einen kleinen Stich aus-„theilen, wenn man ein Ding lächerlich machen „will *).“

Das aufgeräumte Wesen kann sich über alle Gegenstände ausbreiten, so ernsthaft, so traurig sie auch sind. Es giebt immer eine Art, die Dinge mit Anmuth vorzustellen. Die Frau von Sevigne war durch den Tod des Herrn von Turenne eben so niedergeschlagen, wie ganz Frankreich, und sie sagt auf eine lustige Art: die Kanone, die ihn getödtet, sey von Ewigkeit her geladen gewesen. — „Rathet einmal, mei-„ne Tochter, was das für ein Ding ist, das am „geschwindesten kömmt, und am langsamsten „weggeht; das Euch der Gesundheit so nahe „bringt, wie möglich, und Euch am weitesten „davon entfernt; das Euch in den angenehm-„sten Zustand von der Welt setzt, und Euch ver-„hindert, ihn zu genießen; das Euch die schön-„sten Hoffnungen von der Welt giebt, und die Wir-

*) Huic generi orationis aspergentur etiam sales, qui in dicendo mirum quantum valent: quorum duo genera sunt, unum facetiarum, alterum dicacitatis... Altero utetur narrando aliquid venuste, altero in jaciendo mittendoque ridiculo. *Num. 26.*

„Wirkung davon am längsten verzögert; könnt „Ihr es denn nicht rathen? Es ist ein Fluß. „Schon seit drey und zwanzig Tagen liege ich „krank daran. Seit dem vierzehnten bin ich „ohne Fieber und ohne Schmerzen; und in die„sem glücklichen Zustande, worinn ich hoffte her„um gehen zu können, welches alles ist, was ich „wünsche, finde ich mich von allen Seiten auf„geschwollen; . . und dieses Schwellen, welches „meine Genesung heißt, und es auch in der That „ist, macht die ganze Ursache meiner Ungeduld „aus. . . Ehe ich dieses Päckchen zusiegele, wer„de ich meine dicke Hand fragen, ob sie wohl „erlauben will, daß ich Euch ein paar Worte „schreiben darf. . . Lebet wohl, meine allerlieb„ste, ich beschwöre euch alle, das Ding mit Zit„tern zu respektiren, was man Fluß nennt. . . „Da kömmt der Frater, der seit acht Tagen auf „Euch schimpft, daß Ihr Euch in Paris der Ar„zeney des Herrn De-Lorme widersetzt habt. . .

Von dem Herrn von Sevigne.

„Wenn meine Mutter sich der Vorschrift die„ses guten Mannes überlassen, und alle Mona„the etwas von seinem Pulver genommen hätte, „so wäre sie nicht in diese Krankheit gefallen, „die von einer erstaunlichen Verdickung der Säfte „her=

„herrührt: allein, es hieß, man wollte meine „Mutter umbringen, wenn man ihr rieth, eine „Portion davon zu versuchen. . . Seyd Ihr „nicht klug, Bruder, daß Ihr haben wollt meine „ne Mutter soll Antimonium nehmen? man darf „nur ein wenig Diät halten, und alle Monathe „etwas abgekochte Senesblätter nehmen . . . „Meine Mutter ruft: Kinder, ihr seyd Thoren, „wenn ihr glaubt, daß sich eine Krankheit ab„weisen läßt! Muß nicht die Vorsehung Gottes „ihren Lauf haben? und können wir mehr thun, „als ihr gehorchen? — Das ist freylich sehr „christlich; aber man nehme immer auf Ab„schlag ein wenig von dem Pulver des Herrn „De-Lorme.“

Man muß beym Scherzen ungemein behutsam seyn, weil der Scherz nur alsdann gut ist, wann er wohl angebracht wird, und weil es schwer ist, in Briefen das rechte Pünktchen zu treffen: man zielt aus einer so weiten Ferne! Oftmals trifft ein Wort, das mit Fröhlichkeit des Herzens aufgenommen werden sollte, einen schwarzen Augenblick an, und findet sich mitten unter Verdruß und Betrübniß ein. Eben so verhält es sich auch mit den traurigen Ausdrükken. Wie? ihr habt noch den Herrn von ** zu beweinen? In diesem Lande denkt man nicht

nicht mehr daran. Man muß abfertigen können. Briefe, die auf eine solche Art zur Unzeit ankommen, haben, wie die Sevigne sagt, das Ansehen einer Dame aus der Provinz, die, in einer Gesellschaft zu Paris, geheime Geschichten aus Avignon erzählt. Das sicherste ist, falls man nicht in einer großen Vertraulichkeit steht, sich an die gesunde Vernunft zu halten, die zu allen Stunden und an allen Orten Platz findet, und die der Nebendinge zu ihrer Würze nicht bedarf.

Was die launischen Einfälle anbetrifft, so ist es noch gefährlicher, sie sich entwischen zu lassen: weil sie sehr oft einen Anstrich von Bosheit bey sich führen. Lieber erzähle man die Einfälle anderer, oder man suche von einer gewissen lustigen Begebenheit Vortheil zu ziehn, seinen Brief damit aufgeräumt zu machen; allein, es muß allemal auf eine Art geschehn, daß man allen Verdacht der Bösartigkeit weit von sich weg wirft. Vielleicht bekommen wir in dem ersten Augenblick gelinde Richter: aber wer weiß, ob nicht in der Folge eine heimliche Veränderung vorgeht? Wer weiß, ob man in einem andern für uns nicht so günstigen Augenblick diesen Zug nicht etwa mit einem andern zusammenhält, um daraus einen schlechten Charakter zu schließen.

Man

Man muß andern niemals Waffen wider sich selbst in die Hände geben.

Sich deutlich vorstellen, wer man ist, und mit wem man redet, ist das erste, was erfodert wird, gut zu reden, und folglich auch gut zu schreiben. Diese Vorstellung ordnet alles an, was man sagen soll, und auf welche Weise man es sagen soll. Sie schreibt die Sachen, die Wendungen, die Ausdrücke vor. Die geringste Abweichung von ihr verursacht eine desto größere Unschicklichkeit, weil es die Eigenliebe allemal weiß, wann man ihr Unrecht thut, wann man ihr Gefälligkeit erzeigt, wann man ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt: also muß man sich vor allen Dingen diejenigen als gegenwärtig vorstellen, an welche man schreibt.

Man steht mit ihnen in allerley Verhältnissen: in Verhältnissen der Gleichheit, in Verhältnissen des Oberranges. In dem Oberrange giebt es Stufen, die bis ins Unendliche verschieden sind, und die zusammengesetzt sind aus Pflichten, aus Achtungen, aus Freundschaft, aus Zärtlichkeit, aus Erkenntlichkeit, aus Interesse, aus dem Vergangenen, aus dem Gegenwärtigen, aus dem Zukünftigen, aus dem Wirklichen, aus dem Möglichen, aus Furcht, aus Hoffnung, mit einem Worte, aus allen Arten

von

von Beziehungen auf die Eigenschaften, auf die Glücksgüter, auf den Stand der beiden Personen, deren eine an die andere schreibt. Versäumt man einen von diesen Beziehungspunkten, so ist man ein Thor oder ein Geck. Ein Oberer läßt sich zu sehr merken, wer er ist: sein Brief macht ihm einen Feind; ein Geringerer erniedrigt sich zu sehr: man erdrückt ihn; ein Gleicher nimmt sich Freyheiten heraus: man demüthigt ihn; man verlangt etwas mit Dreustigkeit: seht da, einen Menschen, der sehr zuversichtlich ist; mit Furchtsamkeit: er traut sich selber nicht, vielleicht ist er gar hochmüthig. Ein richtiger Verstand, ein wohlgeordneter Geist, trifft die Mittelstraße und sucht sich darauf zu erhalten.

Wenn man bloß zu loben, Beyfall zu geben, Glück zu wünschen, gehorsamen Dank abzustatten hat, kann man die Feder laufen lassen, wie sie will: man steht nicht leicht in Gefahr, die Leute zu beleidigen mit denen man spricht. Die von zärtlichem Geschmacke wünschen freylich eine feine Wendung, einen Eindruck, der nicht allzutief geht, sondern gleichsam im Vorbeygehn gemacht wird, und so, daß man das Lob sehen oder nicht sehen kann, es ablehnen oder annehmen, darauf antworten, oder es mit Still-

schweigen übergehen, sich zu einem Theile bekennen und das übrige insgeheim genießen kann. Allein, wenn auch dergleichen Feinheit nicht angebracht worden ist, so vergiebt man es leicht, der guten Absicht wegen.

Wann von Geschäfften die Rede ist, so ist alles Laubwerk gefährlich: oft verwickelt man sich selber in seine Perioden. Die eigentlichsten Wörter, die einfältigsten Wendungen und vornehmlich die Kürze, stehen hier an ihrem Orte. Die Frau von Maintenon ist ein unvergleichliches Muster in diesem Stücke: sie sagt, was man sagen muß, und sagt nicht mehr, als man sagen muß, und sagt es gut.

Die Frau von Sevigne, die man bey dieser Materie nicht zu oft anführen kann, befand sich mit ihrer Tochter in einer unvergleichlichen Stellung, gut zu schreiben. Das Herz und die Freymüthigkeit verfertigten das ganze Werk. Sie war beständig bey ihrer Tochter gegenwärtig; sie hatte aus ihr, wie man von ihr sagte, ihren alltäglichen Gedanken gemacht. Man thue noch die große Kenntniß der Welt, die Erfahrung in den Sachen des gemeinen Lebens, die Lesung der angenehmsten Bücher, viel Witz und Munterkeit des Geistes hinzu: alles dieses mußte Wunder hervorbringen. Wann sie aber

an andere schrieb, als an ihre Tochter, so hatte sie der Schönheiten weniger, weil sie weniger Freyheit und Freundschaft hatte. „Euch gebe „ich aus allen Körben das oberste, ich meyne „die Blume meines Witzes, meines Kopfes, „meiner Augen, meiner Feder, meines Schreib„zeugs, und dann mag alles andre gerathen, „wie es will.“ Sie fand ein Vergnügen, an diese geliebte Tochter zu schreiben, bey den andern arbeitete sie. Es ist niemand auf der Welt, der dieses nicht eben so wohl erfahren hat, wie sie. Wann das Herz diktirt, so geht es geschwinder, als die Feder gehen kann. Wann man sich zwingt, giebt der Geist nur ungern; man ist trocken, die Quelle stockt.

In solchen ungünstigen Augenblicken muß man seine Zuflucht zur Kunst nehmen; sich verweilen, sich überhaupt deutlich machen, was man schreiben will, sich die Person vorstellen, an die man schreibt, sich auf den Ton stimmen, von dem man weiß, daß er sich für sie schickt, und alsdann arbeiten.

Ein jeder kennt seine Kräfte und fühlt seine Mängel. Die nicht in Einem Zuge fortschreiben können, thun klug, wenn sie ihre Gedanken vorher auf ein besonderes Blatt setzen. Auch ist es gut, wenn Anfänger ihre Briefe so lange

ausbessern, bis sie Fertigkeit genug erlangt haben, richtig und ordentlich zu schreiben. Man vergiebt es ihrem Alter, Kunst und Furchtsamkeit in der Schreibart blicken zu lassen: ein Fehler, der allemal der Weitschweifigkeit, den Wiederholungen, der Dunkelheit, den Fehlern wider die Wortfügung und Grammatik vorzuziehen ist. Wir geben ihnen zu bedenken, daß es oft nur Eines Wortes bedarf, um andern einen schlechten Begriff von ihrem Verstande, von ihren Gesinnungen, von ihrer Erziehung beyzubringen. „Es besuchte mich neulich ein „Präsident, sagt die Frau von Sevigne, nebst „seiner Frauen Sohne, einem Menschen von „zwanzig Jahren, den ich, ohne alle Ausnahme, „für die artigste und angenehmste Figur hielt, „die ich jemals gesehen hatte: ich sagte zu ihm, „daß ich ihn vor fünf oder sechs Jahren gesehen hätte, und daß ich mich wunderte, wie man in „so kurzer Zeit so wachsen könnte: hierauf fährt „aus diesem artigen Gesichtchen eine erschreckliche Stimme heraus, die mir mit einer lächerlichen Art unter die Nase sagt: Unkraut „wächst allezeit. Wie er aussahe! gehörnt „kam er mir vor. Und hätte er mich mit einer „Keule auf den Kopf geschlagen, er hätte mir „nicht weher thun können.“ Gleichwohl war

dieß

dieß nur ein entfallnes Wort, das der Wind wegführete; was wäre nicht geschehen, wenn man es auf das Papier geheftet und mit seiner Hand besiegelt hätte? Eine junge Person, die schreibt, verschickt ihr Porträt.

Das Lesen der Briefe des Cicero an seine Freunde, der Briefe des Plinius, der Briefe, worinn Richardson die drey rührendsten und lehrreichsten Romane unserer Zeit, die Pamela, die Klarissa und den Karl Grandison verfasset hat, und vor allen das Lesen der Briefe der Frau von Sevigne, kann vieles dazu beytragen, sich eine gute Schreibart zu erwerben. Doch ist hiebey wiederum zu erinnern, das man sich nicht gar zu sklavisch an irgend ein Muster binden müsse. Ein jeder hat eigene und natürliche Annehmlichkeiten, die allezeit mehr werth sind, als die entlehnten. Obgleich die Frau von Sevigne ein vollkommenes Muster für das Frauenzimmer, und noch mehr für zärtliche, und allzuzärtliche Mütter ist: so giebt es dennoch einige Ausdrücke und Wendungen bey ihr, die andern nicht so gut anstehen würden; vielleicht würde man sie bey jedem andern, vornehmlich bey einem Gelehrten, für gewagt halten. Allein sie zeigt sich überall so liebenswürdig, daß man alles lieb gewinnt, was sie sagt,

und daß man sich nicht erwehren kann, es schön zu finden. Ein jeder suche ihr zu entwenden, was sich für ihn schickt, und was er entwenden kann. Ich glaube nicht, daß sich ein Brief nach Regeln machen läßt. Die Empfindung allein muß die Vorschrift geben: und Empfindung und Regeln vertragen sich nicht allemal wohl miteinander, falls die letztern nicht nachgeben.

Einer der grössesten Fehler in Briefen ist die Weitschweifigkeit. Es giebt Leute, die immer gehen und niemals ankommen. „Der Ritter „von Nantouillet war vom Pferde gefallen, er „sank unter, kam wieder, mußte wieder ins „Wasser, kam noch einmal herauf; endlich er„hascht er den Schwanz eines Pferdes, und hält „sich fest daran: das Pferd zieht ihn ans Ufer, „er steigt aufs Pferd, kömmt unter das Hand„gemenge, bekömmt zwey Schüsse in den Hut, „und kehrt lustig und vergnügt zurück. 152 Br.“ Das heißt in der Sprache der Frau von Sevigne sich aus dem Staube machen! Besser zu kurz als matt.

Köpfe, die zu feinen Sachen gewöhnt sind, klügeln bisweilen zu sehr; die Metaphysik mischt sich ins Spiel. Die Gedanken verlieren nichts, wann man ihnen auch ein wenig mehr Körperliches

liches giebt. Der Ritter Sevigne nahm sich bisweilen die Freyheit, seine Mutter hieran zu erinnern.

Die Briefe der Gelehrten schmecken oft nach der Studierstube: alles ist daran genau und regelmäßig; allein, diese Genauigkeit ist bisweilen steif und trocken.

Junge Leute sind voll unnützer Umständlichkeiten, sie schreiben gleichsam nur für sich, ohne fast an den zu denken, an welchen sie schreiben. Es ist fast eine aneinanderhangende Zerstreuung.

Hofleute, die Abbildungen, die Vorstellungen zu machen gewohnt sind, reden in ihren Briefen mit Leichtigkeit und Anstande. Alles nimmt bey ihnen ein angenehmes Wesen an, welches gleichsam die Luft des Landes ist, worinn sie wohnen. Sie sind die einzigen, denen der Zwang Schönheiten giebt.

Man sagt, man müsse schreiben, wie man spricht; aber nur mit der Bedingung, wann man gut spricht. Ja vielleicht ist man verbunden, ein wenig besser zu schreiben, als man spricht, selbst alsdann, wann man gut spricht. Man hat Zeit, seine Gedanken zu wählen, und ein wenig in Ordnung zu bringen. Was wagt man dabey, wenn man eine gute Meynung von seinem Freunde hat, und ihm von sich eine gute

nung beybringt? Er ist mein guter Freund, ich mache keine Umstände mit ihm: das heißt, du sparst die Achtung, die Höflichkeit für die Fremden, für deine Feinde, oder für Leute, die dir gleichgültig sind. Mich dünkt, die Freunde müssen vorher versorgt werden, ehe die übrigen ihr Theil bekommen. Bey Freundschaften kann von keinem Dinge zu viel seyn. Und oft nützen bey diesem Handel die Tugenden weniger, als die Achtungen.

Ich fühle, daß es Zeit ist, diesen dogmatischen Ton zu verlassen, den unser Plan uns bisweilen anzunehmen genöthigt hat, und vornehmlich in diesem kurzen Artikel, in welchem wir jungen Leuten einige Erinnerungen über eines der wichtigsten Stücke der Erziehung geben. Sie von mir zu befreyen, wollte ich ihnen gern einige Briefe des Cicero, des Plinius und selbst des Seneka vorlegen, wenn diese Werke nicht sehr leicht zu finden wären; und wenn es nöthig wäre, sich noch in weitläuftige Ausführungen einzulassen, nach allen denen, die wir bereits gemacht haben. Aus diesen Werken und in der Schule der Welt muß man schreiben lernen, nicht aber aus einem Lehrbuche, welches weder das Werkzeug der Empfindung, noch das Beyspiel davon geben kann.

Anhang.

Von der Wortfügung der lateinischen und deutschen Sprache, und den Grundsätzen der Uebersezzungskunst.

Niemand, als wer es niemals versucht hat, die alten Autoren zu übersetzen, kann die Schwierigkeit dieser Unternehmung in Zweifel ziehn. Wer einige Erfahrung davon hat, der weiß, daß es oft mehr Zeit, mehr Fleiß und Anstrengung erfodert, ein schönes Gemälde zu kopiren, als es gekostet hat, es zu verfertigen.

Wenn man übersetzt, so ist die Hauptschwierigkeit nicht, den Gedanken des Autors zu verstehen: hiezu gelangt man gemeiniglich mit Hülfe guter Ausgaben und Ausleger, und vornehmlich dadurch, daß man die Verbindungen unter den Begriffen aufsucht. Allein, wann es darauf ankömmt, in einer andern Sprache die Sachen, die Gedanken, die Ausdrücke, die Wendungen, den Hauptton des Werks, den besondern Ton des Styls in den Poeten, Rednern, Geschichtschreibern vorzustellen; die Sachen, so wie sie sind, ohne das geringste hinzuzuthun, oder wegzunehmen, oder zu versetzen; die Gedanken mit ihren Farben, nach ihren Graden,

in ihren Schattierungen; die Wendungen, die der Rede Feuer, Geist und Leben ertheilen; die natürlichen, die figurirten, die starken, die körnichten, die anmuthigen, die feinen Ausdrücke, und das alles nach einem Muster, welches harte Befehle giebt, und haben will, daß man ihm auf eine ungezwungene Weise gehorchen soll: so wird, wo nicht eben so viel Geist, doch zum wenigsten eben so viel Geschmack erfodert, gut zu übersetzen, als selbst etwas zu verfertigen. Vielleicht wird gar noch mehr erfodert.

Der Verfasser, welcher schreibt, wird bloß von einem gewissen allezeit freyen Instinkte, und von seiner Materie geleitet, die ihm Ideen darbietet, die er nach seinem Gefallen annehmen oder verwerfen kann, folglich ist er unumschränkter Herr von seinen Gedanken und Ausdrücken: er kann verwerfen, was er nicht glücklich genug ausdrücken kann. Der Uebersetzer ist über nichts Herr; er ist verbunden, seinem Autor überall zu folgen, und sich mit einer unendlichen Biegsamkeit nach allen seinen Abwechselungen zu richten. Man urtheile davon aus der Mannichfaltigkeit des Tons, der sich nothwendiger Weise bey einerley Stoffe und noch mehr bey einerley Gattung befindet. Bey jedem einzelnen Stoffe, dessen Theile zusammenstimmen und in

eine

eine richtige Harmonie gebracht sind, sieht man, wie sich der Styl erhebt und senkt, sich schwächt, und verstärkt, sich verengt und erweitert, ohne gleichwohl aus der Einheit seines Hauptcharakters herauszugehn. Terenz hat von einem Ende bis zum andern einen Styl, der sich zur komischen Gattung schickt: er ist überall natürlich und fein; aber die Grade des Natürlichen sind sehr verschieden in dem Munde des Simo, des Davus, der Sostrata, der Pamphila, der Mysis; sie sind verschieden, nachdem diese Personen ruhig oder bewegt sind, in dieser oder jener Leidenschaft sind. Ja, um noch weiter zu gehen: der Briefstyl, zum Exempel, muß natürlich seyn; man muß in Briefen so schreiben, wie man spricht, nehmlich wenn man gut spricht. Wie viel Stufen in Ansehung des Standes giebt es nicht vom Gärtner bis zum Könige, die durch die Talente, die Erziehung, die Glücksumstände noch mehr abgeändert werden! Eben so viel natürliche Schreibarten giebt es auch, die zu diesen verschiedenen Graden sich schicken. Es darf keine für die andre hingesetzt werden, ohne Anstand und guten Geschmack zu beleidigen. So viel auf Seiten derer, an die man schreibt. Nun aber ist sich derjenige auch etwas schuldig, welcher schreibt. Die Beziehungen

gen seiner Person, seines Alters, seines Standes, was er gewesen ist, was er verrichtet hat, was er hofft, was er fürchtet, schreiben ihm Grade vor, die er genau zu treffen weiß, wenn er einen feinen Geschmack besitzt. Alle diese Grade auszudrücken, muß man sie zuerst wohl empfunden haben; hierauf muß man die Sprache, die man mit der fremden Beute bereichern will, auf einen nicht gemeinen Grad sich unterwürfig machen. Starke Sprachen zerstören die Lieblichkeit, die man in sie hinüberträgt; schwache Sprachen entnerven die Stärke. Welchen Begriff muß man also nicht von einer glücklich gemachten Uebersetzung bekommen?

Das erste, was einem jeden, der übersetzen will, unentbehrlich ist, ist dieses: er muß den Genius der beiden Sprachen, die er unter den Händen hat, genau kennen. Er kann diese Kenntniß durch eine gewisse undeutliche Empfindung erlangt haben, die von der großen Uebung in diesen Sprachen herrührt. Sollte es aber wohl unnütz seyn, der Empfindung einiges Licht anzuzünden, und ihr Mittel anzuweisen, wie sie sich vor Irrthümern bewahren kann?

Weder die Eigenschaft, noch die Anzahl der Wörter, kann der Gegenstand dieser Untersuchung seyn, weil es über diese beiden Punkte

keine

keine Regeln geben kann. Die Wörter sind bereits gemacht, und wir sind verbunden, sie so zu gebrauchen, wie wir sie haben. Es kömmt also nur bloß darauf an, den Unterschied in den Wortfügungen beider Sprachen kennen zu lernen.

Diese Untersuchung wird uns lehren, 1) woher der Vorzug der Lateinischen Sprache vor der Deutschen in Ansehung ihrer Wortfügungen komme. 2) Welches die Mittel sind, wodurch wir uns der Weise der Lateiner nähern können. 3) Wird man hieraus die Regeln fließen sehn, die man bey Uebersetzung der Lateinischen Autoren zu beobachten haben möchte.

I. Kapitel.

Von der Lateinischen Wortfügung.

Die Lateiner hatten weit mehr Freyheit in ihren Wortfügungen, als wir. Wir sind genöthiget, immer einerley Weg zu gehen: Nennefall, Zeitwort, regiertes Wort, das ist der ewige Gang, der niemals abgeändert wird. Die Lateiner hingegen, die Herren über ihre Redeverbindung waren, setzten ihre Worte nach ihrem Gefallen, entweder dem Ohre zu schmeicheln, oder den Verstand zu belehren, oder das Herz zu rühren. Bald zeigte sich ein Zeitwort

an der Spitze, bald ein Beywort, zuweilen ein Nebenwort, nachdem es der Vortheil der Redensart in Absicht auf den Wohlklang oder den Nachdruck erfoderte.

Wollen wir hieraus schließen, daß die Lateiner Versetzungen machen, wann sie wollen? daß sie sich an gar keine Gesetze binden? und daß bey uns hingegen die Ordnung der Natur die eiserne Regel ist, die unveränderlich und unwandelbar bleibt?

Die Biegsamkeit der Lateinischen Wortfügungen, und die Unbiegsamkeit der unsrigen hätten, wie es scheint, den Schluß zum Vortheile der Lateiner sollen ausfallen lassen; und es ist gerade das Gegentheil geschehn. Das macht, wir Deutschen stehen nicht an dem rechten Orte, um zu beurtheilen, ob die Wortfügungen der Lateiner natürlicher sind, als die unsrigen. Die Gewohnheit ist die andre Natur: das hat man schon lange gesagt, und es ist nirgends so wahr, als bey Sprachen. Ich schreibe von der linken Hand zur rechten; und ich finde es poßierlich, daß der Hebräer von der rechten zur linken schreibt. Ihr selbst seyd poßierlich, sagt der Hebräer: ihr seht eure Schrift nicht ehe, als bis ihr sie gemacht habt, und wann es nicht mehr Zeit ist, sie zu bessern; eure Hand und eure

Feder

Feder verdecken sie euch: anstatt daß wir, die wir von der Rechten zur Linken schreiben, es sehen können, wie sich die Züge nach und nach formiren. Man lache über seinen Beweis, so viel man will: es bleibt doch allemal wahr, der Einbildung nach glauben wir, unsre Antipoden hätten den Kopf unten, und uns allein käme es zu, ihn oben zu haben.

Vielleicht geht es mit unsern Urtheilen über die Lateinischen Wortfügungen nicht anders; vielleicht befindet sich die Inversion, oder die Verkehrung der natürlichen Ordnung, die wir ihnen zur Last legen, vielmehr bey uns, als bey ihnen. Wir wollen sehen, ob unser Zweifel vernünftig ist.

Diese Frage ist wichtiger, als man beym ersten Anblicke denken sollte. Die Anordnung der Theile, die die Schönheit eines Gebäudes, eines Gemäldes, eines Gartens, eines in Schlachtordnung gestellten Kriegesheeres, ja des ganzen Weltgebäudes ausmacht, bringt eine gleiche Wirkung in der Redekunst hervor. Die Anordnung der Worte giebt der Rede ihre ganze Anmuth und einen großen Theil ihrer Stärke.

Eine sorgfältige Prüfung dieser Materie wird uns nicht allein die Geheimnisse der Talente entdecken helfen, die mehr werth sind, als die Geheim-

heimnisse der Kunst; sondern auch die Ursachen von dem besonderm Gange der Sprachen, und was diese dadurch gewinnen oder verlieren, daß sie verschiedenen Systemen folgen.

Weder die Griechen noch die Lateiner waren in dem Falle, daß sie diese Materie in der letztern Absicht hätten untersuchen sollen. Da ihre Sprachen von der grössesten Biegsamkeit waren, so konnten sie von verworrenen Redefügungen keine andre Ursache angeben, als den Geschmack ihrer Skribenten.

Ehe wir aber untersuchen, ob die Lateiner der natürliche Ordnung folgen, oder nicht, ist es nöthig zu wissen, was dieses für eine Ordnung ist, und wie sie verfährt.

Wir bemerken zuerst, daß die Ausdrücke den Gedanken dasjenige sind, was die Gedanken den Sachen sind. Es ist eine Art von Familie, worunter die Aehnlichkeit vom Ursprunge bis ans Ende fortgeht. Die Sachen erzeugen den Gedanken, und geben ihm seine Bildung; der Gedanke bringt wiederum den Ausdruck hervor, und schränkt ihn in die Form ein, die er selber besitzt. Der Gedanke ist ein innerliches Bild der Sachen; der Ausdruck ist ein äußerliches Bild des Gedankens. Beide also, der Gedanke und der Ausdruck, sind Bilder, und zwar der

letzte-

letztere noch mehr, als der erstere. Nun aber besteht die Vollkommenheit eines jeden Bildes darinn, das Ganze und seine Theile dem Urbilde gemäß und in derselben Ordnung vorzustellen, die sie im Urbilde hatten. Wenn ich einen Menschen malen will, so ist es nicht genug, daß ich Arme, einen Kopf und ein Paar Füße male; ich muß sie auch so stellen, wie sie in der Natur gestellt sind.

Von der Ordnung und Stellung der Sachen und ihrer Theile, hängt also die Ordnung und Stellung der Gedanken ab; und von der Ordnung und Stellung des Gedankens und seiner Theile, hängt die Ordnung und Stellung des Ausdrucks ab. Und diese Anordnung in Gedanken und Ausdrücken, welches Bilder sind, ist natürlich oder nicht, nachdem sie den Sachen, welche Urbilder sind, gemäß oder nicht gemäß ist. Und wann mehr Sachen oder mehr Theile einer einzigen Sache auf einander folgen, und sie sind in dem Gedanken anders geordnet, als sie in der Natur sind: so ist dieses Inversion oder Versetzung in dem Gedanken; und wann in dem Ausdrucke noch eine andere Ordnung vorhanden ist, als in dem Gedanken, so ist dieses wieder eine andere Versetzung.

Welches ist denn die Anordnung der Sachen in der Natur?

Es ist ein Grundsatz, der von allen Philosophen angenommen ist, daß der Gegenstand die Kraft in Bewegung bringt; daß die Seele sich zu nichts neigen kann, ohne es vorher erkannt zu haben. Was geht in uns selbst vor, wann wir uns zu einer Bewegung entschließen? Ich sehe einen Gegenstand; ich entdecke Eigenschaften daran, die mir nützlich oder schädlich sind. Hierauf neige ich mich zu ihm, oder ich fliehe ihn. Ich fange nicht damit an, daß ich mich bewege, ehe ich noch erkannt habe; ich erkenne, ehe ich mich bewege. Die Lateiner hatten also Recht, wenn sie sagten: ad regiam vado. Dieses ist dasjenige, was in wir selber vorgeht.

Wann ich nun einem andern, als mir selber, zu verstehen geben will, daß er einen Gegenstand fliehen oder suchen soll: so werde ich nicht damit anfangen, daß ich ihn nöthige sich zu nähern oder sich zu entfernen, sondern ich werde ihm den Gegenstand zeigen: und der Gegenstand wird ihm selbst sagen, was er thun soll. Die Ordnung, der ich für meine eigne Person gefolgt bin, ist eben dieselbe, der er folgen muß. Weil seine Maschine eben so gebaut ist, wie die meinige, so muß sie auch von gleichen Triebfe-

dern in den Gang gebracht werden. Ich habe eine Schlange gesehen, ich bin geflohen. Also muß ich ihm zuerst einen Begriff von der Gefahr geben, wenn ich haben will, daß er sich entschließen soll, die Flucht zu nehmen.

Eben diesen Gang gehen wir, wann wir durch Geberden sprechen. Ich sitze am Tische, ich will Brodt fodern. Wann ich denjenigen, der es wir geben kann, aufmerksam auf mich gemacht habe, so zeige ich ihm das Brodt, hierauf führe ich meinen Gestus auf mich selbst zurück, ihm die Verrichtung anzuzeigen, die ich von ihm begehre? Ich werde also in der Geberdensprache sagen: panem praebe mihi, und nicht: gieb mir Brodt.

Der Kaiser Domitian hatte eine besondere Fertigkeit im Bogenschießen: Er schoß seine Pfeile durch die auseinandergesperreten Finger eines Sklaven, der in ziemlicher Entfernung von ihm stand, und that ihm keinen Schaden. In dieser Redeverbindung ist die natürliche Folge der Gedanken nicht beobachtet. Der Kaiser schießt, und hat noch keine Pfeile, nach einem Ziele, das ihm noch nicht vorgestellt ist. Der natürlichen Ordnung zu Folge hätte man, scheint es, zuerst den Sklaven, der die Hand in die Höhe hebt und die Finger

ger ausspreitet, und hierauf den schießenden Kaiser in einiger Entfernung von diesem Ziele vorstellen sollen. Auch sagt Suetonius: In pueri procul stantis, praebentisque pro scopulo dispansam dextrae manus palmam, sagittas tanta arte direxit, ut omnes per intervalla digitorum innocue evaderent. Dieß ist nicht die Ordnung der grammatikalischen Metaphysik, sondern der oratorischen Metaphysik, das heißt der Empfindung und Natur.

Die grammatikalische Ordnung ist mehr eine Fessel für den Geist und die Gedanken, als eine Richtschnur der oratorischen Rede. Da sie mit dem Genius und der besondern Analogie einer Sprache genau verbunden ist, so bleibt sie sich selbst nicht im geringsten gleich. Es giebt Sprachen, wo sie völlig das Gegentheil von dem ist, was sie in andern Sprachen war: welches nicht geschehen würde, wenn sie die Regel der Natur wäre.

Eben so verhält es sich mit der metaphysischen Ordnung. Sie kann für die Gelehrten zuweilen gut seyn, wenn sie Spekulationen anstellen und ihre Begriffe zergliedern wollen. Aber das Volk, für welches und von welchem die Sprachen gemacht worden sind, aber das Frauenzimmer, dessen Geschmack zur Verfeine-

rung

rung der Sprachen mehr beyträgt, als die gelehrtesten Spekulationen und Zergliederungen, denken diese wohl daran, was das Wesentliche, das Zufällige, die Verknüpfung, die Ursache, die Wirkung ist? Das Volk sieht, weiß, erkennt bloß durch die Empfindung, oder gar durch das sinnlichste Gefühl, welches der Gegenstand in ihm erregt; der wirkliche Eindruck leitet und bestimmt es. Es wird sagen, nach dem es gesinnt ist, und nach dem es die Gegenstände rühren: Alexander überwand den Darius, oder: Darius ward vom Alexander überwunden; es kennt nur diese Regel allein.

Diese Ordnung, die auf die Wichtigkeit der Gegenstände gegründet ist, ist die natürlichste unter allen; nach dieser richten sich die Redner, wenn sie uns rühren und gewinnen wollen.

Eine oratorische Redensart kann aus fünf Theilen bestehen, einem Nennworte, welches das Subjekt des Satzes ausdrückt; Alexander; aus einem Zeitworte, welches die Handlung ausdrückt: vicit; aus einem regierten Worte, oder dem Ziele, worauf die Handlung geht: Darium; einem Nebenworte, oder einem Worte, welches die Nebenumstände der Weise, der Zeit, des Ortes ausdrückt: fortiter, olim, ad Arbelam. Wenn man noch ein Verbindungs-

wort hinzuthut, diese Redensart mit einer andern, die vorhergeht oder die nachfolgt, zu verknüpfen, so hat man die fünf Theile, von welchen wir reden. Wir sagen nichts von dem Vorworte oder der Präposition, welches zum Nebenworte oder zum Adverbium, gerechnet werden kann, noch von dem Zwischenworte oder der Interjektion, welches allezeit als abgesondert erscheint, und an den Wortfügungen der Grammatik keinen Antheil nimmt.

Diese fünf Haupttheile müssen so geordnet werden, daß der wichtigste unter ihnen allezeit an der Spitze erscheint, das heißt, an dem scheinbarsten Orte der Redensart.

Zum Exempel, wenn ich sage, Alexander überwand den Darius bey Arbela: so kann ich diese Redensart aus einem vierfachen Gesichtspunkte betrachten. Wenn die Frage ist, wer den Darius überwunden hat, so ist der Hauptbegriff der Redensart, Alexander. Wenn man frägt, welcher unter den Persischen Königen vom Alexander überwunden worden ist, so ist der Hauptbegriff Darius. Wenn die Rede von dem Orte ist, wo dieser Sieg erhalten wurde, so ist der Hauptbegriff bey Arbela. Endlich wenn man wissen will, welche Schlacht die entscheidende gewesen ist, zum Gegensatze anderer,

der, wo Darius zwar Verlust erlitten hatte, aber noch nicht überwunden war, so liegt der Hauptbegriff in dem Worte überwand. Also wird man im ersten Falle sagen: Alexander überwand den Darius bey Arbela; im zweyten: Darius ward vom Alexander bey Arbela überwunden; im dritten: Bey Arbela überwand Alexander den Darius; im vierten: Der entscheidende Sieg war bey Arbela, vicit ad Arbelam.

Es ist unnöthig zu sagen, daß sich das Verbindungswort oder die Konjunktion, allezeit an die Spitze der Redensarten stellt, auf welche es einen Einfluß hat. Man wird selten ein wenn, aber, denn, weil anderswo sehen, als am Anfange der Perioden, der Glieder eines Perioden, oder der Zwischensätze, die von ihm regiert werden. Die Ursache ist, weil dergleichen Verbindungswörter, wenn sie gleich nicht den wichtigsten Gegenstand der Redensart enthalten, doch die wichtigste Form derselben in sich schließen.

Wir können unser Urtheil von der Ordnung, die von der Wichtigkeit der Gegenstände abhängt nicht besser bestätigen, als wenn wir zeigen, daß dieses System beständig von denjenigen guten Autoren befolget worden ist, die sich solcher

Sprachen bedieneten, die biegsam genug waren, sich nach diesen verschiedenen Wortfügungen zu bequemen.

Wir haben gesagt, daß wenn das Subjekt der vornehmste Gegenstand sey, es an der Spitze der Redensart erscheinen müsse. Cicero will zu verstehen geben, daß die Ehre des Römischen Volkes mit der Ehre des Lukullus verbunden sey, dessen Siege der Poet Archias besungen hatte: er mußte also nicht sagen, Pontum sibi popolus Romanus aperuit; sondern, Populus enim Romanus, Lucullo imperante, sibi Pontum aperuit: das Römische Volk hat sich, als Lukullus Feldherr war ꝛc.

Saxa et solitudines voci respondent; *bestiae saepe immanes* cantu flectuntur atque consistunt. *Cic. pro Arch.*

Metius ille est ductor itineris hujus, *Metius idem* hujus machinator belli, *Metius* fœderis Romani, Albanique ruptor. *Liv.*

Primus sentio mala nostra, *primus* rescisco omnia *primus* porro abnuncio. *Ter.* Ich bin der erste, der unser Unglück fühlt ꝛc.

Wenn Scävola dem Porsenna anzeigen will, daß er ein Römer sey, so sagt er: *Romanus* sum civis: Ich bin ein Römer. *Liv.* Wenn Gavius von seinem Kreuze herab schreyt: ich bin ein

ein Bürger, so sagt er: *Civis* Romanus sum. *Cic.* Woher dieser Unterschied der Wortfügung? Die Eigenschaft eines Römers war bey dem einen der vornehmste Gegenstand; bey dem andern war es die Eigenschaft eines Bürgers.

2) Wenn der vornehmste Gegenstand die Handlung selbst ist, welche verrichtet wird, so zeigt sich das Verbum, welches sie ausdrückt, zuerst:

Fuisti apud Leccam; *distribuisti* partes Italiae: *statuisti* quo quemque proficisci placeret; *delegisti* quos Romæ relinqueres, quos tecum educeres; *descripsisti* partes urbis ad incendia; *confirmasti* ipsum jam esse exiturum; *dixisti* paululum, &c. *inventi sunt qui te,* &c. *Cic. Cat. 1.*

Dolebam ac vehementer angebar cum &c. *Cic. pro Marc.*

Manet alta mente repostum. *Virg.*

Ibant obscuri sola sub nocte . . . *Virg.*

Personat hæc ingens latratu. *Virg.*

3) Wann die vornehmste Aufmerksamkeit dem Gegenstande der Handlung gebührt, wie es sehr oft geschieht, alsdann steht das regierte Wort vor dem Zeitworte:

Extinctum Nymphae crudeli funere Daphnim flebant. *Virg.*

Cælum non animum mutant qui trans mare currunt. *Hor.*

Tantam mansuetudinem, tam inusitatam clementiam nullo modo præterire possum. *Cic pro Marc.*

Incendium meum ruina restinguam. *Sal.* „Man zündet mein Haus an, ich reiße es ein, „um es zu löschen.“

Oder wenn man ein längeres Exempel will: *Qui utraque in re gravem, constantem, stabilemque se in amicitia praestiterit, eum* ex maxime raro hominum genere judicare debemus ac paene divino. *Cic.*

Die Exempel von dieser Art sind so gemein, daß es unnütz ist, mehrere anzuführen: es giebt keinen Lateinischen Perioden, worinn dergleichen nicht vorkämen.

4) Endlich, wenn es auf die Art oder auf einen Umstand derjenigen Handlung ankömmt, die durch das Zeitwort ausgedrückt wird, so muß das Nebenwort, oder was seine Stelle vertritt, an der Spitze erscheinen.

Non bene conveniunt nec in una sede morantur Majestas et amor. *Ovid.* Nicht leicht wohnen Ansehn und Liebe beysammen.

Tandem aliquando, Quirites, Catilinam &c. *Cic.*

Si

Si quantum in agro locisque desertis audacia potest, *tantum* in foro &c.

Warum diese Wortfügung? weil in den modificirten Sätzen die Art und Weise oder die Modifikation der Gegenstand des Redenden ist.

Noch mehr: unter zwey Wörtern, die zusammen nur Einen Begriff ausmachen sollen, zeigt sich der wichtigste Theil des Begriffes zuerst: Neque *turpis* mors *forti* viro accidere potest, nec *immatura* consulari, nec *misera* sapienti.

Man kann alle diese angeführten Exempel ins Deutsche übersetzen, ohne die Ordnung der Begriffe zu zerstören: ein Zeichen daß es unsrer Sprache nicht so schwer wird, als es wohl scheint, sich nach der lateinischen Wortfügung zu bequemen, oder ihr wenigstens sehr nahe zu kommen.

Doch, damit man sich nicht einbilde, diese kurzen Exempel wären durch langes Nachsuchen gefunden worden: so laßt uns diesen Grundsatz auf ansehnlichere Exempel anwenden: ist er wahr, so muß er überall passen.

Jedermann weiß diesen Anfang der ersten Katilinarischen Rede des Cicero: Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra: „Wie lange willst du noch unsere Geduld miß„brauchen, Katilina?“ Die Seele des Perioden

ist

ist die Empfindung des Unwillens und der Ungeduld: die erschöpfte Geduld ist also der erste und vornehmste Gegenstand; er zeigt sich also auch an der Spitze: Quousque tandem. Das Wort mißbrauchen kömmt erst nachher, weil, wenn man erzürnt ist, es vornehmlich darum geschieht, weil Katilina allzulange mißbraucht. Patientia nostra ist zum Verstande nöthig; allein, an dem Orte, wohin man es stellt, hat es nur einen untergeordneten Nachdruck.

Quamdiu etiam furor iste tuus nos eludet? Quem ad finem sese effrenata jactabit audacia? Dieses ist eben derselbige Gang, weil der Gedanke und die Empfindung im Grunde eben dieselbigen sind: Quousque, quamdiu, quem ad finem. Furor iste tuus, diese drey Worte, in welchen der Gedanke mit solchem Ungestüm hervorbricht, mußten vor eludet stehn, welches den Verstand endigt. Dieß will nicht sagen, daß eludet wenig bedeute: alles ist stark in dieser Rede; aber es giebt noch interessantere Gegenstände, als der ist, den dieses Wort anzeigt, und diese mußten vorangehn.

Warum aber, wird man sagen, steht in dem folgenden Gliede audacia nicht vor jactabit? Diese Anordnung scheint mit dem Grundsatze nicht übereinzustimmen.

Die Schwierigkeit wird durch eine kleine Anmerkung verschwinden. Effrenata audacia, zügellose Tollkühnheit, sind zwey Wörter, die Einem Begriffe, nehmlich dem audacia zukommen. Das Wort effrenata thut nur einen Grad mehr hinzu; dieser Grad indessen ist der wichtigste Gegenstand, der in dem Begriffe liegt: also mußte effrenata vor audacia stehen. Vielleicht hätte audacia ihm zur Seite bleiben müssen; um den Begriff vollständig zu machen; allein man mußte einen lebhaften Schlußfall haben, und jactabit, welches aus drey Sylben besteht, wovon die dritte sehr dünn und mager ist, würde nicht so nachdrücklich geschlossen haben, als audacia, dessen Daktylus und Schlußvokal einen weit stärkern Laut hören läßt: also wurde es durch das Gefühl und Gehör dergestalt entschieden, daß effrenata durch den Ort, wo es stünde, den Platz des Begriffes bezeichnen sollte, wovon es den stärksten Theil ausdrückt, und daß audacia seine Stelle mit dem folgenden Worte verwechseln sollte, um einen lebhaften und harmonischen Schlußfall hervorzubringen. Wir wollen nach diesem von den Veränderungen reden, die der Wohlklang bey Anwendung unsers Grundsatzes macht. Wir fahren fort.

Nihil te nocturnum præsidium palatii, nihil urbis vigiliæ, nihil timor populi, nihil concursus bonorum omnium, nihil ... moverunt? Nichts ist fähig dich zu rühren. Dieses *nihil* bezeichnet den unbezwinglichen Trotz des Katilina; die Erzählung der Dinge, die ihn hätten rühren sollen, ist völlig darinn eingeschlossen: kein Ding.

Patere consilia tua non sentis? Ist *Patere* hier nicht das Wort, welches die erste Rolle spielt, und welches den Katilina schrecken soll? Alles ist entdeckt.

Constrictam jam omnium horum conscientia conjurationem tuam non vides? *Constrictam* stellt uns den Begriff einer Verstrikkung vor; *omnium horum conscientia*, ist gleichsam nur ein Nebenwort, ein Adverbium, durch mehrere Wörter ausgedrückt, um die Art der Verstrickung zu erklären. Quid proxima, quid superiore nocte egeris, ubi fueris, quos convocaris, &c. Dieses sind die Umstände; man stellt sie alle vor das Zeitwort; weil in der That mehr auf sie ankömmt, als auf das nachfolgende Zeitwort; quem nostrûm ignorare arbitraris?

O tempora, o mores! hier ist nicht mehr als Eine Anordnung möglich, weil Ein Wort nur Ein Wort ist.

Sena-

Senatus hoc intelligit, consul videt, hic tamen vivit! man darf nur übersetzen, um unsern Grundsatz herauszubringen. „Der Senat „weiß es; der Konsul sieht es: und ein solcher „Mensch lebt noch.“ Vivit! was sage ich? er lebt? Immo vero, er thut noch mehr; etiam in senatum venit, in den Senat so gar kömmt er. Was macht er da? Fit consilii publici particeps; notat et designat oculis ad cædem unumquemque nostrûm. Die Rede ist von der Handlung, man sieht es aus der Anordnung der Worte.

Nos autem viri fortes: Dieses ist eine andere Stellung. Es soll denen, die am Ruder des Staates sitzen, ein Vorwurf gemacht werden: „Und wir, die wir das gemeine Wesen „lieben, wir glauben genug für dasselbe gethan „zu haben rc.“

Ich glaube, es ist nicht nöthig, diese Ausführung weiter zu treiben. Der Beweis läßt sich aus dem Cicero, aus dem Livius, Sallust, Terenz, Plautus rc. fast von einem Ende bis zum andern führen, und ist vornehmlich an den hitzigen Stellen sehr einleuchtend.

Man hat uns einige Stellen angeführt, wo es scheint, als ob sich unser Grundsatz nicht allzu glücklich anwenden ließe. Tu istis faucibus,

istis lateribus, ista gladiatoria corporis firmitate, tantum vini in Hippiæ nuptiis exhauseras, ut tibi necesse esset in populi Romani conspectu vomere postridie. *Cic.* Allein dieses Exempel selbst paßt sich zu der Regel. Der Gegenstand, auf welchem der Redner am meisten besteht, ist die starke Leibesbeschaffenheit des Antonius, um daraus urtheilen zu lassen, wie übermäßig seine Schwelgerey gewesen seyn müsse.

Man sehe hier noch ein anderes aus den Verrinischen Reden: Stetit soleatus prætor populi Romani, cum pallio purpureo, tunicâque talari, mulierculâ nixus in littore. Es ist offenbar, sagt man, daß der Hauptbegriff ist, *mulierculâ nixus in littore.*

Allein ich frage, welcher Gegenstand am ersten in die Augen fällt: ein stehender Mann in Pantoffeln, stetit soleatus. Wer ist dieser Mann? es ist der Prätor des Römischen Volks: dieses ist das erste, was uns interessirt, und was hernach alles übrige interessant macht. Denn wenn dieser Mann ein gemeiner Bürger wäre, so würde man auf das übrige wenig achten. Der Kontrast unter dem Stande und unter der Aufführung dieses Mannes, ist das Anzügliche. Noch mehr: in den Gemälden und

in der Stufenfolge der Dinge giebt es eine unwandelbare Ordnung: man muß den vornehmsten Gegenstand vor dem zufälligen sehen, die That vor den Nebenumständen, den Menschen vor dem, was ihn begleitet, und was nur um seinetwillen da ist: und diesen Gesetzen ist die lateinische Wortfügung hier getreu geblieben.

Man kann zu diesen Beweisen noch diejenigen hinzufügen, die sich von den oratorischen Figuren hernehmen lassen. Da diese Figuren in einer gewissen Anordnung der Worte in dem Perioden, oder der einzelnen Begriffe in dem Gedanken bestehn: so können sie keine andre Grundregel haben, als die Wichtigkeit der Gegenstände. Daher stellt die Wiederholung das Wort, worauf etwas ankömmt, an die Spitze; die Adjunktion unterdrückt die unnützen Zeitwörter, damit die interessanten Nennwörter hervorstechen können. Die Disjunktion oder Auslassung unterdrückt die Verbindungen, welche Schwierigkeiten hervorbringen würden; die Steigerung hat ihren Grund in der Leiter der Ideen; die Ellipsis läßt alles fahren, was nicht interessirt, und hält sich nur an die Hauptbegriffe. Eben so ist es auch mit den Figuren der Gedanken beschaffen; mit der Subjektion, welche frägt und antwortet; mit der Ausrufung,

die plötzlich losbricht; mit der Verwünschung, die mit donnernder Stimme ruft: Unglück und Tod und die ganze Hölle möge sich auf ihrem Wege finden; mit der Suspension, die uns eine Menge wichtiger Gedanken vor Augen stellt, ohne zu sagen, welchen Gebrauch wir davon machen sollen; mit der Apostrophe, die den Zuhörer zu dem Gegenstande hinreißt. Es giebt keine einzige, die auf einen andern Grundsatz gebaut wäre, als auf die Wichtigkeit des Gegenstandes. Alles vereinigt sich also, den allgemeinen Grundsatz zu bestätigen, daß man zuerst dem Geiste den Gegenstand darstellen müsse, womit er sich beschäfftigen soll. Diesem Gegenstande gebührt die erste Aufmerksamkeit, die allemal die lebhafteste ist und die grösseste Wirkung hervorbringt.

II. Kapitel.

Daß die lateinische Wortfügung nur durch die Harmonie zerstöret wird.

Da die Anordnung der Worte in einer reichen und biegsamen Sprache nur allein von dem Verstande und dem Ohre herrühren kann, so ist offenbar, daß, wenn die Ordnung, die

von dem Verstande vorgeschrieben wird, keinen Platz mehr findet, es daher kommen muß, weil das Ohr eine andre Ordnung verlangt. Wir wollen hier nur hinzusetzen, daß, da das Ohr bey der Sprache nothwendig dem Verstande untergeordnet seyn muß, es nur bey den minder wichtigen Theilen einen Eingriff in seine Rechte thun darf, und nur alsdann, wann der Sinn etwas dabey gewinnt, oder wenigstens nichts dabey verliert.

Die Poeten haben oft Eine Ursache mehr, als die Redner, die natürliche Ordnung der Worte zu zerstören, nehmlich den Zwang des Verses: wir müssen daher unser Beyspiel aus einem Redner hernehmen. Wir schlagen den Cicero auf, als denjenigen unter allen Lateinern, der am meisten dem Wohlklange geopfert hat, und der in die lateinische Prose einen solchen Numerus und so melodische Gänge gebracht hat, daß sie alle Anmuth der Verse besitzet, ohne ihren Zwang an sich zu haben. Wir wollen bloß die ersten Zeilen seines Redners untersuchen. Wir müssen uns aber wohl erinnern, daß der Grundsatz, den wir zu beweisen haben, dieser ist, daß die Lateiner ihre Worte nach dem Grade der Wichtigkeit stellten, der in den Sachen lag, welche die Worte ausdrückten, und daß sie

diese Ordnung nicht ehe zerstörten, als bis es die Harmonie erfoderte. Man sehe hier den Perioden:

Utrum difficilius, an majus esset, negare tibi sæpius idem roganti, an efficere id, quod rogares, diu multumque dubitavi. Nam et negare ei quem unice diligerem, cuique me carissimum esse sentirem, præsertim et justa petenti, et præclara cupienti, durum admodum mihi videbatur; et suscipere tantam rem, quantam non modo facultate consequi difficile esset, sed etiam cogitatione complecti, vix arbitrabar esse ejus, qui vereretur reprehensionem doctorum atque prudentium.

Jedermann wird gestehen, daß diese Stelle wohlklingend ist. Wir wollen sie unsern Grundsätze gemäß zergliedern.

Cicero trägt eine Frage vor, das erste Wort kündigt es an, utrum. Hierauf folgen die Eigenschaften, die den Knoten beider Gegenstände enthalten: difficilius an majus. Wenn die Redensart weder periodisch wäre, noch eine Vergleichung enthielte, so würde sie so lauten: Hoc difficile et magnum est.

Noch hat man die beiden Gegenstände nicht bezeichnet; der Verstand verlangt es: diese heißen

ßen negare und efficere. Daher stehen diese beiden Zeitwörter an der Spitze des Gliedes, zu dem sie gehören. Hierauf folgt das Zeitwort mit seinen Nebenwörtern, diu multumque dubitavi. Es mußte das letzte seyn: denn da die Redensart nicht für dieses Zeitwort, sondern dieses Zeitwort bloß für die Redensart gemacht war, so war man ihm nicht die erste Aufmerksamkeit schuldig: Was ist schwerer, dieß oder das: ich weiß es nicht. Wir fahren fort:

Nam negare ei ... Hier zeigt sich das Zeitwort zuerst, denn es ist das Hauptwort: ei kömmt mit seinem Gefolge nachher: quem unice ... cui me ... justa petenti; und alle diese regierenden oder regierten Theile zusammengeschmolzen werden, als der interessanteste Gegenstand, vor das Zeitwort gesetzt: durum admodum videbatur. Negare ist in dieser Redensart gleichsam ein Nennwort, und die eingeschalteten Redensarten, die damit zusammenhängen, sind gleichsam sein Beywort. Eine solche Verweigerung bey solchen Umständen, an solcher Person, ist hart. Das Folgende beweist, daß diese Anordnung nicht von Ungefähr entstanden war:

Et suscipere tantam rem, quantam non modo facultate consequi difficile esset, sed etiam cogitatione complecti, vix arbitrabar esse ejus, qui vereretur reprehensionem doctorum atque prudentium. Die Handlung ist allezeit der vornehmste Gegenstand und steht also zu Anfange: suscipere; das regierte Wort tantam rem mit seiner Modificirung, die sich bis auf complecti erstreckt, folgt erst nachher. Die Begriffe, die zum grammatikalischen oder metaphysischen Verstande der Redensart nothwendig sind, kommen zuletzt, und ordnen sich nach Gutdünken des Gehöres, weil sie für den Redner am wenigsten interessant sind: vix arbitrabar esse ejus, qui vereretur reprehensionem doctorum atque prudentium. Hier ist der Ort, wo man auf die Versetzung der Begriffe acht geben muß. Wenn der Redner der Ordnung des Interesses gefolgt wäre, so hätte er vielleicht vereretur an das Ende der Redensart gebracht; er hatte aber drey Ursachen es anders zu machen: die erste ist, weil videbatur, welches dem vereretur vollkommen ähnlich ist, die vorhergehende Redensart beschließt; die zweyte, weil in dieser Redensart von vier schon an sich selbst langen Wörtern drey sich mit einem Trochäus, oder, wenn man will, mit einem

nem Spondeus schließen, vereretur, reprehensionem, doctorum; und nur noch prudentium übrig ist, welches sich mit einem Jambus endigt. Hätte man statt dieses Worts ein anderes genommen, so wäre der Schlußfall mehr schleppend als harmonisch gewesen. Die dritte Ursache ist, weil der Geist, welcher die Mannichfaltigkeit und Beschäfftigung liebt, nicht mißvergnügt ist, wenn man ihm die Sachen bisweilen umgekehrt vorstellt. Diese Neuheit gefällt ihm und macht ihn aufmerksam; und je mehr man beym Schreiben das Gefallen zum Augenmerk gehabt hat, je mehr hat man sich solcher Umkehrungen bedient; daher hat man sie auch in der Poesie verschwendet, und vornehmlich in der glänzenden Poesie, wo die Lust zu gefallen sich offenbar zeigen darf. Welches gleichwohl nicht hindert, daß man nicht allezeit den Gang der Sprachen hätte unterscheiden sollen, die Biegsamkeit genug hatten, der Natur zu folgen.

Man kann aus diesem Exempel sehen, von welcher Art die Begriffe sind, die man der Harmonie zu Gefallen zerstören kann: es sind diejenigen, die zuletzt ankommen, und die dem Perioden, nicht so wohl als einem oratorischen Perioden, sondern als einer grammatikalischen

Redensart nöthig sind. Das Ohr, der Geist, das Herz haben einen gemeinschaftlichen Einfluß in eine jede Rede: das Ohr beschäfftigt sich mit dem Numerus und der Harmonie, der Geist mit dem Verstande und Gedanken, das Herz mit dem Interesse desjenigen, der da redet, oder derjenigen, zu welchen man redet. Der Geist hat keinen andern Endzweck, als seinen Gedanken zu verfolgen und zu Ende zu bringen, welches mehrentheils durch das Zeitwort geschieht. Wenn die Redensart und der Gedanke geendigt ist, so verweilt sich der Geist und ruhet aus: ibi sedes orationis. Eben so verweilt sich auch das Ohr nothwendiger Weise an den Ruhestellen des Geistes: hier beurtheilt es nach Bequemlichkeit die Töne, die es getroffen haben. Aus dieser Ursache will auch die Kunst, die allezeit mit der Natur übereinstimmt, daß die Endsylben aus den allerangenehmsten und ausgesuchtesten Tönen des ganzen Perioden bestehen sollen. Um nun diese Regel in Ausübung zu bringen, mußte man es erlauben, zuweilen die grammatikalische oder metaphysische oder oratorische Ordnung der letzten Worte des Perioden zu zerstören, damit dieser desto angenehmer ins Ohr fiele. Quod si asperum erit (sagt Quintilian, indem er von den Schlußfällen spricht)

cedat hæc ratio numeris: quod apud summos et Græcos et Latinos oratores fit frequentissime. Weil aber diese Zerstörung, wenn sie dem Interesse und der Absicht des Redenden merklich schadete, von dem Geschmacke und der gesunden Vernunft, die die Mutter des Geschmackes ist, gemißbilligt und verdammt werden würde: so folgt daraus, daß die Begriffe, welche von der Harmonie verrückt werden können, für das Interesse am wenigsten wichtig seyn müssen; und, nach einer zweyten Folge, daß die Begriffe, die in einer oratorischen Rede zuletzt folgen, in Ansehung des Interesses die unwichtigsten sind, ob sie gleich in Ansehung des metaphysischen Verstandes oder der grammatikalischen Regierung die wichtigsten seyn können. Es giebt kein einziges Exempel bey den Lateinern, worauf sich diese Bemerkung nicht anwenden ließe: sie sind alle in dem Falle des Schlußwortes, welches wir eben itzo zergliedert, oder jenes andern, welches wir oben angeführt haben.

III. Kapitel.

Von der deutschen Wortfügung.

Um diese Materie in das nöthige Licht zu setzen, müssen wir etwas von dem Naturelle der Sprachen überhaupt sagen, um hiernächst auf das besondere Naturell der deutschen Sprache zurückzukommen, als worinn der Grund ihrer eigenthümlichen Wortfügungen liegen muß.

Man pflegt zu sagen: dieses Wort ist nach der Analogie der Sprache gemacht; man sagt es aber nicht von einer Redensart oder Wendung. Und umgekehrt, wir sagen: diese Redensart kömmt mit dem Naturell der Sprache überein; wir sagen dieß aber nicht von einem Worte. Was ist also für ein Unterschied unter der Analogie und unter dem Naturell einer Sprache? Wir wollen beide Begriffe deutlich aus einander zu setzen suchen.

Das Wort Analogie bedeutet so viel als Aehnlichkeit, Uebereinstimmung, entweder unter den Sachen, oder unter den Begriffen, oder auch unter den Wörtern. Wenn man von der Analogie in den Sprachen redet, so versteht man

dadurch allein die Analogie unter den Wörtern *).

Diese Analogie ist die Zusammenstimmung der Töne, der Wörter, der Endungen, der Abwandelungen dieser Wörter mit gewissen Bildungen und Formen, die eine Nation angenommen, und sich, durch die Gewohnheit des Ohres und der Zunge, zu eigen gemacht hat.

Also bringt die Analogie der deutschen Sprache es mit sich, die Verkleinerung bey ihren Nennwörtern durch die Sylbe lein zu bilden, welche so viel als das Wort klein bedeutet; oder durch die Sylbe chen, welche so viel, als das altfränkische chleno, plattdeutsch klen, und folglich mit der vorigen einerley bedeutet, als:

Mäus-

*) Wir reden so gar nur von der allgemeinen Analogie einer Sprache, im Ganzen genommen, und nach den Kennzeichen betrachtet, die sie von einer jeden andern Sprache unterscheiden. Denn das Wort Analogie bedeutet auch noch die Aehnlichkeit des Tones der Wörter mit den Sachen, die sie vorstellen. So sind, zum Exempel, die Wörter zischen, krächzen, summen, flüstern, schnarchen mit den Gegenständen analogisch, die sie ausdrücken. Ja, man nimmt es zuweilen für die Gleichförmigkeit solcher Wörter, die einerley Geschlecht ausmachen und von einander abstammen. Diesem Begriffe zu Folge sind gut, Güte, Güter, gütig, Gütigkeit analogische Wörter, weil sie einen gleichen Hauptbegriff mit gleichen Haupttönen ausdrücken, und nur eine kleine Abänderung bekommen, wodurch sie sich, wie die Glieder Einer Familie durch gewisse eigenthümliche Züge, von einander unterscheiden.

Mäuslein, Fräulein, Knäbchen, Mädchen; oder auch durch beide Verkleinerungssylben, wenn das Wort sich mit einem ch oder g endigt, als: Büchelchen, Strichelchen, Aeugelchen. Ferner durch die Sylbe ling, welche gleichfalls klein bedeutet, als: Schmetterling, ein kleines geflügeltes Insekt; Gründling, Stecherling, sehr kleine Fische; Hänfling ein kleiner Vogel, der im Hanfe sich aufhält; Zitscherling oder Zitscherlein, ein kleiner Vogel, von seinem Zitschern oder Zwitschern so genannt; Nestling, ein kleiner Vogel, der noch im Neste ist; Frischling, ein kleines wildes Schwein; Herling, gleichsam Herbling, eine kleine, herbe Traube; Silberling, eine kleine Silbermünze; und eben so auch Jährling, Züchtling, Spätling, Säugling, Lehrling, Jüngling, u. a. m. Was klein ist, das ist oft verächtlich: daher kömmt die zweyte Klasse dieser Wörter: Witzling, Neuling, Klügling, Fremdling, Weichling, Sonderling, Flüchtling, Dichterling rc. Durch Einschiebung dieses Verkleinerungsbuchstabens l bildet die deutsche Sprache auch diminutivische und frequentativische Zeitwörter: aus sausen macht sie säuseln, aus lachen lächeln, aus zischen zischeln, aus kratzen kritzeln, aus schütten schütteln; eben so verhält es sich auch mit kräu-

seln,

seln, schnitzeln, grübeln, träufeln, betteln, sticheln, witzeln, spötteln, klügeln, frösteln, kränkeln ꝛc. Durch die Endsylbe er, welche ein männliches Fürwort ist, bildet sie aus Zeitwörtern männliche Nennwörter, als: Sieger, Jäger, Käufer, Liebhaber, Erfinder ꝛc; und aus diesen bildet sie, durch die Sylbe in, weibliche Nennwörter, als: Siegerinn, Jägerinn, Liebhaberinn. Diese Sylbe er, die sehr viele Wörter bilden muß, verändert sich oft in die verwandte Sylbe el, als: Hebel, Deckel, Henkel, Röthel, Würfel, Stachel, Flügel; gleichsam einer der hebt, deckt, henkt, röthet, wirft, sticht, fliegt. Eben dieses el zeigt oft eine Verkleinerung an, als: Hänsel, der kleine Hans; Knöchel, der kleine Knochen; ingleichen Schwertel, Mündel, Stängel, Ringel, Büschel, Bündel ꝛc. Oft bezeichnet es Wörter, die aus dem Lateinischen in unsre Sprache herübergenommen sind, und die sich dort in ulus, illus, ellus geendigt hatten, als: Zirkel, Fabel, Spiegel, Titel, Tafel, Tempel, Pinsel, Achsel, Siegel, Kanzel ꝛc. Eine andre Sylbe er, prior, vergrössert die Eigenschaft der Beywörter, denen sie angehängt wird, als: schöner, klüger, mächtiger. Eine andere die ehemals so viel als aus bedeutete, giebt den Zeitwörtern, denen sie vor-

gesetzt

gesetzt wird, die Bedeutung einer Vollendung, als: erleben, erforschen, erbitten, erhören, erschöpfen, erschlagen ꝛc. Das untrennbare Vorwort zer macht etwas entzwey, theilt etwas von einander: zerschlagen, zerdrücken, zerstoßen, zerreiben. Unser un, ursprünglich ohn, dient uns zur Verneinung: unbeständig, unendlich, Unehre, Untugend. Die Sylbe ge, vor die Nennwörter gesetzt, faßt die Dinge in ein Geschlecht zusammen: aus Wurm, Strauch, Berg, Stern, macht sie Gewürm, Gesträuch, Gebirge, Gestirn. Es ist der Analogie unserer Sprache gemäß aus den Zeitwörtern durch die Endsylbe ung Nennwörter zu bilden, die allemal eine Handlung anzeigen und allemal den weiblichen Artikel bekommen, als: die Verachtung, die Verehrung ꝛc. Wir können durch die Sylbe heit Eigenschaften zu Personen machen. Heit bedeutet im Alemannischen des Isidorus Hispalensis eine Person, *Der ander Heit Gotes*, secunda persona Dei, und personificirt also das Wort dem es angehängt wird: z. E. die Keuschheit, die Wahrheit, die Weisheit, die Gelegenheit. Diese Sylbe wurde cheit und endlich keit ausgesprochen und geschrieben, daher hat die Endsylbe keit gleiche Bedeutung: Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Tapfer-

pferkeit] &c. *). Dieß ist die Analogie in Ansehung der Bildung unserer Wörter. Sie ist noch merklicher in den Deklinationen der Nennwörter und in den Konjugationen der Zeitwörter: weil die Deklinationen und Konjugationen selbst nichts anders, als gewisse Formen sind, wodurch die Wörter eine besondere Gestalt bekommen, die ihre Bedeutung abändert, indem sie Zahl, Geschlecht, Fälle, Zeiten, Weise, Personen hinzuthut. Dieß bedarf keines Beweises und keiner Exempel.

Woraus ich schließe, daß die Analogie einer Sprache, in Ganzen betrachtet, die Zusammenstimmung, der Töne, der Wörter, der Endungen, der Abwandlungen mit gewissen Formen ist, die ein Volk ursprünglich angenommen und sie durch die Gewohnheit der Werkzeuge, die die Sprache hervorbringen und empfangen, in seinen eigenthümlichen Geschmack verwandelt hat. Diese Uebereinstimmung macht, daß man sagt, sobald man auch nur einen Namen hört: dieß Wort ist polnisch, französisch, englisch, italiänisch; denn man bemerkt im Augenblick die Sprachähnlichkeit oder Analogie.

Die Analogie in der Sprache ist also die Gewohnheit der Zunge und des Ohres. Der Geist, das

*) Man sehe die Zugabe am Ende dieses Bandes.

das Naturell einer Sprache ist, die Gewohnheit des Verstandes die Begriffe vielmehr in dieser als in jener Ordnung zu empfangen oder mitzutheilen. Ueberhaupt läßt sich unsre Seele in allen ihren Verrichtungen gern von der Aehnlichkeit und Uebereinstimmung führen: die Uebereinstimmung erleichtert ihr die Mühe und bringt sie gemächlicher von einem Gegenstande zum andern hin. Wenn Beziehung, wenn Uebereinstimmung vorhanden ist, so scheint es ihr, als ob sie von einem Begriffe zum andern gleichsam fortglitte; wenn keine vorhanden ist, so gelangt sie gleichsam nur sprungweise zu ihrem Ziele. Daher hat eine jede gebildete Sprache ihre eigene Analogie, oder eine bestimmte Form in ihren Wörtern, und ihr eigenes Naturell in Ansehung der Anordnung eben dieser Wörter.

Nun aber kann dieses Naturell nirgends, als in der Natur der Menschen, die einerley Sprache reden, oder in der Natur der Sprache liegen, die geredet wird. Wir wollen sehen, was davon in der Natur der Menschen liegt. Die Menschen sind, dem Wesen nach, zu allen Zeiten und an allen Orten einander gleich: weil sie alle ein Vermögen zu denken und ein Vermögen zu empfinden besitzen, wovon sie die innerlichen Bewegungen einander auf Antrieb des Bedürfnis-

ses mittheilen. Folglich müssen sie sich alle bestreben, diese Mittheilung durch den kürzesten und sichersten Weg zu bewerkstelligen: denn die Noth hat nicht zwey Wege. Sobald sie selbst redet, so bald sie selbst gebeut, geht sie gerade zur Sache. Hier machen weder Zeiten noch Länder einen Unterschied. Es ist eine Triebfeder, die in allen Seelen aufgespannt ist, die sie alle auf gleiche Weise bewegt und erschüttert. Und gesetzt, daß es eine äußerliche Maschine giebt, die ihre Bewegungen, andeuten muß: so werden daraus, so oft gleiche Gegenstände diese innerlichen Triebfedern in Bewegung setzen, wo nicht gleich lebhafte, doch zum wenigsten gleich viel Ausdrücke in dieser äußerlichen Maschine entstehn; und sie werden darinn beständig nach der Ordnung der Erschütterungen dieses innerlichen Triebwerks gestellt und geordnet erscheinen. Man siehet leicht, daß diese äußerliche Maschine die Sprache ist. Wenn wir uns also die Sprache, ehe wir sie in die Griechische, Lateinische, Deutsche rc. theilen, in ihrer bestmöglichen Vollkommenheit vorstellen: so sehen wir, daß sie Schritt vor Schritt dem Verstande und dem Herzen folgen muß; daß sie den Gedanken, alle sein Zubehör, den Grad seines Lichtes und Feuers, seine Theile mit ihren Bildungen, ihren

Verknüpfungen, ihren Beziehungen buchstäblich ausdrücken muß. Sie ist ein Porträt, worinn sich unsere Seele außer sich selbst, und ganz, und so wie sie ist, in allen ihren Lagen, Aenderungen und Bewegungen erblicken soll.

Wenn man sie eintheilt, und sie betrachtet, nicht in ihrer bestmöglichen Vollkommenheit, sondern wie sie wirklich in ihren existirenden Arten beschaffen ist: so kann man jede Art derselben auf zweyerley Seiten betrachten: nach dem besondern Naturelle der Völker, die unter verschiedenen Himmelsgegenden wohnen, und nach der besondern Form und Einrichtung der Töne, die das ausmachen, was man eigentlich eine Sprache, zum Gegensatz einer andern Sprache nennt.

Wenn man die Sprachen nach dem besondern Naturelle der Völker betrachtet, so scheint es, daß sie noch immer eine gleiche Ordnung in den Begriffen, und folglich auch in den Ausdrücken halten müßten. Der ganze Unterschied, der dabey Statt finden könnte, würde in dem grössern oder geringern Grade der Geschwindigkeit oder der Stärke bestehn. Völker, die mehr Lebhaftigkeit und Feuer besitzen, werden weniger Sachen ausdrücken, und ihre Zuhörer mehr errathen lassen; sie werden sich mit den Hauptbegriffen

griffen begnügen, und sie stark ausdrücken, die übrigen Begriffe, die jene einen Augenblick aufhalten und sie verhindern könnten, hurtig genug anzulangen, werden sie dem Verstande des Zuhörers überlassen. Völker, die mehr Phlegma oder mehr Langsamkeit besitzen, werden sich so viel Zeit nehmen, als nöthig ist, alle ihre Begriffe nach der Reihe, Hauptbegriffe und Nebenbegriffe, mit allen ihren Umständen, aus sich heraus zu bringen. Denn bis itzo nehmen wir an, daß sich die Sprache nach allen Gedanken, nach ihren Theilen, nach ihren Gestalten bequemt. Der Gang bleibt also einerley, so wohl in der idealischen Sprache, als in derjenigen wirklichen Sprache, die wir auf der Seite des besondern Naturelles der Völker betrachten. Und in der That muß ihr Gang wohl einerley bleiben; weil gute Gründe da sind, daß es so seyn kann, und kein Grund, daß es nicht so seyn sollte. Das Bedürfniß des Redenden allein ordnet die Sprache und die Stellung der Wörter: und dieser Befehlshaber folgt beständig und überall einerley Methode, wovon das große und einzige Principium das Interesse ist.

Also muß man die Ursache von der verschiedenen Anordnung der Wörter anderswo aufsuchen. Man wird sie bey dem zweyten Gesichts-

punkte antreffen, aus welchem man die besondern Sprachen betrachten kann.

Die besondern Sprachen, welche existiren, sind alle von der idealischen Vollkommenheit sehr weit entfernt. Sie haben alle einerley Endzweck, nehmlich in die Seelen der Hörenden dasjenige, was sich in dem Verstande des Redenden befindet, deutlich und richtig hinüberzutragen. Deutlichkeit und Richtigkeit begreift alle Vollkommenheiten der Sprachen in sich. Allein, es giebt einige Sprachen, die weniger Farben haben, als andere, oder deren Farben schwächer sind, oder sich schwerer mischen und vertreiben lassen, um sanfte Schattirungen hervorzubringen: welches alles einen Unterschied unter den Sprachen hervor bringen muß.

Alle Sprachen bestehen aus Tönen. Nach der Art, wie diese Töne auf die eine oder die andere Weise gebildet sind, gehören sie zu der einen oder zu der andern Sprache, und dieses vermittelst einer gewissen Analogie, die sie vereiniget, und eine Art von Körper aus ihnen bildet, der die besondere Gattung einer Sprache ausmacht, wie wir kurz vorher gesagt haben. Diese gebildeten Töne finden sich in grösserer oder geringerer Anzahl: welches Armuth oder Reichthum hervorbringt; sie besitzen mehr oder

weni-

weniger Stärke: welches eine nachdrückliche oder eine schwache Sprache macht; sie haben mehr oder weniger Biegsamkeit: welches Lieblichkeit, Klarheit, Richtigkeit hervorbringt.

Itzo sind wir bey der Quelle des Unterschiedes unter den Wortfügungen. Hiedurch wird der besondere Genius der Sprachen in Absicht auf die Stellung der Wörter gebildet, hiedurch sind sie genöthiget, sich mehr oder weniger von der Natur zu entfernen, nachdem sie durch Mangel, oder durch Schwäche, oder durch Unbiegsamkeit, mehr oder weniger dazu gezwungen sind. Und hier werden wir den Grund des Unterschiedes unter der Deutschen und Lateinischen Wortfügung finden.

Die Lateiner sagten: matrem amat filia, oder auch: filia amat matrem, ohne daß eine von beiden Konstruktionen den Verstand ungewiß machte. Wir können ebendenselben Begriff nur auf diese eine Weise ausdrücken: die Tochter liebt die Mutter. Die Ursache ist, weil die Nennwörter der Lateiner mehr Endbiegungen hatten, als die unsrigen, und also regierend oder regiert waren, ohne von der Stelle abzuhangen, wo sie hingesetzt wurden. Wir hingegen, die wir nicht genug äußerliche Kennzeichen besitzen, weder an den Nennwörtern, noch

an den Artikeln, um den Nominativus von dem Akkusativus, oder, das regierende Wort die Tochter von dem regierten Worte die Mutter zu unterscheiden, wir sind genöthigt, daß regierende Wort vor das regierte zu setzen; wenn wir nicht in Gefahr gerathen wollen die Begriffe zu verwirren. Dieß ist der erste Grund von der Abweichung unsrer Wortfügungen. Noch ein anderer ist, die Menge der Hülfswörter.

Es giebt Sprachen, wo man das Geheimniß gefunden hat, mit den Zeitwörtern, durch gewisse kleine Beugungen, eine Menge von Beziehungen zu verbinden, ohne daß man nöthig hätte, die Wörter zu vermehren, um diese Beziehungen auszudrücken: Beziehungen des Thuns, des Leidens, der Reciprocität; Beziehungen der Zeiten, der Oerter, der Personen, der Geschlechter, der Zahl der Art und Weise. Die Hebräer sagten mit einem einzigen Worte: **Ich habe unterrichtet; ich bin unterrichtet worden; ich habe sorgfältig unterrichtet; ich bin sorgfältig unterrichtet worden; man hat mir befohlen zu unterrichten; man hat Befehl gehabt, mich zu unterrichten; ich habe mich selbst unterrichtet.** Die Griechen und Lateiner hatten einige von diesen Vortheilen, sie hatten sie aber nicht alle.

Die Deutsche Sprache hingegen ist genöthigt, eine Menge Hülfswörter zu gebrauchen, alle diese Beziehungen auszudrücken: ein Hülfswort für die thätige Bedeutung, zum wenigsten in einigen Fällen, nehmlich das Zeitwort haben, oder werden; und für die leidende Bedeutung das Zeitwort seyn, oder werden: oft beide Hülfswörter zusammen: ich werde unterrichtet haben, ich bin unterrichtet worden; ein Hülfswort für die Person; ich, du, er; ein Hülfswort für gewisse Weisen: das Wörtchen zu. Thut man noch das Nebenwort sorgfältig hinzu, welches ebenfalls ein Hülfswort ist, die Art und Weise zu bezeichnen: so wird das Deutsche Zeitwort, mit allem diesem Zubehör, ich = bin = sorgfältig = unterrichtet = worden, zu dem Hebräischen Zeitworte, welches alle diese Beziehungen mit einem einzigen Worte ausdrückt, sich eben so verhalten, als diese Redensart ein ausgedehntes, lebendiges, beseeltes, vernünftiges Wesen, sich zu dem Worte Mensch verhält, welches alle diese Begriffe in sich schließt. Dieß ist der zweyte Grund von der Verschiedenheit unsrer Wortfügungen: ich glaube nicht, daß es mehrere giebt.

Woraus ich diesen Schluß ziehe: 1. Daß unsre Sprache in diesen beiden Fällen eine andre

Wortfügung haben muß, als die Sprachen, die diesen beiden Unbequemlichkeiten nicht unterworfen sind. 2. Daß unsre Sprache die Wortfügungen, die den andern Sprachen natürlich sind, wieder annehmen muß, wenn sie sich in keinem von diesen beiden Fällen befindet.

Ich halte es für unnöthig, die erste dieser beiden Folgen, zum wenigsten in Absicht auf die Nennwörter, zu beweisen. Das oben angeführte Beyspiel matrem amat filia, die Tochter liebt die Mutter, ist unwidersprechlich. Ich sage also, daß wir diesem Beyspiele zu Folge die lateinische Konstruktion nur aus Mangel genugsamer Fälle verlassen, indem wir weder so viele Kasus in den Nennwörtern haben, als die Lateiner, noch auch in unsern Artikeln selbst genugsam unterscheidende Kasus besitzen. Doch haben wir einen Vortheil vor der Französischen Sprache, die nur zwey Artikel le und la, und gar keine Kasus der Nennwörter hat. Wir hingegen unterscheiden durch drey Artikel: der, die, das; und durch zwey bis drey Abänderungen des Nennworts: Kind, Kindes, Kinde; Kinder, Kindern. Und müssen wir gleich bey dem Artikel des weiblichen und ungewissen Geschlechts, wo der Nominativus und Akkusativus gleichlautend sind, von der lateinischen

Wortfü-

Wortfügung abgehen: so können wir doch bey dem Artikel des männlichen Geschlechts die lateinische Wortfügung beybehalten, wenn es das Interesse der Rede erfodern sollte. Wir können sagen: den Vater liebt der Sohn, den Vater liebt die Tochter, den Vater liebt das Gesinde.

Der zweyte Grund des Unterschiedes in unserer Wortfügung zeigt sich in dem Vorzuge, den wir der thätigen Weise vor der leidenden geben. Die leidende war bey den Lateinern wohlklingender, weil sie längere Wörter bildete. Wir hingegen haben bey der leidenden Weise oft vier Wörter nöthig. Die Lateiner sagten, amabor; wir müssen sagen, ich werde geliebt werden.

Woher kömmt es, daß wir so gern das Imperfektum, die kaum verflossene Zeit, gebrauchen, und die völlig verflossene, oder das Perfektum, so oft vermeiden? Das Imperfektum ist lebhafter, es scheint uns die Sachen näher zu bringen; vornehmlich aber kömmt es bey uns daher, weil unser Perfektum seine beiden Zeitwörter so weit von einander trennt, daß die eingeschalteten Wörter oft Schwierigkeit und Verwirrung verursachen. Wir sagen also: Er liebte seinen Vater aufrichtig, und als ein wohlgearteter und wohlerzogener Sohn; anstatt zu

sagen: Er hat seinen Vater aufrichtig, und als ein wohlgearteter Sohn, geliebt. Oder, wenn wir das Perfektum gebrauchen müssen, so suchen wir das Hauptverbum etwas näher an das Hülfsverbum heranzuziehen; wir setzen es hinter das erste Glied, und lassen die andern Glieder ohne Verbum nachfolgen: Er hat seinen Vater aufrichtig geliebt, und als ein wohlgearteter und wohlerzogener Sohn. Noch größer ist der Uebelstand in den zusammengesetzten Zeitwörtern, wo wir das Vorwort und das Zeitwort oft trennen müssen: Das Schiff gieng plötzlich unter; zum Unglück gieng es nicht allein mit den Spezereyen &c., sondern auch mit allen Menschen unter. In diesem letztern Falle ändern gute Schriftsteller die ganze Redeverbindung, welches auf mehr als Eine Art möglich ist.

Diese Unschicklichkeit in den zusammengesetzten Zeitwörtern, ist eine von den Ursachen, warum wir den Infinitiv, die unbestimmte Weise, den übrigen Weisen vorziehn. Auch lieben wir ihn deswegen, weil er uns von einigen Redetheilen befreyt, und uns zuweilen lange und wohlklingende Wörter giebt. Z. E. Er kam, es anzusehen; anstatt: er kam, damit er es ansehen möchte.

Auch

Auch ziehen wir von einigen mit einem Vorworte zusammengesetzten Zeitwörtern dadurch keinen geringen Vortheil, daß wir sie, ohne alle Verwirrung, in zweyerley Verstande gebrauchen können, je nachdem wir das Vorwort davon trennen oder damit verbinden. Trennen wir es, so behält das Wort seine eigenthümliche Bedeutung; verbinden wir es, so bekömmt es eine neue Bedeutung: Z. E. ich ziehe unter, halte unter, trete unter, wird im eigentlichen, ich unterziehe, unterhalte, untertrete wird im uneigentlichen Verstande gesagt. Im natürlichen Verstande heißt es: ich führe über, lege über, setze über; im verblühmten: ich überführe, überlege, übersetze. Werden hievon Mittelwörter der vergangenen Zeit gemacht: so behält die Sylbe ge, als das Kennzeichen dieser Mittelwörter, bey dem getrennten oder eigenthümlichen Worte, ihren gewöhnlichen Platz, nehmlich, sie wird vor das Hauptwort gesetzt: unter getreten, über gesetzt. Eben dahin setzt auch das Gerundium sein Wörtchen zu: unter zu treten, über zu setzen. Wird das Mittelwort aber von dem ungetrennten oder metaphorischen Zeitworte gemacht, so findet die Sylbe ge keinen Platz mehr: unterhalten, untertreten, überführt, überlegt, übersetzt. Und soll daraus ein

Gerundium gemacht werden, so wird das Kennzeichen des Gerundiums vorangesetzt, damit das Wort ungetrennt bleiben kann: zu untertreten, zu übersetzen. Eben so verhält es sich mit den Zeitwörtern, die mit den Präpositionen durch, hinter, wieder verbunden werden. Man sagt zum Exempel: der Zimmermann bohrt das Brett durch; die Rede durchbohrt ihm das Herz. Er hatte die Speise kaum hinter gebracht; ihm wurde die Zeitung hinterbracht. Er holt das Buch wieder; er wiederholt die Rede. Die Genauigkeit geht hierinn so weit, daß wir bey der Infinitivendung, wo wir diesen Unterschied zwar sehen, aber nicht hören würden, den Accent bey den eigenthümlichen Wörtern allemal auf die Präposition, und bey dem verblühmten allemal auf das Zeitwort legen: man unterscheidet durch den bloßen Ton wiederholen und wiederhólen.

Was die Gegensätze anbetrifft, so können wir in denselben die Begriffe einander nicht so durchschneiden lassen, wie es die Lateiner können, weil unsere Hülfswörter und unsere Artikel dem Geiste Schwierigkeit, und dem Ohre Mißvergnügen verursachen: Adest vir summa autoritate et fide Lucullus, qui ait se non opinari, sed scire; non audivisse, sed vidisse; non adfuisse,

fuisse, sed egisse. Werden wir sagen: Sehet hier einen Mann von Ansehen, einen Bürger, der allen Glauben verdient, den Lukullus, der nicht sagt, daß er es glaube, sondern daß er es wisse, nicht, daß er es gehört, sondern daß er es gesehen habe; nicht, daß er zugegen gewesen sey, sondern daß er es selbst gethan habe. Welches Ohr kann dieses aushalten? Wir werden sagen: Sehet hier den Lukullus, der nicht sagt: ich glaube, ich habe gehört, ich war zugegen; sondern: ich weiß, ich habe gesehen, ich habe es selber gethan: und auf diese Weise helfen wir uns durch eine andere Art von Lebhaftigkeit. Man sieht das unermeßliche Feld der Anwendung von selbst.

Wenn diese beiden Quellen der Verschiedenheit die einzigen sind: so müssen die Wortfügungen in den übrigen Fällen, wo sich diese Verschiedenheit nicht findet, ohngefähr einerley seyn. Dieß ist die zweyte Folge. Wir kehren zur Ordnung der Lateiner zurück, so oft es uns möglich ist.

Unsere Fürwörter oder Pronomina, haben alle Abfälle der Lateiner: wir sagen, ich, meiner, mir, mich. Hier ist also Kürze ohne Verwirrung.

Wenn wir unser Aktivum in das Passivum verwandeln, so nehmen wir die Ordnung der Lateiner wieder an: matrem amat filia, in der thätigen Bedeutung: die Tochter liebt die Mutter: in der leidenden: die Mutter wird von der Tochter geliebt. Ja, dieses Passivum können wir zur Noth umkehren, weil die Präposition alle Zweydeutigkeit benimmt: Von der Tochter wird die Mutter geliebt.

Von zwey Hauptwörtern, wovon das eine regierend ist, und das andere regiert wird, geht das regierende vor, weil es den Hauptbegriff enthält, denjenigen Begriff, den man dem Geiste hauptsächlich vorstellen will: Die Schönheit des Frühlings, die Schwierigkeit der Unternehmung, die Größe Gottes. Die Lateiner folgen eben derselben Ordnung. Sie kehren sie nur alsdann um, wann es der Wohlklang zu erfordern scheint. Wir können sie gleichfalls so wohl in Versen als in der gemeinen Rede umkehren, und haben dabey noch den Vortheil, daß wir einen Artikel ersparen; des Königs Brüder, anstatt: die Brüder des Königs.

Jedes Nennwort, das bloß von einem Vorworte, von einer Präposition, regieret wird, steht, in Gesellschaft seines Vorwortes, bald

am Anfange, bald am Ende, bald auch in der Mitte der Redensart, und dieses im Deutschen sowohl als im Lateinischen. Und das Vorwort selbst steht in beyden Sprachen gleich selten nach dem regierten Worte. Man sagt weder im Deutschen: Gott von, noch im Lateinischen: Deo a.

Die Konjunktionen, die Interjektionen, haben keine Ursache, sich von der oratorischen Ordnung zu entfernen; sie werden überall in allen Sprachen an gleiche Stellen gesetzt.

Die Beywörter, die mit den Hauptwörtern verbunden werden, müssen im Deutschen vor denselben stehen, und können nicht, wie im Lateinischen und in den damit verwandten Sprachen, bald vorgesetzt, bald nachgesetzt werden. Zum Glück ist das Interesse des Redenden in diesem Falle selten merklich genug. Und ist es sehr merklich, so kann sich ein Dichter und Redner oft durch die Wiederholung des Hauptwortes helfen. Ist in der Redensart der gute Mensch, das Wort Mensch besonders interessant, so sagt er:

> Wer wendet alle Noth von unsern Krippen ab?
> Der Mensch, der gute Mensch, den uns der Himmel gab.

Und

Und ein zorniger Kliton oder Geront in der Komödie ruft mit Ungestüm: Der Schwätzer, der läppische! Du Lügenmaul, du unverschämtes! indem er das Adjektiv zu einem Beynamen macht, wie in den bekannten Benennungen: Alexander, der Große ꝛc.

Es ist nicht nöthig, zu sagen, daß wir bey Erzählungen mit den Lateinern einer gleichen Ordnung in Ansehung der Sätze folgen. Die Sachen behalten überall gleiche Stellungen. Ueberall sagt man: Ad sepulchrum venimus, in ignem imposita est, fletur: „Man kömmt zur Grabstätte, man legt sie auf den Scheiterhaufen, man weint.“ Hier ist, wie man sieht, eine gleiche Kette; und wenn einiger Unterschied darinn zu finden ist: so liegt er bloß in der besondern Figur und Stellung der einzelnen Ringe, die diese Kette ausmachen.

Eben so ist es auch mit den Vernunftschlüssen beschaffen. Man geht hiebey allemal von dem bekanntern zu dem unbekanntern über. Und von welcher Länge auch die Lateinischen oder Griechischen Perioden seyn mögen, so können wir ihnen im Deutschen eine gleiche Ausdehnung geben, ohne die geringste Unordnung in den Konjunktionen zu befürchten.

Aus allen diesen Beyspielen sieht man, daß wir uns nur alsdann von dem Gange der Lateiner entfernen, wann uns ihre Kasus fehlen, oder die allzuhäufigen Artikel und Hülfswörter uns verwirren.

Man könnte zum Besten der Deutschen Wortfügung einwenden, daß sie die Handlung so schildere, wie sie geschieht: das Principium bewegt sich zuerst, und hernach begiebt es sich zu seinem Gegenstande hin; also sagt man: **Der Vater liebt den Sohn.** Dieses ist die Ordnung der Ausführung.

Allein, bey der Ausführung selbst geht der Anblick des Gegenstandes, nehmlich des Sohnes, nothwendiger Weise vor der Liebe des Vaters vorher. Man weiß den alten Grundsatz: ignoti nulla cupido. Die Natur ganz allein geht weiter, und geht geschwinder als die allersubtileste Metaphysik. Sie begiebt sich augenblicklich zu ihrem vorgesetzten Zwecke hin. Hier nimmt sie ihre Bewegungsgründe her; dieß ist der Ort, von welchem sie ausgeht. Wenn also eine Sprache die Wirkungen und Bewegungen der Seele getreulich ausdrücken will, so muß sie bey eben dem Punkte anfangen.

Aus allem, was wir jetzt gesagt haben, läßt sich ganz natürlich schließen, daß die lateinische

Sprache in einigen ihrer Wortfügungen mehr Nachdruck, Feuer und Lebhaftigkeit besitzen müsse, als die unsrige. Indessen darf man nicht glauben, daß wir nicht auch einigen Vortheil über sie haben sollten, und zwar wegen der Genauigkeit, die unsre Artikel in unsre Redensarten bringen, wo sie die Gegenstände deutlich bestimmen, und sie gleichsam mit dem Finger zeigen. Zum Exempel: das einzige Wort, Brodt, in dieser Redensart, panem praebe mihi, kann auf dreyerley Weise gegeben werden: gieb mir ein Brodt; gieb mir das Brodt; und ohne Artikel: gieb mir Brodt. Diese Genauigkeit haben die Lateiner nicht.

Auch werfen wir gewisse Kasus der Artikel weg, und ersetzen sie mit ihrem Endbuchstaben, so oft es ohne Uebelklang geschehen kann. Wir setzen anstatt des Dativs: dem, der, dem, oder einem, einer, einem, und anstatt des Akkusativs: das oder eines, die Buchstaben m, r, s, und erhalten dadurch abermals eine nähere Bestimmung. Nehmlich, wenn der Buchstab an die Präposition gehängt wird, so vertritt er die Stelle des bestimmten Artikels, der, die, das; wenn der Buchstab an das nächstfolgende Beywort gehängt wird, so vertritt er die Stelle des unbestimmten Artikels ein, eine. Wenn kein

Bey-

Beywort da ist, so wird der Buchstab, in dem unbestimmten Falle, weggeworfen, und in dem bestimmten Falle, wiederum an die Präposition gehängt. Wir wollen von allen drey Fällen Exempel geben: Ich kann nicht sagen: Harpax bezahlt im schlechten Gelde, sondern: in schlechtem Gelde; weil es so viel heißen soll, als, in einer schlechten Geldsorte, überhaupt und unbestimmt genommen. Hingegen kann ich auch nicht sagen: Wo liegt dieser Schaupfennig? in schlechtem Gelde, oder in gutem Gelde? sondern hier muß ich bestimmter sagen: im schlechten, oder im guten? weil es so viel heißen soll, als: in dem Gelde, welches vor mir liegt. Das Nordlicht kömmt zu gewisser Zeit: der Mond kömmt zur gewissen Zeit: die erste Zeit ist unbestimmt, die andere bestimmt. In blankem Erze, ist unbestimmt, gleichsam: in einem blanken Erze; hingegen im blanken Erze, ist bestimmt, weil es so viel heißt, als: dort in dem blanken Erze. Eben so auch ohne Beywort: In Erz, in Rauch, in Blut, ist unbestimmt; im Erz, im Rauch, im Blut, ist bestimmt.

Was die Zeitwörter anbetrifft, so läßt sich bey den Hülfswörtern derselben, welches gleichsam ihre Artikel sind, ein gleiches wahrnehmen. Die Unterscheidungszeichen der Weisen, der Zei-

ten, der Personen, sind bey den Lateinischen Wörtern inkorporirt, amabit, amabitur, sie lassen sich nicht davon trennen. Bey uns sind diese Kennzeichen abgesondert: er wird lieben, er wird geliebet werden; aber wir ziehen daraus Vortheil bey den Fragen. Die Lateiner müssen ihre Zuflucht zu einer Partikel nehmen, an amabit? amabiturne? oder, sie sind genöthigt, die Frage bloß durch den Ton der Stimme auszudrücken. Wir erhalten diesen Ausdruck durch die bloße Umkehrung des Personenworts: liebt er? wird er lieben?

Außerdem trennen wir das Hülfsverbum, damit wir das Adverbium oder das Bestimmungswort gewissermaßen in das Hauptverbum inkorporiren können: Er wird zärtlich geliebt. Dieses giebt mehr Stärke und Lebhaftigkeit.

Auch erhalten wir dadurch den unvergleichlichen Vortheil der Suspension, die dem Geiste so angenehm ist, und die bey den Lateinern dadurch erhalten wird, daß sie das ganze Verbum an das Ende bringen: Tandem aliquando Quirites, L. Catilinam, furentem audacia, ſcelus anhelantem, peſtem patriæ nefarie molientem - - - ex urbe ejecimus. „Endlich, „ihr Römer, haben wir den Katilina, der vor

„Toll-

„Tollkühnheit raste, der nach Bubenstücken dür-
„stete, der schändlich dem Vaterlande das Ver-
„derben zubereitete .... aus der Stadt hinaus
„geworfen."

Dieß wäre also die Vergleichung unserer Sprache mit der Lateinischen, was den Punkt der Wortfügungen anbetrifft. Die natürlichste Ordnung, die zur Ueberredung hilft, ist bey den Lateinern öfter, als bey uns. Wir wollen suchen, die Folgen für die Kunst zu übersetzen daraus herzuleiten.

IV. Kapitel.

Folgen aus der vorhergehenden Lehre in Ansehung der Uebersetzungskunst.

Wenn es wahr ist, daß wir uns nicht eher von dem Gange der Lateiner entfernen, als bis wir durch den Verstand der Worte, oder durch die Reinigkeit der Sprache, oder durch den Wohlklang dazu gezwungen werden; so folgt daraus, daß wir uns wieder in die Ordnung der Lateiner hineinbegeben müssen, so bald wir keine von diesen drey Ursachen haben; und daß folglich nicht alle Lateinischen Wortfügungen im Deutschen fremde, noch alle Deutschen im Lateinischen fremde sind. Die Sprachen sind wie

die Menschen, die eine allgemeine Natur haben, die sie vereinigt, und auch Eigenschaften, die sie von einander unterscheiden. Da nun die Wortfügungen ihren Grund in dem Interesse oder in der Absicht des Redenden haben: so müssen auch alle diejenigen in der Uebersetzung beybehalten werden, die in den Worten beider Sprachen kein wirkliches Hinderniß antreffen, wodurch sie einen andern Lauf zu nehmen genöthiget werden: und nur in dem gegenseitigen Falle wird man verbunden seyn, sie zu verändern, bey Strafe, einen Germanismus zu machen, wenn man Lateinisch schreibt, oder einen Latinismus, wenn man Deutsch schreibt.

Der Germanismus findet sich im Lateinischen, so oft man darinn eben der Wortfügung folgt, die das Deutsche vermöge seiner eigenthümlichen Einrichtung angenommen hat: und der Latinismus findet sich im Deutschen, wenn man darinn solchen Lateinischen Wortfügungen folgt, wozu sich das Deutsche nicht mit guter Art bequemen will. Also bedeuten alle diese Wörter, Latinismus, Germanismus, Gallicismus ꝛc. nichts anders, als solche Eigenschaften gewisser Sprachen, die ohne Grund in andre Sprachen übergetragen sind.

Ich mache einen Latinismus, wenn ich, nach Art der Lateiner, sage: es sind, welche behaupten,

haupten, sunt, qui existimant; da wir im Deutschen sagen müssen: es giebt Leute, welche behaupten. Eben so würde ich einen Gallicismus machen, wenn ich sagen wollte: es hat Leute, welche, il y a des gens, qui &c. Einen Germanismus aber mache ich im Lateinischen, wenn ich sage: dat homines &c. und im Französischen, wenn ich sagen wollte: il donne des hommes. Diese Arten zu sprechen kommen dem Barbarismus nahe; ein Barbarismus aber heißt, wenn man ein ursprünglich deutsches Wort zu einem lateinischen oder ein lateinisches zu einen deutschen macht. Wir reden hier nicht von dieser Art des Germanismus oder des Latinismus: weil wir voraussetzen, daß der Uebersetzer seine Sprache verstehen und ihre Wörter kennen wird.

Es giebt Uebersetzer, die, wenn sie etwas aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen, aus Furcht sie möchten lateinische Redeverbindungen ins Deutsche hierüber tragen, sich so sehr von der Anordnung dieser Sprache entfernen, daß sie nicht eher mit sich zufrieden sind, als bis fast kein Gedanke mehr an derselben Stelle steht, wohin ihn der lateinische Autor gesetzt hatte. Wir halten es für einen ersten Grundsatz bey der Uebersetzung, die Redeverbindungen so zu

lassen, wie sie in der Urschrift sind, wenn sich beide Sprachen gleich gut dazu bequemen.

Wenn Horaz sagt: Non semper imbres nubibus-manant: warum sollte man nicht übersetzen, Nicht ewig triefen die Platzregen aus den Wolken?

Egredere ex urbe, Catilina, libera Rempublicam metu. „Gehe heraus aus der Stadt, „Katilina, befreye die Republik von ihrer „Furcht.“

Rarissima moderatione maluit videri bonos invenisse, quam fecisse: so spricht Tacitus von der Bescheidenheit des Agrikola in Ansehung der Soldaten, worüber man ihn zum Befehlshaber gemacht hatte. „Aus einer sehr „seltenen Mäßigung des Geistes wollte er lieber „das Ansehen haben sie gut gefunden, als gut „gemacht zu haben.“

His ego nec metas rerum nec tempora pono;
Imperium sine fine dedi.

„Diesen setze ich weder Schranken noch Zeiten; „diesen habe ich eine Herrschaft sonder Ende „verliehn.

Credita res: captique dolis lacrymisque coacti,
Quos neque Tydides, nec Larissæus Achilles,
Non anni domuere decem, non mille carinæ.

„Man

„Man glaubte es: und so fieng man durch List, „durch Thränen zwang man so Männer, die „nicht der Sohn des Tydäus, nicht der Held „aus Larissa, die weder zehen Jahre Krieg über= „wältigen konnten, noch tausend Segel der „Griechen.

Et thure et fidibus juvat
Placare, et vituli sanguine debito
Custodes Numidæ deos.

„Mit Weihrauch und mit Saitenspiel will ich, „und mit schuldigem Rinderblute die Götter be= „zahlen, die Schutzgötter meines Numidas."

Es ist unnöthig diese Ausführung weiter zu treiben. Man sieht, daß die deutsche Sprache sehr leicht nachgiebt, und in diesem Stücke einen merklichen Vorzug vor vielen andern besitzt. Wir wollen itzt aus diesem Grundsatze Folgerungen ziehn, die eben so viel besondere Regeln der Uebersetzungskunst werden sollen. Es folgt:

I. Daß man die Ordnung der Sachen, weder in der Geschichtsfolge, noch in den Schlüssen verletzen müsse; weil diese Ordnung in allen Sprachen einerley ist, und mehr zu dem Wesen des Menschen, als zu dem besondern Genius der Nationen gehört.

II. Daß man auch die Ordnung der Begriffe, oder wenigstens der Glieder beybehalten

müsse. Es ist eine Ursach da gewesen, so fein, so unmerklich sie auch immer seyn mag, die den Autor bewogen hat, vielmehr diese als eine andere Anordnung zu wählen. Vielleicht ist es der Wohlklang gewesen; oft aber ist es auch der Nachdruck. Cicero sagt an einem Ort: Neque poteſt is exercitum continere imperator, qui ſe ipſe non continet: Wenn man dieses übersetzen wollte: Ein Feldherr kann kein Kriegesheer in Ordnung halten, der sich selbst nicht in Ordnung halten kann: so würde man einen Latinismus machen. Wollte man auf der andern Seite es so übersetzen: Ein Feldherr, der seine eigene Aufführung nicht ordnen kann, der kann keine Armee in Ordnung halten: so würde man den besondern Nachdruck der Ciceronischen Wendung entkräften. Wie soll man es also machen, wenn man als ein Redner übersetzen will? Man helfe sich durch die Frage: Wie kann der sein Kriegesheer in Ordnung erhalten, der seine eigene Aufführung nicht anzuordnen vermag?

III. Man muß die Perioden beybehalten, so lang sie auch sind: weil ein Periode nichts anders ist, als ein Gedanke, der aus andern Gedanken zusammengesetzt ist, die sich durch innerliche

liche Beziehungen mit einander verknüpfen; und weil diese Verknüpfungen die Seele dieser Gedanken und das vornehmste Augenmerk des Redenden ist. In einem Perioden sind die verschiedenen Glieder wie die gepaarten Stücke in einem Bildersaale, deren Beziehungen eine Harmonie ausmachen. Wenn man die Redensarten zerschneidet, so erhält man zwar die Gedanken; aber man erhält sie ohne die Beziehungen von Ursprung oder Folge, von Beweis, oder von Vergleichung, die sie in dem Perioden hatten, und die seine herrschende Farbe ausmachten. Es giebt Mittel, alles miteinander zu vereinigen: die Perioden, ob sie gleich in ihren verschiedenen Gliedern einen unvollendeten Verstand haben, besitzen doch Ruhepunkte, wo der Sinn fast geendigt ist, und die dem Geiste diejenige Erholung geben, die ihm nöthig ist. Man sehe hier ein Exempel aus der Rede des Cicero für den Poeten Archias: Sed ne cui vestrum mirum esse videatur, me in quæstione legitima, et in judicio publico, cum res agatur apud Prætorem populi Romani, lectissimum virum, et apud severissimos Judices, tanto conventu hominum ac frequentia, hoc uti genere dicendi, quod non modo a consuetudine judiciorum, verum etiam a forensi

ser-

ſermone abhorreat: quæſo à vobis, ut in hac cauſa mihi detis hanc veniam, accommodatam huic reo, vobis, quemadmodum ſpero, non moleſtam: ut me, pro ſummo poeta, atque eruditiſſimo homine dicentem, hoc concurſu hominum litteratiſſimorum, hac veſtra humanitate, hoc denique Prætore exercente judicium, patiamini de ſtudiis humanitatis ac litterarum paulo loqui liberius; et in ejusmodi perſona, quæ propter otium ac ſtudium minime in judiciis periculisque tractata eſt, uti prope novo quodam et inuſitato genere dicendi. Man kann dieſen Perioden überſetzen, ohne ihn zu zerſchneiden: „Weil aber die Sache, die ich zu führen habe, „eine Rechtsfrage iſt, die vor dem Tribunale „des Römiſchen Prätors und vor den ſtrenge„ſten Richtern gehört werden ſoll, und ich ſie „auf eine Art zu führen unternommen habe, „die der Gewohnheit der Gerichte und der Spra„che der Rechtsgelehrten ſehr wenig gemäß ſchei„nen wird: ſo bitte ich Sie, meine Herren, um „eine Gewogenheit, die Sie mir, in Betrach„tung des Standes dieſer Perſon, die ich ver„theidige, nicht abſchlagen werden, und wovon „ich hoffe, daß ſie Ihnen ſelbſt nicht gereuen „ſoll: daß Sie mir nehmlich, da ich für einen „berühm-

„berühmten Poeten, für einen Gelehrten, in Ge„genwart so vieler Männer von Wissenschaft, „vor so feinen Richtern, und vor einem so er„leuchteten Prätor zu reden habe, daß Sie mir „erlauben wollen, mich über den Werth der Wis„senschaften mit einiger Freyheit auszubreiten; „und weil ich hier einen Mann vorstelle, der „fremde in den Rechtshändeln ist, und nichts „als seine Studien und Bücher kennt, es für „genehm halten, wenn ich mich selbst auf eine „Art ausdrücke, die neu und vor Gericht uner„hört scheinen möchte.“ Dieser Periode ist von einer außerordentlichen Länge. Indessen, vermittelst der Ruhepunkte, die man darinn angebracht hat, folgt ihm doch der Geist ohne Mühe bis ans Ende. Wenn man ihn zerschnitte, so würden die Glieder nicht mehr gleiche Bildung behalten: und der Uebersetzer würde folglich ungetreu seyn. Gleichwohl giebt es Fälle, wo man die allzulangen Redensarten zerschneiden kann; aber alsdann sind diejenigen die man ablöst, wenn man die Sache genauer betrachtet, nur äußerlich und künstlich damit verknüpft. Es sind nicht eigentliche Glieder der Perioden.

IV. Folgt, daß man alle Konjunktionen beybehalten muß. Sie sind gleichsam die Gelenke der Glieder. Man muß weder ihren Sinn noch

Ort

Ort verändern. Wenn es ja einen Fall giebt, wo man sie auslassen kann, so ist es dieser, wenn sie der Verstand leicht entbehren kann, und wann er von selbst von einer Redensart zu der andern übergeht, so daß ihn die ausgedrückte Konjunktion mehr aufhalten als fördern würde.

V. Daß die symmetrischen Redensarten mit ihrer Symmetrie oder durch ein Aequivalent gegeben werden müssen. Die Symmetrie in der Rede ist eine Beziehung mehrer Begriffe oder mehrer Ausdrücke. Die Symmetrie der Ausdrücke kann in den Tönen bestehen, in der Quantität der Sylben, in der Endung oder in der Länge der Wörter, in der Stellung der Glieder. Man sehe hier eine Redensart des Sallustius, die alle diese Arten von Symmetrie besitzt: Animi imperio, corporis ſervitio magis utimur. „Der Geist befiehlt, der Leib gehorcht „bey uns." Und Cicero: Nihil habet fortuna tua majus quam ut poſſis, nec natura melius, quam ut velis conſervare quam plurimos. „Nichts grösseres konnte das Glück dir geben, „als die Macht, nichts besseres die Natur, als „den Willen, viele Bürger zu erhalten.„ Wenn man nicht Substantiv, Verbum, Adverbium, Adjektiv, Ton für Ton, so wie sie im Texte stehn, ausdrücken kann, so muß man die Sache doch

wenigstens durch eine andre Art von Symmetrie zu vergüten suchen.

VI. Daß die glänzenden Gedanken, um einen gleichen Grad des Schimmers zu behalten, ohngefähr eine gleiche Ausdehnung in den Worten haben müssen. Wenn man sie zusammendrängt, läuft man Gefahr sie zu verdunkeln; wenn man sie erweitert, benimmt man ihnen den Glanz:

Cui non conveniet sua res, ut calceus olim
Si pede major erit, subvertet, si minor, uret.
Horat.

„Ein Glück, worein du dich nicht schickest, ist „ein Schuh, der für den Fuß zu groß ist, und „dich umwirft, oder zu klein, und dich drückt.

VII. Daß man die Figuren der Gedanken beybehalten muß, weil die Gedanken in allen Seelen einerley sind: sie können darinn überall gleiche Anordnung, gleiche Bildung, gleiche Stellung annehmen; man kann also die Fragen durch Fragen ausdrücken, die Gegensätze durch Gegensätze ꝛc.

Was die Figuren der Worte anbetrifft, als die Metapher, die Wiederholung, die besondern Schlußfälle der Redensarten, so kann man sie gemeiniglich durch gleichgeltende Sachen ausdrücken. Lassen sich aber diese Figuren weder übertragen noch ersetzen: so muß man den natürlichen Ausdruck wieder hervorsuchen, und die

Figu-

Figuren bey einem andern Gedanken anzubringen suchen, der sie leichter annimmt, damit die übersetzte Redensart, im Ganzen genommen, nichts von den Zierrathen verliere, die sie in der Urschrift hatte.

VIII. Daß die Sprüchwörter, welches Klugheitsregeln der Völker und oft nur einzelne Wörter sind, mit andern Sprüchwörtern gegeben werden müssen. Da sie auf Sachen gehn, die im gemeinen Leben oft vorkommen, so haben sie viele Völker mit einander gemein, wo nicht im Ausdrucke, doch wenigstens dem Verstande nach: also kann man sie fast immer geben. Im Französischen hat dieses die Frau Dacier in ihrer Uebersetzung des Terenz, und im Deutschen der Uebersetzer des Don-Quixotte sehr glücklich gethan.

IX. Daß jede Umschreibung fehlerhaft ist: dieß heißt nicht mehr übersetzen, sondern auslegen. Indessen, wenn kein anderes Mittel da ist, den Sinn verständlich zu machen, so dient die Nothwendigkeit dem Uebersetzer zur Entschuldigung; eine von beiden Sprachen wird die Schuld tragen müssen.

X. Daß man endlich die Form des Textes, welchen man übersetzt, gänzlich verlassen muß, wenn es der Verstand der Deutlichkeit wegen, oder die Empfindung der Lebhaftigkeit wegen, oder

oder der Wohlklang der Anmuth wegen erfordert. Diese Folge wird ein neuer Grundsatz, der gleichsam die Rückseite des erstern ist.

Die Gedanken können einerley bleiben, und sich doch unter verschiedenen Formen darstellen; sie können sich in den Wörtern, womit man sie ausdrückt, zusammenfügen oder trennen. Sie können sich als ein Verbum zeigen, als ein Adjektiv, als ein Substantiv, als ein Adverbium. Diese vier Wege hat der Uebersetzer, wodurch er sich aus der Schwierigkeit herausziehen kann. Er nehme also die Wageschale, er wäge die Ausdrücke auf beiden Seiten, er bringe sie auf allerley Art ins Gleichgewicht; man wird ihm die Verwandelungen vergeben, wann er nur dem Gedanken gleichen Leib und gleiches Leben erhält. Er wird es machen wie ein Reisender, der zu seiner Bequemlichkeit bald ein Goldstück für viele Silberstücke giebt, bald viele Silberstücke für ein Goldstück.

Diese einfältigen Mittel werden nicht unterlassen ihre Wirkung zu thun, sie werden dem in Schwierigkeiten verwickelten Uebersetzer einen Ausgang verschaffen, den er oft lange und vergeblich sucht, wenn er allein von dem Instinkte geleitet wird. Auch helfen sie eben so sehr zur

oratorischen Harmonie, als welche größtentheils in der Klarheit und Hitze der Rede besteht. Eine Redensart die einen schönen Verstand in größter Deutlichkeit darstellt, gefällt dem Ohre gewiß. Das Ohr ist nur mißvergnügt, wann man ihm leere, oder allzusehr beladene, oder übel geordnete Töne vorbringt. Denn wir reden nicht von der Harmonie, die in der Schönheit der Töne selbst besteht; der Uebersetzer kann die Töne nicht anders liefern, als er sie in seiner Sprache hat.

Gleichwie es aber in allen Sprachen Arten zu reden giebt, die unübersetzlich sind, so verlangen wir auch nicht, daß unsre Anmerkungen in dergleichen Fällen den geringsten Nutzen schaffen sollen. Auch giebt es gewisse Sachen, die mit dem Geschmacke, mit den Sitten der Völker verbunden sind, und die sich in die andere Sprache nicht übertragen lassen: so waren, zum Exempel, die Lateiner weit freyer in ihrer Sprache als wir. Sie hatten Wörter und Redensarten, die bey ihnen den Ton der guten Gesellschaft hatten, und die bey uns niedrig sind. Oft bedürfte es nur Eines solchen Wortes, um ein ganzes Werk des Geschmackes zu verunstalten. Es scheint, daß man bey Uebersetzung solcher Stellen feinere Ausdrücke nehmen müsse.

Soll-

Soll man sagen: „Rufillus riecht nach Bal-
„samkügelchen, Gorgonius nach dem Bocke;“
pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum?
Freylich wird man es thun müssen; denn das hieße nicht übersetzt, wenn man sagen wollte: Rufillus ist balsamirt, Gorgonius hat es nöthig zu seyn. Wie soll man aber die Sauzote des Priaps übersetzen: pepedi diffissa nate?

V. Kapitel.

Einige besondere Regeln der Uebersezzungskunst für die verschiedenen Gattungen.

Zu diesen Grundsätzen, die allen Gattungen von Werken, die man übersetzet, gemein sind, kann man noch andere hinzuthun, die nur den besondern Arten allein zukommen. Diese Arten lassen sich auf drey zurückbringen, nehmlich auf die Historie, auf die Rede, auf die Poesie.

I. Wenn man einen Historienschreiber übersetzt, so ist es nicht genug sich an die natürlichen Eigenschaften der Historie zu halten, man muß auch, so viel als möglich ist, den natürlichen Eigenschaften des Autors folgen, sonst heißt es:

Tout a l'humeur gasconne en un *traducteur* gascon.

Sallust ist gedrängt, kurz, allezeit zierlich, aber von einer Zierlichkeit die etwas männliches und kraftvolles an sich hat. Livius ist auch gedrängt, er ist zierlich, er ist stark; aber er hat nicht eben dieselbe angemessene Genauigkeit, die Sallust hat. Seine Redensarten sind voll eingeschalteter Sätze, die sich verknüpfen, sich durcheinander schlingen, und längere Perioden, grössere Massen von Gedanken formiren, die man alle zusammenfassen muß. Tacitus ist finster, tiefsinnig, zuweilen räthselhaft, voll Betrachtungen und Philosophie. Seine Schreibart ist körnicht, kühn, nervicht. Welcher Unterschied, wenn man sie mit der Schreibart des Kurtius vergleicht, oder des Kornelius Nepos? Hier ist alles klar, angenehm, zierlich, geschmückt; alles ist gemacht zu gefallen, indem es unterrichtet. Welch ein Unterschied abermals, wenn man ihm Cäsars Kommentarien an die Seite stellt, wo alles simpel und durch seine Simplicität allein vollkommen ist? Cäsar ist ein Zeuge der aussagt; Kurtius ein witziger Rhetor, der malt; Nepos ein Weltmann, der schreibt. Tacitus und Livius sind beide Philosophen, beide Historienschreiber; aber der erstere scheint mehr auf die Philosophie, und der andere mehr auf

die

die Historie zu geben. Sallust ist ein Staatsmann, mit Republikanischen Grundsätzen genährt; ohne Stolz, ohne Pruuk; er besitzt mehr Nerven als Fleisch; alles scheint bey ihm von der Natur herzukommen. Wenn der Uebersezzer nicht dafür sorgt, alle diese Charakter auszudrücken, so parodirt er mehr, als er übersetzt.

II. Die oratorische Rede muß in ihrem Gange allemal Anstand und Würde blicken lassen. Alles muß darinn auf die Ueberredung abzielen; man muß die Begriffe entwickeln, ihnen eine gewisse Ausdehnung geben, die des Numerus und Wohlklangs fähig und die Aktion des Redners anzunehmen tüchtig ist. In diesen Gesichtspunkt muß sich der Uebersetzer stellen; das Ohr muß ihn hier mehr als an irgend einem andern Orte führen, und alle die besondern Regeln, die wir oben gegeben haben, müssen dieser untergeordnet seyn. Man muß in der Uebersetzüng den anhaltenden Ton des Redners hören, und gleichsam den ersten Keim seiner Geberden und seiner Aktion sehn *).

*) Non converti, sagt Cicero, ut interpres, sed ut orator, sententiis iisdem, et earum formis, tamquam figuris, verbis ad nostram consuetudinem aptis, in quibus non verbum pro verbo necesse habui reddere, sed genus omnium verborum, vimque servare. Non enim ea me annumerare lectori putavi oportere, sed tamquam appendere. *De opt. gen. or. 5.*

In der historischen Gattung muß man die Thaten und Begebenheiten in dem gehörigen Tone ausdrücken. In der Rede muß man die Seele, das Feuer, den mehr oder minder kühnen Gang eines Menschen vorstellen, der zu seinem Zwecke, zur Ueberredung, hineilt. In der Poesie muß man zu diesem Feuer noch die so genannten Züge und Bilder hinzuthun.

III. Ich unterscheide hier zwo Arten von Uebersetzungen: die erste liefert den Autor in einer solchen Vollkommenheit, daß sie seine Stelle vertreten kann, ungefähr wie die von einer Meisterhand gemachte Kopie eines Gemäldes die Stelle des Originals vertritt. Die zweyte ist nicht gemacht des Autors Stelle zu ersetzen, sondern nur den Sinn davon begreiflicher zu machen, und dem Verstande des Lesers den Weg zu bahnen. Sie ist ungefähr das, was ein Kupferstich ist.

Die erste Art von Uebersetzung, besonders von Uebersetzung der Poeten, scheint unendlich schwer, wo nicht unmöglich zu seyn, man mag es in gebundener oder in ungebundener Rede versuchen. Die ungebundene Rede kann weder den Numerus, noch das Sylbenmaß, noch den Wohlklang ausdrücken, welches doch große poe-

tische

tische Schönheiten sind. Und wenn man die Uebersetzung in Versen versucht, gesetzt man stellet Numerus, Sylbenmaß und Wohlklang wieder her, wird man nicht Gedanken, Ausdruck, Wendung verändern müssen? Man übersetzt ganz wohl ein Epigramm aus dem Martial, weil, so bald sich ein glücklicher Vers für die Spitze gefunden hat, man sich im übrigen alle Freyheit erlaubt. Allein wenn man ganze Reden der Dido ausdrücken, wenn man mit dem Aeneas in die Hölle steigen soll: welcher poetische Uebersetzer untersteht sich zu versprechen, alle Züge der Virgilischen Gemälde zu liefern? Er wird Ungeheuer, Schatten, Gegenden des Schreckens malen, ungefähr so wie ein Maler, der ein schlechtes Porträt macht. Dieser malt immer einen Menschen, aber er malt nicht den Menschen, den man von ihm verlangte: der Sohn erkennt seinen Vater nicht, noch der Freund seinen Freund. Es hilft nichts, daß er seine Züge malt, wenn er nicht die Seele, die Miene, das Leben malt, die der höchste Punkt der Vollkommenheit in den Gemälden sind, und die oft in unmerklichen Feinheiten bestehn, in künstlich und zur rechten Zeit angebrachten scharfen Abschnitten, in gewissen leichten Uebergängen, in Kolorirungen, die man

nur von ungefähr trifft. Eben so wird man auch durch ein glückliches Ungefähr zwey, drey oder vier Verse treffen, alles übrige hingegen wird matt und kraftlos, und die Frucht einer unglücklichen Bemühung seyn.

Es ist in diesem Stücke mit der Poesie ganz anders beschaffen, als mit der Malerey: diese hat vielerley Vortheile. Der kopirende Maler hat eben die materiellen Farben, die der Originalmaler hat; er darf nur ein verständiges Auge und eine gute Hand haben. Hingegen wollte man auch beides bey dem poëtischen Uebersetzer annehmen, dennoch würde er noch gar nichts haben. Erstlich widerstehen ihm die Wörter in seiner Sprache auf allerley Art und Weise wegen ihrer Sylben, ihrer Töne, der Wortfügung die sie erfodern. Hernach beklagt sich das Ohr, der Reim ist widerspenstig, das Sylbenmaß ist immer zu klein oder zu groß für den Gedanken. Dieses ist bey allen Sprachen wahr: nur bey einigen mehr oder weniger.

Virgil hat sehr oft den Homer und Pindar nachahmen wollen. So Virgil er auch war, hat er ihnen doch fast allezeit das Beste gelassen. Aulus Gellius sagt dieses, und beweist es mit Exempeln. Man weiß den Ausspruch Virgils,

es sey schwerer vom Homer einen Vers zu entlehnen, als dem Herkules seine Keule zu entwenden. Was würde er nicht gesagt haben, wenn man ihm angetragen hätte, ihn vom Anfange bis zum Ende zu übersetzen? Es hat zu unsern Zeiten Virgile gegeben, die mehr Muth oder mehr Kräfte besessen haben, als die Virgile der vorigen Zeiten. Sie haben es gewagt wider eine ganze Armee von Herkulen zu kämpfen, und die ganze Iliade in Verse zu bringen, mit einem Glücke, wodurch die Liebhaber der Poesie vielleicht der Mühe überhoben sind, diesen Dichter in seiner Landessprache zu suchen.

Wenn man die Poeten nicht vollkommen in Versen übersetzen kann, so giebt es eine Art, es wenigstens mit einigem Glücke in Prose zu thun. Der poetische Ton, der den Hauptcharakter eines Verses ausmacht, kann ziemlich gut gegeben werden, wenn man sich nur an folgende drey Punkte hält.

1. Die Gedanken so zu geben wie sie sind, Gewicht für Gewicht, wann es möglich ist; wo nicht, doch wenigstens dem Gleichgewichte nahe zu kommen. Hievon hängt ein Theil der Treue und Genauigkeit des Uebersetzers ab.

2. Die Begriffe, wofern man es kann, oder doch zum wenigsten die Sätze und Abtheilungen der Redensarten an ihrer Stelle zu lassen. Nichts in der Welt zwingt einen Uebersetzer die Sätze zu verrücken. Hier ist einerley Ordnung in allen Sprachen, weil es eine Ordnung ist, die zum Verstande und Geiste gehöret. Hieraus entsteht eben dieselbe Folge von Ideen, die der Autor gehabt hat: man folgt seinem Gange; man läuft, man verweilt sich, man ruht aus mi t ihm.

3. Endlich mnß man sich bemühen, die Gedanken eben so zu verbinden wie der Autor, eben so zu punktiren, wie er, Perioden um Perioden zu geben, die Redensarten zu zerschneiden, wann er sie zerschneidet, u. s. w.

Diese Art zu übersetzen ist unmöglich.

Sie ist es keinesweges. Es ist unmöglich, allemal ein Wort durch ein Wort zu geben, ein kurzes oder ein langes, ein klingendes oder gedämpftes, ein langsames oder hurtiges Wort durch ein anderes zu geben, das vollkommen einerley Charakter besitzt. Es ist unmöglich, allemal gleiches Feuer, gleiches Leben, gleiche Figur zu liefern, weil eine jede Sprache ihre besondern Eigenschaften hat. Woraus nicht

mehr

mehr folgt, als daß es unmöglich ist, alles zu geben, und folglich unmöglich, eine Uebersetzung zu liefern, die in allen Stücken ihrem Originale gleicht. Allein wenn man sich durch ein falsches Vorurtheil noch immer einbildet, daß es unmöglich sey, die Begriffe an ihrer Stelle zu lassen, und sie so zu verbinden, wie sie in dem Autor verbunden sind, was wird alsdann in der Uebersetzung übrig bleiben, den übersetzten Text vorzustellen? Ort und Verbindung der Begriffe gehören nicht zu den Sprachen, sie gehören zum Geiste, zur gesunden Vernunft. Geist und gesunde Vernunft aber gehen einerley Weg im Lateinischen und im Deutschen.

Wenn nun aber auch der Geist gehorcht, so wird doch die Sprache widerstehen; und die Uebersetzung wird steif, kalt, trocken werden. Freylich, wenn man die Regel nach der Strenge nimmt, und es sich niemals erlaubt davon abzuweichen; allein wir stellen sie nur als einen Gesichtspunkt vor, nach welchem man in der geradesten Linie die möglich ist, oder in der am wenigsten gekrümmten Linie zielen soll.

Es ist wahr, dieses alles erfodert viele Mühe und eine erstaunliche Sorgfalt. Man muß aber auch nicht flüchtig und obenhin übersetzen; man

muß

muß die Stücke zählen, sie alle, eines nach dem andern, wägen. Die Mühe wird indessen so groß nicht seyn, als man denkt. Man darf sich nur gleichsam bey der Hand führen lassen, und der Natur folgen, die den Autor bey seiner Ausarbeitung führete. Wann der Text eine Wendung hat, die man annehmen kann, so nehme man sie vorzüglich vor einer jeden andern an; widersteht sie, so versuche man einen von den Wegen, die wir angezeigt haben; widersteht sie noch, welches sich selten zutragen wird, alsdann suche man Rath bey den Umständen, und glückt es nicht, so wird die Schwierigkeit selbst dem Uebersetzer zur Entschuldigung dienen.

Zugabe.

Von den Endsylben der deutschen Beywörter.

Wir wollen zum Beschlusse noch eine andere Vergleichung der lateinischen und der deutschen Sprache anstellen, um die Jugend auf die Genauigkeit und den philosophischen Genius der deutschen Sprache, dieser uralten Grundsprache, ein wenig aufmerksamer zu machen. Wir schränken uns hier nur auf einen sehr kleinen Theil derselben ein, nehmlich auf die Endungen ihrer abgeleiteten Beywörter. Ein jeder Schriftsteller und aufmerksamer Leser hat Gelegenheit gehabt, über einen Theil der Sprache Beobachtungen anzustellen: wenn sie der Welt mitgetheilet würden, könnte daraus eine vollständige Sprachlehre erwachsen.

Die Lateiner drücken oft durch die Endung der Beywörter die Eigenschaften der Sachen aus. Ihr *osus* zeigt eine Menge, einen Ueberfluß an, als: setosus, juncosus, algosus, &c. Eben daher zeigt es auch oft etwas tadelhaftes an: verbosus, cerebrosus, morosus. Aulus Gellius

Gellius sagt: Religentem oportet esse, religiosum nefas. Die Endung *eus* zeigt die Materie an, woraus etwas besteht: vitreus, ligneus, laneus, cereus, &c. Die Endung bilis oder ilis zeigt an, was zu thun möglich ist, oder gethan werden kann: domabilis, tractabilis, mobilis, facilis &c.

Die deutsche Sprache hat diese Bestimmungsendungen gleichfalls. Die uralte Endsylbe isch, ehemals isk, welche ein Entstehen anzeigen soll, wird allen Beywörtern gegeben, die von den Namen der Oerter und der Personen, und von allen fremden Nennwörtern gemacht werden, als: europäisch, holländisch, manheimisch, halberstädtisch, stolbergisch, fränkisch, normännisch, dichterisch, malerisch, homerisch, seraphisch, musikalisch, evangelisch, biblisch, balsamisch und unzählige andre.

Bey den übrigen Beywörtern zeigt diese Sylbe allezeit etwas fehlerhaftes an, als: knechtisch, viehisch, hündisch, mürrisch, neidisch, zänkisch, tückisch, höhnisch, läppisch, diebisch, närrisch, mißtrauisch, wetterläunisch, u. s. w. In diesen und vielen andern Beyspielen scheint der üble Begriff mehr von dem Stammworte selbst, als von der Endsylbe herzurühren; es giebt

aber

aber auch Fälle, wo er von der Endsylbe allein herzukommen scheint: weibliche und weibische Sitten, das kindliche und das kindische Bezeigen, die altväterliche und die altväterische Wohnung, ein gebietender und ein gebieterischer Herr, sind Wor;e von sehr verschiedenen Begriffen. Ein schmeichelhaftes Lob kann wahr und gut gemeynet seyn; ein schmeichlerisches Lob verräth Falschheit: „Leget diese schmeichlerische Salbe nicht auf Eure Seele." Wieland, in Shakespears Hamlet. „Stets eilte mir in schmeichelhaften Träumen Ihr Schatten nach." Lieder der Deutschen. 3. Buch. Jene Salbe betrog, indem sie schmeichelte; diese Träume stellten die Wahrheit vor. Richterlich ist eine nothwendige Eigenschaft des Richters: die richterlichen Handlungen Gottes: Fosters Reden. 3. Th. 1. Rede. Richterisch ist ein Fehler an dem Richter, zeigt allzugroße Strenge an: „Mit richterisch scharfem Kiel durchackert seine Lieder Gargil," Lessings Sinnged. „Er sah nunmehr die richterische Brücke Und „fühlte schon den Beinbruch halb." Gellerts Fabeln.

2. Die Endsylbe en (n, ern,) zeigt die Materie an, woraus ein Ding besteht, als: leinen,

leinen, azuren, ledern, silbern, wächsern, zinnern, u. s. w. *)

3. Die Endsylbe **icht** wird gebraucht, wenn Dinge von Einer Art einem andern in Menge zugeschrieben werden: z. E. sandicht, felsicht, bergicht, büschicht, stachelicht, dornicht, wolkicht rc. **)

Unter diesen beyden Endungen wird allemal ein Unterschied beobachtet. Ich sage: dieses Fell ist haaricht, das heißt, es hat Haare; dieses Sieb ist hären, das heißt, es besteht ganz aus Haaren. Das Wasser ist kupfericht, es hat etwas vom Kupfer, es hat Kupfertheile in sich; das Gefäß ist kupfern, es ist ganz von Kupfer gemacht. Der Apfel ist holzicht, die Bank hölzern; das Land ist steinicht, der Krug steinern; der Acker ist thonicht, die Pfeife thönern; der Fluß ist leimicht, die Hütte leimern; der

*) Dieses en hieß ehemals in: seidin, güldin, silberin; gleichsam: in Seide, in Gold, in Silber.

**) Icht bedeutet bey unsern Alten etwas, und ward ehemals iht geschrieben und icht ausgesprochen:

Sun, du solt selten schaffen iht,
An diner wisen Friunde Rat.

Winsbeke, in der Samml. von Minnesingern, 2 Th. S. 253.

Andre leiten diese Endsylbe von dem Fränkischen auchon, vermehren her, wovon wir noch das Stammwort auch besitzen.

der Sand ist glasicht, der Leuchter ist gläsern. Hiernach richten sich auch die Poeten bey Bildung neuer Wörter. Sie sagen in dem einen Verstande mit der ganzen Welt: wässerichte Dinte, oder verblühmt: eine wässerichte Schreibart; und in dem andern Verstande, wie Bodmer in der Kolombona: die wässerne Rennbahn; und Kleist im Frühlinge: wässerne Felsen. Sie sagen im gemeinen Leben: diese Fische sind fleischicht; und mit dem Theokrit: Statt deiner goldenen Fische wirst du fleischerne suchen müssen.

Von diesen drey Gattungen der Beywörter in isch, in und icht läßt sich kein Nennwort in heit oder keit bilden, welches von den übrigen Gattungen doch sehr häufig geschieht. Man kann nicht sagen: die Römischheit oder die Katonischkeit, die Barbarischheit oder die Neidischkeit. Das Entspringen aus einem Orte, oder von einer Person, oder von einem Dinge, das die Stelle einer Person vertritt, konnte nicht schicklich zu einer Person gemacht werden. Aus den Beywörtern in en kann man eben so wenig dergleichen Nennwörter bilden. Man kann nicht sagen, die Goldenheit: der Begriff golden oder in Gold konnte nicht füglich zu einer Person erhoben werden. Mit den Beywörtern in icht verhält es sich eben so. Das Stammwort

icht heißt etwas, und ist also bereits ein abgezogenes Ding, ein personificirtes Wort: sollte es noch einmal zu einem solchen gemacht werden, wollte man, zum Exempel, sagen die Milchichtheit: so würde dieses so barbarisch klingen, als Aliquidditas.

Auch läßt sich von diesen drey Gattungen der Beywörter, theils des Wohllauts wegen, theils wegen des Begriffes der Sache selbst, kein Superlativus machen. Die Wörter in isch, die von den eigenen Namen der Oerter und Personen hergenommen werden, leiden keine Vergrösserung. Einem Dinge, das wirklich aus Europa, wirklich vom Homer herkömmt, kann man nichts entgegensetzen, was in noch grösserm oder im größten Grade aus Europa oder vom Homer herkommen sollte. Indessen hat man doch in neuern Zeiten, aus Liebe zur Kürze, den Komparativus gewagt: z. E. es ist weit römischer, weit horazischer rc. Die übrigen Wörter in isch nehmen den Komparativus an, aber nicht den Superlativus: wir sagen nicht, am argwöhnischsten. Die Ursache ist allein der Wohllaut. Setzen wir ein e dazwischen und sagen, am argwöhnischesten, so haben wir drey kurze Sylben hintereinander, welches unsrer Prosodie zuwider ist; drey kurze Sylben mit Konsonan-

ten beschwert lassen sich nicht leicht und deutlich genug herausbringen. Was die Beywörter in en betrifft, so leiden diese gar keine Vergrösserung. Golden heißt schon ein Ding, das ganz von Golde ist: durch den Komparativus und Superlativus kann nichts mehr hinzugethan werden; es müßte denn im Scherze geschehen: wie, wenn ein komischer Dichter sagt: kein Stein ist steinerner. Bey der dritten Gattung in icht findet zwar ein Komparativus statt, wir können sagen milchichter, weil diese Endung mehr als etwas bedeutet; wir sagen aber nicht am milchichtsten. Vielleicht allein des Uebellauts wegen, vielleicht aber auch, weil dieses eben so viel heißen würde, als: am meisten etwas, welches einen Widerspruch enthält.

4. Die Endsylbe lich bedeutet ihrem Ursprunge nach 1. so viel als gleich; und in diesem Verstande wird sie allein an die Nennwörter gehängt: z. E. brüderlich, weltlich, röthlich, bitterlich, heißt: gleich einem Bruder, gleich der Welt, dem Rothen, dem Bittern gleich. 2. Wenn die Sylbe lich an die Zeitwörter gehängt wird, so bedeutet sie so viel als leicht, plattdeutsch licht, facilis, possibilis, und bildet alsdann Beywörter, die anzeigen, daß etwas möglich ist, das etwas geschehen, oder

gethan werden kann. Sie wird an die Passiva und an die Neutra, und die hiezu gehörenden Reciproka und Impersonalia gehängt. Wir wollen von allen vier Arten Beyspiele hersetzen. Erbittlich, erträglich, bezwinglich, beweglich und unbeweglich: was möglich zu erbitten ist, oder was leicht erbeten werden kann, was ertragen, bezwungen, bewegt und nicht bewegt werden kann. Unsterblich, untauglich, unaufhörlich was nicht stirbt, was nicht taugt, nicht aufhört. Endlich, schicklich, veränderlich: was sich endet, was sich schickt, was sich verändert. Schmerzlich, verdrießlich, beweglich: was uns schmerzt, uns verdrießt, uns bewegt.

Zu diesen aus Zeitwörtern gemachten Beywörtern gehören noch einige, die aus Nennwörtern gemacht werden, aber allein aus solchen, die eine Zeit anzeigen, als: augenblicklich, wöchentlich, monathlich, was im Augenblick, in jeder Woche, in jedem Monath geschieht.

5. Die Endsylbe ig, welche die Kraft des Worts eigen *) hat, giebt den Wörtern die Bedeutung von haben, besitzen, in sich begreifen, als: zornig, feurig, gnädig, giftig, unschuldig,

*) Im Gothischen heißt haben, besitzen: *aigan*, im Angelsächsischen *agan*, im Fränkischen *eigan*, im Isländischen *eiga*, im Schwedischen *æga*, im Griechischen ἔχειν

dig, rachgierig: was Zorn, Feuer, Gnade, Gift, Unschuld, Rachgier hat.

Wegen dieser Bedeutung des Besitzes, des Eigenthums, sind dergleichen Beywörter ursprünglich aus Nennwörtern gemacht worden. *) Von diesen Nennwörtern sind einige ziemlich veraltet, andre gar verloren gegangen, oder nur noch in den verwandten Sprachen anzutreffen. Z. E. Unbillig kömmt von dem alten Substantiv Unbill her, wovon das Stammwort Bill noch im Englischen übrig ist. „Noch Unbill, noch Versehn kann vom Allweisen kommen“ Haller. — Beliebig von Belieb: „Die Bibel, Gottes Wort, ist mein Belieb im Leben“ Logau. — Wichtig von Gewicht oder Wicht, englisch weight. — Tüchtig, englisch doughty, von dem niedersächsischen Ducht, (Holländisch Deugd, Isländisch Dygd,) wovon der Gegensatz Unducht noch im Gebrauche ist.

Man erlaube uns, noch einige Exempel hiervon anzuführen, die zum Theil unsre Rechtschreibung berichtigen können. Ausbündig kömmt nicht unmittelbar von ausbinden her,

*) Einige auch aus Fürwörtern, welche allemal die Stelle der Nennwörter vertreten, als: meinig, deinig, seinig, eurig: was mein, dein, sein, euer eigen ist. Imgleichen nichtig, von dem Fürworte icht, etwas, und der Verneinungspartikel ni.

sondern von Ausbund: so wie brüchig nicht von brechen, sondern von Bruch herkömmt. — Spitzfündig kömmt her von Fund: ein spitzer oder schlauer Fund oder Griff; denn spitz heißt schlau: daher Spitzbube, Spitzkopf. — Rüstig, wehrhaft, von dem Nennworte Rüst: daher Rüstkammer. — Stätig, von Stäte: was auf einer Stäte bleibt. — Fähig von Fähe, captus: „die Fähe des Verstandes„ — Irrig, richtig, von den Nennwörtern die Irre, die Richte. — Eilig und langweilig, von Eile und Langweile. — Freygebig, von dem alten Geb: der Gastgeb, der Rathgeb. — Abtrünnig, von dem alten Nennwort Abtrun, truncus: „Wir werden das Abtrun der Leute„ — Geschmeidig von Geschmeid, d. i. von dem Gestein, das viele Erztheile hat und also schmiedebar ist. — Einhällig von Einhall, unisonus; mißhällig von Mißhall. Hall aber hat seinen Ursprung von dem alten Zeitworte hellen, und dieses von hell, welches eben so von dem Schalle, als von dem Lichte gilt. — Selig, was Sel, Selde hat, fortunam bonam; trübselig, drangselig, was Trübsal, Drangsal hat, fortunam malam. — Ueppig, was Uppe besitzt: ein Wort welches vanitas bedeutet: *Tenchende in Uppe*, meditantes inania, heißt es in Notkers zweytem

Psalme

Psalme Davids. — Ledig, was Lede hat. Lede gebrauchte man von einem wüsten Acker; wenn der Acker gebaut ward, so hieß es: er ist aus der Lede gerissen. — Innwendig, auswendig, abwendig, kömmt von wendig her: Notkers Psalter Davids, 41, 5. *Mina Sela ist uuendig, Gott ist unuuendig;* und dieses wendig kömmt von Wende her: *Suesse Wende miner Smerzen.* Sammlung von Minnesingern, 1 Th. S. 199. daher haben wir noch Sonnenwende. — Ewig heißt was Ewe hat, was eine lange Zeit hat, ævum: *in Aiwa* heißt in des Ulfilas Gothischer Uebersetzung des Matthäus, in Ewigkeit; und Eeuw heißt noch itzt im Holländischen ein Jahrhundert.

Daß die Beywörter in ig die Bedeutung des Besitzens haben, sieht man am deutlichsten, wenn man sie mit ähnlichen Worten vergleicht, die eine andre Endsylbe an sich nehmen: z. E. geistig heißt, was viel Geist hat, als: geistiger Wein; geistlich bedeutet was dem Geiste gleich ist, zum Orden des Geistes gehört. — Zeitig heißt, was seine Zeit schon hat, als: eine zeitige Traube; zeitlich hingegen, was zur Zeit gehört, der Zeit gleicht, als: zeitliche Güter. — Ein thätiger, unthätiger, wunderthätiger Mann, heißt ein solcher, der Wirksamkeit hat oder nicht

hat, der die Gabe besitzt, Wunder zu thun; eine thätliche Beleidigung aber heißt eine solche, die der wirklichen That gleich ist. — Eben dieser Unterschied ist unter leidlich, was zu leiden ist, und leidig, was Leid bey sich hat, Leid mit sich bringt; unter sichtbar oder sichtlich, was gesehen werden kann, und sichtig, was ein Gesicht hat, als kurzsichtig, scharfsichtig; unter jährlich, was alle Jahre geschieht, und jährig, was ein ganzes Jahr hat, als: ein jähriges Lamm; unter täglich, was alle Tage geschieht, und tägig, als: dreytägig, viertägig, was eine Zeit von drey, von vier Tagen einnimmt; unter stündlich, was alle Stunden geschieht, und stündig, dreystündig, was eine oder drey Stunden in sich begreift. *)

6. Die Endsylbe sam war ursprünglich eine Vergleichungspartikel und bedeutete gleich als: In solcher Röte, sam ein fürig Flamme; .... Si lühtet, sam die Sonne: heißt es

*) Ig und icht sind nahe verwandt, weil beide ein Haben, ein Besitzen in sich schließen: beide werden daher auch oft mit einander verwechselt. Indessen darf man nur untersuchen, ob ein Wort allezeit und durchgehends eine Menge von Theilen bezeichnet, oder ob es auch ein einzelnes Ding anzuzeigen dient; findet der letztere Fall Statt, so wird die Endsylbe ig, welche zugleich wohlklingender ist, billig vorgezogen: z. E. dreysylbig, einsylbig; doppelzüngig, süßzüngig; hundertäugig, starräugig; vielköpfig, grauköpfig ꝛc.

es in dem alten Minnegesange des Markgrafen Otto von Brandenburg mit dem Pfeile.

Der Beywörter, die auf sam ausgehen, sind wenige an der Zahl. Man sieht leicht die Ursach: die Endsylbe sam kömmt mit der Endsylbe lich überein: grausam horori simile, von Graus, horror; seltsam von seld, selten, raro simile; einsam, soli simile, von ein, welches im Fränkischen so viel, als alleinig hieß: Der Mensch lebet nicht allein vom Brodte, In themo einen Brote ni libet der Man. *Tatianus harm. Evang. Cap. XV. 3.*

Man hängt diese Sylbe, eben so wie die Sylbe lich, an die Zeitwörter: folgsam, wachsam, wirksam, sparsam, sorgsam, arbeitsam, wer folgt, wacht, wirkt, spart, sorgt, arbeitet; furchtsam, enthaltsam, behutsam, wer sich fürchtet, sich enthält, sich behütet. Wir unterscheiden, durch Hülfe dieser Endung sittsam, empfindsam, furchtsam, gewaltsam, von sittlich, von empfindlich, von furchtbar, und von gewaltig.

7. Die Endsylbe haft schließt den Begriff von haben in sich, und kömmt also mit der Endsylbe ig überein, als: schamhaft, ernsthaft, lebhaft, tugendhaft, mangelhaft, gewissenhaft, was Scham, Ernst, Leben, Tugend, Mangel, Gewissen hat. Auch diese Endung ist nicht umsonst beybehalten

worden: wir unterscheiden dadurch schädlich, was schadet, von schadhaft, was Schaden hat; schrecklich von schreckhaft, herzlich von herzhaft.

Um aus den Beywörtern in haft wohlklingende Nennwörter in keit zu bilden, bedient man sich der Endsylbe ig, als: Standhaftigkeit, Lebhaftigkeit, Flatterhaftigkeit, Schwatzhaftigkeit. Eben so macht man es, wenn man aus den einsylbigen Stammbeywörtern dergleichen Nennwörter zu bilden hat, als: Härtigkeit, Süßigkeit, Müdigkeit, Reinigkeit. Ehemals gebrauchte man zu Bildung dieser Nennwörter in beiden Fällen bloß den Buchstaben i oder e, welches die Aussprache noch lieblicher machte: Begreiff der Schalen Hertikeit; --- Verschmachent lange Süſſikeit, heißt es in der ersten Fabel des von Riedenburg.

8. Die Endsylbe bar kömmt von dem alten bären, tragen her, englisch to bear: so wie der Lateiner fer in lucifer, fructifer von ferre herkömmt. Fruchtbar, lastbar, zinsbar, undankbar, dienstbar, was Frucht, Last, Zins, Undank, Dienste trägt.

Wenn bar aber von dem alten Zeitworte baren, thun, verrichten herkömmt; (wovon noch im gerichtlichen Styl schalten und gebaren übrig ist:) so vertritt es die Stelle der Endsylbe lich im

zwey-

zweyten Verstande; es bedeutet nehmlich so viel, als facilis, possibilis, was zu thun ist, was möglich ist. Zu Folge dieses Begriffes heißt unheilbar, was nicht zu heilen ist, unbrauchbar, was nicht zu brauchen ist, unzählbar, unschätzbar, was nicht zu zählen, nicht zu schätzen ist. ꝛc.

Dieses Suffixum thut uns gute Dienste bey Erschaffung neuer Wörter, als: hörbar, fühlbar, trinkbar, eßbar, unstillbar, unnennbar, unverwundbar; oder bey Festsetzung doppelter Begriffe: Z. E. wunderbar, zum Unterschiede von wunderlich; mannbar, zum Unterschiede von männlich; ehrbar zum Unterschiede von ehrlich; unempfindbar zum Unterschiede von unempfindlich; unbetrachtbar zum Unterschiede von unbeträchtlich.

So viel von der Bildung der deutschen Beywörter. Wir können hier weder einiger Ausnahmen erwähnen, (alle Regeln leiden dergleichen,) noch auch die scheinbaren Abweichungen wieder zu ihren Regeln zurückführen. Durch diejenigen Abweichungen, die wir in den Provinzialsprachen des gemeinen Volks antreffen, oder die sich an vielen Orten in den Kanzeleystyl eingeschlichen haben, muß man sich nicht irre machen lassen.

Ende des vierten Bandes.

Verzeichniß
der Kapitel des vierten Bandes.

Dritter Theil.
Von den Gattungen in Prose.

Vorerinnerung. S. 3

Erster Artikel.

Von der Rede. S. 11
Was ist die Rede. ebend.
Vier verrichtungen eines Redners. 12

Erster Abschnitt.

Von der rednerischen Erfindung. 17
1. Kap. Verschiedene Gattungen der Rede. 17
1. Ehrenrede. 18
2. Berathschlagungsrede. 21
3. Gerichtliche Rede. 22

2. Kap.

2. Kap. Von den rednerischen Schlüssen. S. 27
3. = = Loci kommunes einer Rede. 33
4. = = Von den Sitten, als Miteln zur Ueberredung. 41
5. = = Von den rednerischen Leidenschaften. 45

Zweyter Abschnitt.

Von der Anordnung der Rede. S. 51
1. Kap. Von dem Eingange. 52
2. = = Von der Erzählung und Führung der Beweise. 56

Dritter Abschnitt.

Von dem rednerischen Ausdrucke. S. 63
1. Kap. Was der Ausdruck ist. 64
2. = = Eigenschaften der Gedanken und Ausdrücke.
Logikalische Eigenschaften. 67
Eigenschaften des Geschmacks. 73
3. = = Von den Tropen. 82
4. = = Anordnung und Stellung, welche die Figuren hervorbringt. Figuren der Worte. 91
5. = = Figuren der Gedanken.
Reizende Figuren. 98
Rührende Figuren. 110
6. = = Stellung der Wörter in Absicht auf die Harmonie. 116

7. Kap.

7. Kap. Von der oratorischen Melodie. S. 119
8. = = Von dem oratorischen Numerus.
Verschiedene Bedeutungen dieses Worts. 131
1. Vom Numerus als einem Verhältnisse mehrerer Absätze oder Rythmen. 133
2. Vom Numerus, als einem Schlußfalle. 151
3. Vom Numerus, als einer Bewegung. 156
4. Vom Numerus, als einem Sylbenmaße. 156
9. = = Von der oratorischen Harmonie, die in den Worte liegt. 169
10. = = Von der Harmonie des Styls. 177
11. = = Von den verschiedene Arten des Styls. 190
12. = = Daß die Wahrheit, die Deutlichkeit, die Stärke, mit einen Worte, die Naivität der Rede mehrentheils von der natürlichen Anordnung der Worte entstehe. 199
13. = = Von den übrigen Eigenschaften der Schreibart. 217
14. = = Art und Weise sich den Styl zu formiren. 223

Vierter Abschnitt.

Von der Aktion. S. 229
1. Kap. Von der Aktion junger Leute in öffentlichen Redeübungen. ebend.
2. = = Wichtigkeit der rednerischen Aktion. 237

3. Kap.

3. Kap. Wie viel Dinge bey der rednerischen Aktion zu beobachten sind. S. 242

Zweyter Artikel.

Von der historischen Erzählung.

1. Kap. Von der Eigenschaft der historischen Erzählung und ihren verschiedenen Arten. S. 261
2. = = Charakter der heiligen Geschichte. 266
3. = = Von der weltlichen Geschichte. 274
4. = = Von den besondern Geschichten. 281
5. = = Schreibart der Geschichte. 288
6. = = Von der Naturgeschichte. 297

Dritter Artikel.

Von der Schreibart der Briefe. S. 306

Anhang.

Von den Wortfügungen der lateinischen und deutschen Sprache und den Grundsätzen der Uebersetzungskunst S. 329
1. Kap. Von der lateinischen Wortfügung. 333
2. = = Daß die lateinische Wortfügung nur durch die Harmonie zerstöret wird. 354
3. = = Von der deutschen Wortfügung. 362

4. Kap. Folgen aus der vorhergehenden Lehre in Ansehung der Uebersetzungskunst. S. 389
5. = = Einige besondere Regeln der Uebersetzungskunst für die verschiedenen Gattungen. 403

Zugabe.

Von den Endsylben der deutschen Beywörter. S. 413

Ende des Verzeichnisses vom vierten und letzten Bande.

(1-4) xxxxxxxxx 8.86
12.89

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Batteux, Charles,

Einleitung in die Schönen Wissenschaften

Bd.: Vierter Band

Leipzig 1769

L.eleg.g. 28 m-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573270-9
VD18 80335179-001